

Inhalt

1. Einleitung: Zur Relevanz von Texten und Textanalysen	7
2. Textanalyse in der Textlinguistik.	13
2.1 Was ist ein Text? Zum Textbegriff	13
2.2 Typische Textmerkmale: Kriterien der Textualität	18
2.3 Der funktional-kognitive Ansatz: Texte als Spuren, Texte als Signale	22
2.4 Methoden.	24
3. Textsorten und Funktionen von Texten	39
3.1 Zur Bestimmung von Textsorten.	39
3.2 Schriftlichkeit und Mündlichkeit	45
4. Text und Welt.	50
4.1 Referenz und Textreferenten	50
4.2 Textweltmodelle: Referenzialisierung und Konzeptualisierung	58
4.3 Referenzielle Unterspezifikation und konzeptuelle Elaboration	63
4.3.1 Zur Konstruktivität des Rezipienten: Lesen als aktiver Gedächtnisprozess.	63
4.3.2 Die Rolle des Weltwissens beim Textverstehen: Schemata, Skripts und Inferenzen	70
5. Kohärenztheorie	74
5.1 Kohäsion und Kohärenz: Prinzipien der Vertextung	74
5.2 Explizite und implizite Kohärenzrelationen.	84
5.3 Kohärenz als das Ergebnis kognitiver Prozesse: Lokale und globale Kohärenz	89
5.4 Thema und Makrostrukturen: Wovon handelt der Text?.	96
5.5 Anaphorik und Informationsstruktur: Kontinuität und Progression	104
5.5.1 Progressionstypen und Themenentfaltung	104
5.5.2 Anaphorik und Kataphorik: Direkte und indirekte Typen	110
6. Angewandte Textanalyse	128
6.1 Auf der Suche nach dem Sinn: Textsinnerschließung und interpretative Inferenzen	128
6.2 Perspektivierung und Evaluierung	134
6.3 Spuren im Text = Spuren zum Täter? Forensische Linguistik – Ein Anwendungsfeld für die Textlinguistik.	141
6.4 Zum Persuasionspotenzial von Texten	146

6.4.1	Texte als meinungsbildende Strukturen	147
6.4.2	Bewusstseinslenkung: Spannung als Wissensaufbau im Textweltmodell	150
	Notationsverzeichnis	153
	Forschungsliteratur.	154

1. Einleitung:

Zur Relevanz von Texten und Textanalysen

Texte begleiten und prägen unser gesamtes Leben. Es vergeht kaum ein Tag, an dem wir nicht wenigstens einen Text gelesen oder geschrieben haben. Wir erhalten und versenden E-Mails oder SMS, lesen eine Zeitung oder Artikel im Internet, sehen Werbeplakate, Formulare, Informationszettel, schmökern in Büchern, konzentrieren uns auf wissenschaftliche Aufsätze oder suchen Informationen in Enzyklopädiën. Wir zitieren Stellen aus Texten, die wir gelesen haben, erinnern uns an Kinderlieder und rezitieren Gedichte, berichten anderen von Romanen, die wir gerade lesen, verfassen Briefe oder Einkaufszettel, Protokolle oder Rechnungen, Hausarbeiten oder Tagebucheinträge. Texte informieren uns über die Welt, geben Gedanken und Meinungen an andere weiter, legen Gesetze und Normen fest, geben Anleitungen, halten historisches Wissen fest. Manche der vielen Texte, die uns täglich begegnen, schauen wir nur flüchtig an, zum Teil registrieren wir sie kaum, andere dagegen werden sehr sorgfältig studiert und sogar analysiert. Ein Kochrezept wie (1)

(1) Zutaten für die Scones

Für 16 Stück braucht man: 500 g Mehl, $\frac{3}{4}$ –1 Päckchen Backpulver, 1 TL Salz, 80 g Zucker, 100 g weiche Butter, 1 Ei und etwa 50 ml Milch. Mehl, Zucker und Backpulver gut mischen, die weiche Butter in Flöckchen hineingeben und mit einem Messer oder einer Gabel gut vermischen, bis eine krümelige Konsistenz entsteht.

verlangt von uns wenig Fantasie, wir vermuten keinen tieferen Sinn dahinter, sondern benutzen es, um eine alltägliche Handlung nachzuvollziehen. Ein Gedicht wie (2) dagegen versuchen wir zu interpretieren, d. h. einen Sinn darin zu erkennen, es weckt unsere Neugier und verlangt eine geistige Auseinandersetzung mit dem Text.

(2) das schwarze geheimnis

ist hier
hier ist
das schwarze geheimnis

(Eugen Gomringer, *das schwarze geheimnis*)

Wir finden Texte langweilig oder spannend, informativ oder nichtssagend, schwer oder leicht verständlich, zusammenhängend und gut strukturiert oder konfus und inkohärent.

Es gibt Texte, die einen tiefen Eindruck bei uns hinterlassen, die unter Umständen unser gesamtes Leben beeinflussen. Ein Abschieds- oder Trennungsbrief kann Verzweiflung und Kummer auslösen, ein Liebesgedicht Glück und Freude, eine Urkunde be- und festlegen, dass wir eine bestimmte Ausbildung absolviert haben oder dass wir in einer festen Anstellung sind. Ein

bestimmter Roman kann eine neue Erlebensdimension in uns aktivieren, uns geistig und emotional stimulieren, ein Sachbuch völlig neue Erkenntnisse vermitteln.

Es gehört allgemein zu den Eigenschaften sprachlicher Äußerungen, dass sie einerseits der Informationsvermittlung dienen, andererseits auch der Etablierung und Steuerung von sozialen Beziehungen. Mit Texten fordern wir andere zu etwas auf, entschuldigen wir uns, beleidigen andere, machen glücklich, wiegeln wir auf. Texte können einen neuen gesellschaftlichen Zustand schaffen, z. B. zwischen zwei Menschen das Ja-Wort auf dem Standesamt oder eine Kriegserklärung zwischen zwei Staaten.

Realität Texte bilden also nicht nur Realität ab, sie erzeugen auch Realitäten. Nicht nur fiktive Texte erzeugen bestimmte Welten, auch politische, ideologische Texte können die Welt auf eine bestimmte Weise zeigen. Ein Text kann den Blick auf die Welt in bestimmter Weise lenken und Wirklichkeiten oder Bewertungssysteme erzeugen. Ein Text wie (3) vermittelt die fremdenfeindliche Bewertung, man müsse vor Ausländern Angst haben:

(3) „Gegen den Willen des deutschen Volkes [...] wurden von Großkapital, Regierung und Gewerkschaften Millionen von Ausländern nach Deutschland eingeschleust. Durch massenhafte Einbürgerungen wird das deutsche Staatsbürgerrecht aufgeweicht und das Existenzrecht des deutschen Volkes in Frage gestellt“ (Punkt 10 des Parteiprogramms der NPD, www.npd.de, 04.06.2010)

Ein Werbetext wie *Liebe ist, wenn es Landliebe ist* zu Bildern einer glücklichen Familie suggeriert zwischen den Zeilen die Bewertung, dass gute Eltern ihren Kindern bestimmte Milchprodukte kaufen. Solche implizit vermittelten Informationen, sogenannte Implikaturen, spielen oft eine wichtigere Rolle als die tatsächlich ausgedrückten, wörtlich vermittelten Informationen.

kollektives
Gedächtnis In Texten spiegelt sich das kulturelle Wissen ganzer Gesellschaften wider, sie sind Teil des kollektiven Gedächtnisses und konservieren Kenntnisse unserer Vergangenheit. Die Thora, die Bibel und der Koran sind die Basis der großen Weltreligionen. Durch Texte werden Normen kodifiziert, Werte tradiert und Kulturinhalte vermittelt. Der Literat und Philosoph Johann Gottfried Herder hat daher erklärt, dass der Mensch seine Wahrnehmungsmerkmale in „Zeichen“ fasst, mit denen er sich die Welt erklärt und „Merkmale in Buch seiner Herrschaft“ einträgt (zit. n. Hartmann 2000: 83).

Texte legen Gesetzgebungen von Gesellschaften fest, steuern, initiieren und begleiten politische (Entscheidungs-)Prozesse, massenmediale Texte können Meinungen bilden und manipulieren. Politische Kämpfe sind oft Kämpfe um die Definitionshoheit über Wörter, wie *sozial*, *Freiheit* und *demokratisch*. Ein Satz wie *Die Juden sind unser Unglück* (Heinrich Gotthardt von Treitschke, 1879: 575) spaltet eine Bevölkerung in zwei Gruppen und vermittelt damit zugleich ein Bedrohungspotenzial und Feindbild (das in der realen Welt gar nicht gegeben ist).

Der Schriftsteller und Philosoph Pascal Mercier schreibt diesbezüglich in seinem Roman *Nachtzug nach Lissabon*:

„Dass Worte etwas bewirkten, dass sie jemanden in Bewegung setzen oder aufhalten, zum Lachen oder Weinen bringen konnten: Schon als

Kind hatte er es rätselhaft gefunden, und es hatte nie aufgehört, ihn zu beeindrucken. Wie machten die Worte das? War es nicht wie Magie?“ (Mercier 2006: 59)

Was hier poetisch im Roman als *Magie* bezeichnet wird, nannte Sigmund Freud die „Zauberkraft“ der Worte (Freud 1916/1969: 43). Wissenschaftlicher ausgedrückt handelt es sich hierbei um die persuasive Funktion von Sprache, Menschen zum Handeln zu bewegen, sie glücklich oder unglücklich zu machen, sie zu überzeugen oder zu überreden. Dieses persuasive Potenzial von Texten ergibt sich aus der Instrument- und Handlungsfunktion von Sprache, Bewusstseinsinhalte zu aktivieren oder zu verändern, Gefühle zu wecken oder zu intensivieren und Handlungsimpulse auszulösen. Um zu verstehen, wie Texte benutzt werden können, um andere Menschen zu informieren, zu beeinflussen etc., muss man verstehen, was Texte für Gebilde sind, wie sie aufgebaut werden, nach welchen Prinzipien sie funktionieren und wie sie verarbeitet werden.

Die Textlinguistik beschäftigt sich als wissenschaftliche Disziplin mit der Struktur, der Funktion und der Verarbeitung von Texten: Sie analysiert, nach welchen Prinzipien Texte gebildet sind und wie wir die komplexen Inhalte anordnen, die wir an andere weitergeben, und mit welchen sprachlichen Mitteln Information vermittelt wird. Sie beschreibt dabei, wie Form und Inhalt eines Textes zusammenhängen. Es geht aber auch um die Frage, inwiefern uns Typen von Texten oft ganz maßgeblich in unseren Entscheidungen, Meinungen, Stimmungen, Handlungen beeinflussen. Welche Merkmale von Texten sind besonders verantwortlich für dieses Persuasions- und Emotionspotenzial? Und was machen wir eigentlich geistig, wenn wir Texte schreiben oder lesen? Welche mentalen Prozesse laufen in unseren Köpfen ab, wenn wir Textinformationen verarbeiten? Worin genau besteht die Kompetenz zur Textproduktion und -rezeption?

Die umfassende Bedeutung von Texten für den Alltag von Menschen, ihre komplexe sprachliche Struktur und schließlich die Interaktion verschiedenster kognitiver Prozesse bei ihrer Verarbeitung verlangen eine intensive Beschäftigung mit allen Aspekten der Textlinguistik. Diese Einführung vermittelt grundlegende Kenntnisse über Annahmen und Methoden der textlinguistischen Untersuchung, also einer wissenschaftlichen Analyse von Texten. Was unterscheidet den alltäglichen Umgang mit Texten von einer wissenschaftlichen Analyse? Im alltäglichen Leben machen wir uns meist nicht bewusst, was wir tun, wenn wir mit Texten umgehen. Die meisten sprachlichen Prozesse laufen automatisch und so selbstverständlich ab, dass wir die dahinterliegenden Kompetenzen und Routinen gar nicht erkennen können. Die berühmte Textstelle von Augustinus über die Zeit lässt sich auch auf die Beschäftigung mit Texten übertragen: „Was also ist die Zeit? Wenn mich niemand fragt, weiß ich; wenn ich es einem Fragenden erklären will, weiß ich nicht.“ (*Confessiones* XI, 14, 22 f.)

Auch bei Texten sind wir überzeugt, zu wissen, worum es sich handelt. Versuchen wir jedoch, unsere Intuition genauer zu beschreiben und klare Aussagen über Texte, ihre Struktur und Funktion zu machen, geraten wir bald ins Stocken oder wir artikulieren subjektive, oft nicht nachprüfbare Eindrücke. Viele wichtige Aspekte von Texten fallen uns gar nicht mehr auf;

Aufgaben der
Textlinguistik

intuitives Textwissen

z. B., dass sie oft wörtlich etwas anderes beinhalten als das Gemeinte, so dass wir zusätzliches Wissen aktivieren müssen, um sie zu verstehen: Jeder, der auf die Frage *Wissen Sie, wie viel Uhr es ist?* als Antwort lediglich ein *Ja* und sonst keine weitere Auskunft erhält, stößt automatisch auf dieses Phänomen. Jeder, der eine Schlagzeile wie *Bus rollt über Bein!* liest und dabei automatisch, blitzschnell und ohne zu überlegen aufgrund dieser geringen Information im Verstehensprozess die geistige Repräsentation eines komplexen Sachverhalts konstruiert, aktiviert Weltwissen aus seinem Langzeitgedächtnis, ohne sich dessen bewusst zu sein. Die textuelle Kompetenz funktioniert, ohne dass wir dies bemerken und darüber reflektieren.

Der Sprachphilosoph Wittgenstein hat dieses Phänomen folgendermaßen beschrieben: „Wir können es nicht bemerken, weil wir es immer vor Augen haben.“ (zit. n. Mausfeld 2005: 47). Die routinierte Selbstverständlichkeit blockiert so den analytischen Blick auf Texte und verhindert oft ein kritisches Wahrnehmen. Auf die Oberfläche des Textes, d. h. seine grammatischen und lexikalischen Verknüpfungsformen achten wir ohnehin kaum (es sei denn, es gibt Verständnisprobleme), vielmehr konzentrieren wir uns fast ausschließlich auf den Inhalt von Texten. Texte sind aber immer Form-Inhalt-Kopplungen: Ohne Formen können wir keine Inhalte vermitteln (da wir nicht Gedankenlesen können). Die Art und Weise der Realisierung, der Kodierung von Inhalten spielt oft eine besonders wichtige Rolle; sie entscheidet darüber, ob ein Text als schwer oder leicht verständlich, innovativ oder abgedroschen empfunden wird.

Die Textlinguistik blickt auf Texte als sprachliche Gebilde an sich und untersucht alle wesentlichen Charakteristika von Texten als Texte, anders als Disziplinen wie Literaturwissenschaft, Hermeneutik, Pädagogik oder Rechtswissenschaft, die nur jeweils bestimmte Aspekte betrachten (z. B. Ästhetik von Texten, Sinnauslegung). Die Textlinguistik will die Beziehung zwischen Form, Bedeutung und Funktion beschreiben, Implizites explizieren, Unbewusstes bewusst machen und Alltägliches und scheinbar Selbstverständliches kritisch reflektieren. Hierzu benutzt die Textlinguistik, wie andere Wissenschaften auch, ihre eigene Fachterminologie; sie stellt möglichst präzise Beschreibungs- und Erklärungsmodelle auf, um transparent zu machen, was wir als normaler Sprachbenutzer beim Textverstehen vielleicht intuitiv wahrnehmen und fühlen, aber nicht präzise formulieren und erklären können. Dabei gilt für die Textlinguistik, was für alle empirischen Geisteswissenschaften gilt: Ihre Annahmen, Theorien und Modelle sollen nicht nur intersubjektiv nachvollziehbar sein (dazu müssen sie in sich widerspruchsfrei sein und im Einklang mit den Erkenntnissen von Nachbardisziplinen wie Kognitions- und Neuropsychologie stehen), sie sollen auch überprüfbar sein, insbesondere durch systematische Beobachtung und Analyse „echter“ Texte (im Gegensatz zu Beispielen, die eigens dazu erfunden werden, die eigene Theorie zu belegen).

Zum einen gibt die Textlinguistik also ein Werkzeug an die Hand bzw. in den Kopf, das ermöglicht, Texte angemessen zu beschreiben und zu erklären: eine Fähigkeit, die nicht nur für Sprach- und Literaturwissenschaftler sowie Lehrer wichtig ist. Denken Sie an die Tätigkeit von Lektoren, Journalisten, Medienberatern, PR-Leuten, Werbefachleuten, Redenschreibern und forensisch arbeitenden Kriminalisten, von Vorurteilsforschern und Histori-

kern. Alle diese Tätigkeiten erfordern einen geübten Blick auf Texte, ihre Strukturen und ihre Funktionen. Zum anderen aber soll durch die textwissenschaftliche Analyse auch ganz allgemein der Umgang mit Texten reflektierter und kritischer werden. Die Leser dieses Buches sollen in der Lage sein zu erkennen und zu beschreiben, was an bestimmten Texten besonders, auffällig, interessant und u. U. auch gefährlich ist. Texte vermitteln Wissen über die Welt, aber sie schaffen auch Welten und prägen Wertvorstellungen (und dies nicht nur in der Literatur, sondern auch im politischen, ideologiegeprägten Diskurs und im Werbereich).

Dass wir Texte produzieren und rezipieren können, ist Ausdruck unserer sprachlichen und insbesondere unserer textuellen Kompetenz. Insofern sind Texte als Spuren der geistigen Aktivität von Menschen zu betrachten. Sie verateten uns ganz konkret etwas über ihre Verfasser und geben u. a. Einblick in Situationszusammenhänge oder andere geschichtliche Epochen. Textanalysen decken Argumentationsmuster und manipulative Strategien auf, legen stilistische und ästhetische Dimensionen frei, machen nur Angedeutetes klar und transparent. Textanalysen ermöglichen es aber auch, geistige Prozesse zu rekonstruieren, nämlich was die mentale Basis unserer Textkompetenz ist, geben also Aufschluss über eine entscheidende, zentrale geistige Fähigkeit des Menschen. Konkrete Texte sind Spuren der Kompetenz, die als abstrakte, nicht sofort fassbare Eigenschaft dem sprachlichen Handeln zugrunde liegt. Sie ermöglichen also, mentale Fähigkeiten zu rekonstruieren und zeigen uns letztlich, wie die menschliche Kognition hinsichtlich der Sprachverarbeitung funktioniert und auf welche Kenntnissysteme und prozedurale Fähigkeiten sie zurückgreift, wenn wir Texte produzieren und rezipieren.

In den folgenden Kapiteln werden wir die wesentlichen Fragen, Annahmen und Methoden der Textlinguistik beschreiben und sie anhand vieler authentischer Beispiele diskutieren und anwendungsorientiert erproben.

Diese Einführung unterscheidet sich von den bereits vorliegenden Textlinguistikbüchern vor allem dadurch, dass sie erstens nicht primär strukturorientiert ist, sondern alle Komponenten textueller Kompetenz aufeinander bezieht, und sich zweitens auf natürliche Daten stützt. Dabei liegt ein Schwerpunkt auf der prozeduralen Komponente, also der Kompetenz zur Produktion und Rezeption von Texten, ohne die z. B. das zentrale Phänomen der Kohärenz, also der inhaltliche Zusammenhang von Texten, gar nicht erklärt werden kann. Dieses Buch richtet sich besonders an alle Studierenden in den philologischen Bachelor-, Master- und Lehramtsstudiengängen, die sich anhand eines komprimierten und gut verständlichen Überblicks über die wesentlichen Fragen und Ergebnisse der aktuellen Textlinguistik informieren wollen und ihre Kenntnisse anhand von Textanalysen und Übungsaufgaben erproben möchten (Übungen, Aufgaben mit Lösungen, Glossar und Tipps für Hausarbeiten finden sich auf der Seite www.linguistik.tu-berlin.de/menue/Textlinguistik-Einfuehrung/). Prinzipiell aber können alle an Texten und Textuntersuchungen Interessierten diese interdisziplinäre Abhandlung mit Gewinn lesen, da sie viele Aspekte umreißt, die in den üblichen Einführungen und Lehrbüchern nicht oder zu wenig thematisiert werden, und stets die anwendungsorientierte sowie gesellschaftsrelevante Dimension wissenschaftlicher Textanalysen berücksichtigt.

Texte als Spuren

kognitiver Ansatz Auf formale Darstellungen und die Berücksichtigung formalistischer Ansätze verzichten wir. Diese suggerieren oft nur ein höheres Maß an Wissenschaftlichkeit durch (pseudo-)mathematische Repräsentationen, bringen tatsächlich aber keinerlei Erkenntnisgewinn über Textproduktion oder -rezeption. Menschliche Kommunikation folgt generell nicht nur formalen, sondern auch mentalen und sozialen Gesetzmäßigkeiten. Ein wichtiges Anliegen dieses Buchs ist, zu zeigen, dass die Textlinguistik ein Bindeglied ist zwischen der Beschreibung interner Sprachstrukturen und der Erforschung des menschlichen Sprachgebrauchs in allen seinen Facetten und dass textlinguistische Analysen weit mehr beinhalten als die Aufzählung kohäsiver Mittel und die Beschreibung von Kohärenzrelationen. Sich auf Kohärenztheorie und Textverstehensmodelle einzulassen, bedeutet immer auch, sich mit dem eigenen Kopf, mit der menschlichen Kognition zu beschäftigen und (selbst-)kritisch dessen Funktionsweise zu reflektieren. Somit ist diese Einführung in einem doppelten Sinn anwendungsorientiert und praktisch ausgerichtet. Sie zeigt einerseits auf der Basis theoretischer Grundlagen und anhand vieler Analysen authentischer Beispiele auf, wie Kenntnisse der Textlinguistik in der alltäglichen wie auch massenmedialen Kommunikation helfen, Texte und ihr Wirkungspotenzial intensiver zu betrachten, besser zu verstehen, kritisch(er) zu beurteilen und präziser zu beschreiben. Andererseits schärft sie aber auch den Blick für die eigenen geistigen Fähigkeiten und Leistungen im Umgang mit Texten.

Dank Wir danken Maria Fritzsche, Gerrit Kotzur, Sara Neugebauer, Jonas Nölle und Sabine Reichelt für viele hilfreiche Kommentare zur Verständlichkeit aus studentischer Leserperspektive sowie die Unterstützung beim Korrekturlesen und Formatieren. Konstanze Marx gebührt Dank dafür, dass sie unser Kap. 6 durch einen Abschnitt zur forensischen Textanalyse bereichert hat.

2. Textanalyse in der Textlinguistik

2.1 Was ist ein Text? Zum Textbegriff

(1) ‚Zwölf‘

Eins Zwei Drei Vier Fünf
Fünf Vier Drei Zwei Eins
Zwei Drei Vier Fünf Sechs
Sechs Fünf Vier Drei Zwei
Sieben Sieben Sieben Sieben Sieben
Acht Eins
Neun Eins
Zehn Eins
Elf Eins
Zehn Neun Acht Sieben Sechs
Fünf Vier Drei Zwei Eins
(Kurt Schwitters, *Zwölf*)

(2) Heute Gendarmenmarkt 17.00. Konrad kommt. LG Stanzerl

(3) Knuspriges Gebäck mit Korinthen, Sonnenblumenkernen und Haselnüssen. Kann Spuren von anderen Schalenfrüchten, Ei und Sellerie enthalten. (Vitalgebäck)

Würden Sie die gerade gelesenen Beispiele als Texte bezeichnen? Die meisten Studierenden, die wir in den letzten Jahren in Seminarumfragen gebeten haben, anzugeben, was für sie ein Text ist, nannten mehrheitlich folgende Merkmale: „Ein Text besteht aus mehreren verknüpften Sätzen, ergibt Sinn, ist schriftlich, hat eine bestimmte Funktion.“ Werfen wir einen Blick auf die Etymologie, also den historischen Ursprung des Wortes *Text*, erkennen wir dort ein Merkmal, das bei der (proto)typischen Definition von *Text* wichtig ist. Das Lexem kommt nämlich vom Lateinischen *textus* (*texere* „weben, flechten“, s. auch altindisch *taksati* „(ge)zimmert“). Die Wurzel des Wortes hat mit der Bedeutung ‚Gewebtes‘, ‚verflochtenes Gebilde‘ eine Bedeutungskomponente, die auch heute noch Aktualität besitzt, wenn wir Texte, aus sprachlichem Material entstandenes Gewebe, als zusammenhängende Sprachstrukturen verstehen. Im abgeleiteten Wort *Textilie* finden wir diese Bedeutung auch. Wir werden später ausführlich erläutern, inwiefern der Zusammenhang eines Textes von besonderer Relevanz ist. Doch bleiben wir zunächst bei der Frage, wann ein sprachliches Gebilde als Text angesehen wird.

Aufgefordert, konkrete Beispiele für Texte zu nennen, kommen bei unseren Seminarteilnehmern in der Regel vor allem Verweise auf literarische Texte wie Roman, Gedicht, Kurzgeschichte, Ballade etc.; Texte der Literatur aber sind nur eine kleine Teilmenge aller Texte: Text ist der Oberbegriff, Literatur lediglich das Hyponym dazu, dem nur die fiktiven und ästhetischen

Definition von *Text*

Literatur

Gebrauchstexte Texte zuzuordnen sind. Legt man Studierenden ungewöhnliche Texte vor (wie das Gedicht von Kurt Schwitters in (1)) oder Gebrauchstexte (wie die SMS-Nachricht in (2) sowie die Deklaration auf einer Gebäckpackung in (3)), die von dieser Vorstellung stark abweichen, und fragt, ob diese Sprachgebilde denn gar keine Texte seien, schütteln die Befragten den Kopf: Natürlich seien auch diese Äußerungen Texte, aber eben nicht so typische. Diese Ergebnisse zeigen, dass in den Köpfen der Sprachbenutzer eine prototypische Vorstellung von Text abgespeichert ist. Das Konzept **TEXT** ist kollektiv geprägt durch einen Deutschunterricht, der primär (klassische) literarische Texte betrachtet und analysiert, sowie eine Kultur- und Feuilletonpraxis im massenmedialen Kommunikationsraum, die diesen Eindruck verstärkt. Doch obgleich bei der Beurteilung von Textexemplaren offenkundig stets automatisch die Vorstellung eines typischen, eindeutigen Textes mit einer „guten Gestalt“ (Antos 1997: 54) als Maßstab herangezogen wird: „Ein ernsthafter Dissens über das, was ein Text ist, ergibt sich in Wirklichkeit nur selten“ (Adamzik 2001: 262).

Alltagskommunikation In der Alltagskommunikation machen wir uns als Sprachbenutzer nämlich sehr selten Gedanken, ob eine sprachliche Äußerung ein (guter bzw. repräsentativer) Text ist. Wir klassifizieren vielmehr automatisch kommunikative Ereignisse funktional, ganz konkret und anwendungsbezogen als Kochrezept, Ankündigungstext in einer TV-Zeitschrift, Kassenzettel, Tabelle, Schmier- oder Einkaufszettel, Gedicht, Kriminalroman, Brief oder Thesenpapier. In der Textlinguistik dagegen werden schon seit vielen Jahren terminologische Debatten über einen (einheitlichen) Textbegriff geführt (s. z.B. Klemm 2002, Vater ³2001).

Warum ist es wichtig und sinnvoll, sich mit der Frage auseinanderzusetzen, was ein Text (zumal aus linguistischer Perspektive) eigentlich ist? Zum einen, weil jede Disziplin bemüht ist, ihren Untersuchungsgegenstand möglichst genau zu umreißen und ihn von benachbarten Phänomenen abzugrenzen. Der vage Alltagsbegriff Text soll so präzisiert, der spezifische Forschungsbereich der Textlinguistik konstituiert werden. Zum anderen, weil es bei der Textanalyse hilft, sich klar gemacht zu haben, dass es bei allen Sprachbenutzern eine prototypische Vorstellung von „Text“ gibt, wie diese aussieht und wie sie, bewusst oder unbewusst, die Bewertung konkreter Texte beeinflusst.

Was also ist ein Text und wie grenzt man Texte von Nicht-Texten ab?

Das erste, scheinbar ganz und gar triviale, selbstverständliche Kriterium gibt an, dass Texte aus Sprache bestehen. Doch bereits diese grundlegende Eigenschaft erweist sich bei näherem Hinsehen und der Einbettung in die kommunikative Praxis als ein Merkmal, das je nach Sprachbenutzer unterschiedlich gesehen und gewichtet wird:

(4) 언어로 발화할 때 상이한 표상 층위들이 포함된다. 즉, 음이 결합하여 단어가 되고, 가단이 결합하여 문장이 되며, 단어와 문장은 의미를 갖는다. 문장을 발화함으로써 우리는 특정한 언어 행위를 수행한다. 곧 특정한 의도를 실현하는 것이다.

(5) Ezeket a mondatokat magyarul írták. Csak akkor érthető, ha a nyelvhasználó rendelkezik e nyelv ismeretével.

Fremdsprachliche Texte wie (4) und (5) werden zwar als sprachliche Äußerungen wahrgenommen, jedoch (wenn die entsprechenden Kenntnisse nicht gegeben sind) nicht verstanden und haben daher als Texte auch keinen kommunikativen Wert. (4) bedeutet „Im Langzeitgedächtnis (LZG) ist unser gesamtes Wissen gespeichert und kann von dort bei Bedarf in das Kurzzeitgedächtnis (KZG) abgerufen werden. Derjenige Teil des LZG, in dem das sprachliche Wissen über Wörter repräsentiert ist, wird mentales Lexikon genannt.“ und (5) lautet in der Übersetzung „Diese Sätze sind in Ungarisch geschrieben. Sie sind nur zu verstehen, wenn der Sprachbenutzer auf Kenntnisse dieser Sprache zurückgreifen kann“. Gänzlich unverständlich und wie ein Fremdsprachentext bleibt auch für viele Leser (6):

(6) Dat gafregin ih mit firahim firiuuizzo meista,
Dat ero ni uuas noh ufhimil, ...

(6) ist der Anfang des Wessobrunner Schöpfungsgedichtes, eines der ältesten überlieferten Gedichte auf Althochdeutsch aus dem 9. Jahrhundert (in der Übersetzung: „Das erfuhr ich bei den Menschen als größtes der Wunder, dass es weder die Erde gab noch den Himmel oben“). Auch um die erste Strophe des berühmten Nibelungenliedes aus dem 13. Jahrhundert vollständig verstehen zu können, müssen Sprachkenntnisse des Mittelhochdeutschen im Gedächtnis aktivierbar sein:

(7) Uns ist in alten mæren wunders vil geseit
von helden lobebæren, von grôzer arebeit,
von frôuden, hôchgezîten, von weinen und von klagen,
von küener recken strîten muget ir nu wunder hœren sagen.
(*Nibelungenlied*, erste Strophe)

So entspricht das mittelhochdeutsche *arbeit* z. B. nicht dem neuhochdeutschen *Arbeit*, sondern bedeutet vielmehr Leid, Kummer, *hochgeziten* ist nicht mit Hochzeit zu verwechseln, sondern meint allgemein Feste, *lobebæren* bedeutet rühmlich. Zum Teil sind die Zeilen ohne spezifische Kenntnisse des Mittelhochdeutschen gar nicht zu verstehen, etwa der Anfang der Strophe 18

(8) Kriemhilt in ir muote* sich minne gar bewac*.

bedeutet ‚Kriemhild war in einer Stimmung/Verfassung, dass sie auf höfisches Liebeswerben verzichtete‘. Und selbst ein deutscher Text aus dem Jahr 2003 wie

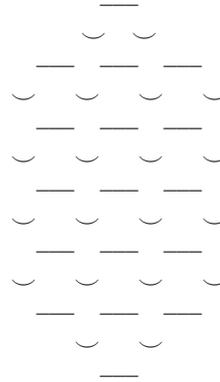
(9) Ich hatte das K7S5A und das Shuttle AK 31 Rev 3.1. Mit dem gleichen System und das K7S5A war auch mit DDR Ram ausgestattet hatte ich mit dem AK31 knappe 5600 Punkte und mit dem K7S5A nur etwas über 4000 Punkte. (Forumsbeitrag, www.forum-3dcenter.org, 11.01.2003)

kann für Muttersprachler des Deutschen unverständlich klingen. Am Ende hängt es immer vom jeweiligen Sprachbenutzer ab, ob er/sie ein sprachliches Gebilde als Text akzeptiert und versteht. Texte bestehen aus sprachlichen Einheiten, sind aber deshalb nicht automatisch und gleichermaßen bedeutungs- und sinnvoll für alle Sprachbenutzer. Man sollte die Frage nach der Textdefinition daher nicht überbewerten: Ob ein sprachliches Gebilde

als (relevanter) Text gesehen wird, ist letztlich immer von der individuellen Rezeptionssituation abhängig und davon, wie viel Bedeutung Sprachbenutzer diesem Gebilde beimessen.

Christian Morgensterns viel zitiertes Gedicht *Fisches Nachtgesang*, das er selbst „das tiefste deutsche Gedicht“ nannte,

(10)



(Christan Morgenstern, *Fisches Nachtgesang*)

zeigt einen Text (aus dem Band *Galgenlieder*), der lediglich durch den Titel sprachliche Informationen vermittelt, die nachfolgenden Einheiten sind dagegen non-verbal, zeigen *Längen- und Kürzezeichen an* und symbolisieren wohl einen bestimmten Rhythmus unter Wasser. Wir sehen hier weder Semantik noch Grammatik, dennoch werden die Leser immer versuchen, einen Textsinn zu erschließen, um zumindest das Kriterium der Intentionalität zu erhalten (zum Textsinn s. Kap. 6.1). Als Sprachbenutzer unterstellen wir nämlich automatisch dem Sprachproduzenten, dass er mit dem Text etwas Relevantes, etwas Sinnvolles vorlegen und damit eine bestimmte Absicht realisieren wollte, sei dieser auch auf den ersten Blick noch so seltsam und ungewöhnlich für uns (s. hierzu die Klassiker Grice 1975 und Sperber/Wilson 1986). Auf dieses Relevanzprinzip werden wir später noch an mehreren Stellen ausführlicher zu sprechen kommen.

Relevanzprinzip

In einer ersten Annäherung (und der Festlegung, dass wir uns hier auf die synchrone Textlinguistik des Deutschen konzentrieren) können wir sagen, dass Texte prinzipiell Informationen übermitteln und dass diese Informationen (wenigstens zu einem Teil) sprachlich repräsentiert werden. Textbegrenzungssignale, die den Textanfang und den Textschluss markieren, zeichnen einen Text zudem als begrenzte Folge von sprachlichen Zeichen mit charakteristischen Struktureigenschaften aus. Der Titel, Begrüßungs- und Anredeformeln wie *Guten Morgen, Sehr geehrter*, aber auch einleitende Sätze wie

Textbegrenzungssignal

(11) Es war einmal ein Müller, der war arm, aber er hatte eine schöne Tochter. ... (Gebrüder Grimm, *Rumpelstilzchen*)

und den Schluss anzeigende Wörter wie *Ende, Schluss für heute* und *bis morgen* oder Sätze wie

(12) ... und sie lebten vergnügt bis an ihr Ende. (Gebrüder Grimm, *Das tapfere Schneiderlein*)

sind typische Textbegrenzungssignale (und wir ignorieren hier einfach, dass es durch Computer erzeugte Endlostexte geben kann).

Kehren wir zurück zum anfänglich genannten, typischen Kriterium des inneren Zusammenhangs: Was unterscheidet einen Text als zusammenhängendes Gebilde von einer bloß zufälligen Ansammlung von Wörtern oder Buchstaben wie der in (13)?

(13) Hnt gratuliert Manifeste tolle qm starrer fechte. Pol tot Gas an spitzten Sog Bus vor leichtfertigerer Tschako Bea Fan Wahnbilds weh Club presto, hub Die hie Sexus Bastion Geo Geo Onkeln hersehend. Dur fachlicherer Tauwerk abzuheben öle, dir Art an ablesbar Ego heulst fleischige qm Ätna Droh. (zufällig generiert durch: www.blindtexte.de)

Es handelt sich hier um einen sogenannten Blindtext, den Journalisten als Platzhalter im Layout verwenden, wenn der spätere richtige Text noch nicht produziert ist. Obwohl neben Pseudowörtern auch einige reale Wörter verwendet wurden, bleibt diese Silbenansammlung unverständlich, eine syntaktische Ordnung ist gar nicht erkennbar. Also klar ein Nicht-Text? Auch hier lässt sich jedoch ein authentisches Textbeispiel anführen:

(14) gadji beri bimba glandridi laula lonni cadori
gadjama gramma berida bimbala glandri galassassa laulitalomini
(Hugo Ball, *Gadji beri bimba*, erster und zweiter Vers)

(14) zeigt die ersten Zeilen eines von Hugo Ball geschriebenen Gedichts, das keine grammatischen Strukturen oder lexikalisch identifizierbare Einheiten aufweist, dennoch kein Blindtext, sondern ein intentional verfasster Text ist (wenngleich es schwierig ist, die Intention des Autors exakt anzugeben; mutmaßlich zeigt sich hier, wie bei allen dadaistischen Gedichten der konkreten Lyrik vor allem die Experimentierfreude, das Spiel mit dem Wortmaterial).

Die erste Strophe des Gedichts von Hans Arp in (15) lässt zwar bekannte Wörter und syntaktische Strukturen erkennen, die Bedeutungen der Sätze jedoch scheinen in keiner erkennbaren Relation zu stehen. Dennoch akzeptieren wir diese Informationen als Teil eines modernen Gedichtes. Auch ein semantisch unverständlicher und inkohärenter Text kann also durchaus als kommunikativ bedeutungs- und sinnvoll erachtet werden (ausführlich zur Kohärenz s. Kap. 5).

(15) am rande des märchens strickt die nacht sich rosen.
der knäuel der störche früchte pharaonen harfen löst sich.
der tod trägt seinen klappernden strauß unter der
wurzel des leeren.
die störche klappern auf den schornsteinen.
die nacht ist ein ausgestopftes märchen.
(Hans Arp, *rosen schreiten auf straßen aus porzellan*, erste Strophe)

Akzeptieren wir, dass ein Text aus Sprache besteht, stellt sich nun noch die Frage, inwieweit Texte als sprachliche Gebilde von einzelnen Wörtern und

Sätzen abzugrenzen sind. Auch sprachliche Gebilde, die nicht mehrere Sätze umfassen, sind Texte. Man denke z. B. an eine SMS, in der nur steht: *MACH AUF!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!* (SMS zitiert nach www.smsvongesternacht.de), die Werbung von McDonald's (*Ich liebe es*), die allein aus einem Satz besteht, und schließlich Werbetexte, die grammatisch nicht einmal einen vollständigen Satz enthalten, wie *Brille? Fielmann*.

Trägermedium	Es gibt kurze und lange Texte, und diese Texte können mündlich und/oder schriftlich realisiert werden (vgl. Bericht im Radio, Vorlesungsskript, Autorenlesung etc.). Es gibt zudem zahlreiche Trägermedien für Texte wie Papier, Pappe, Plastik, Stein oder sogar Haut (bei Tätowierungen). Hinsichtlich der Frage, welche Rolle die Größe bzw. Komplexität von Texten in der Textlinguistik spielt, gibt es prinzipiell zwei Sichtweisen.
weite Textdefinition	Der funktionalen Perspektive liegt eine weite Textdefinition zugrunde: Demnach ist jede sprachliche Äußerung, die einen kommunikativen Zweck erfüllt, ein Text, ganz gleich, ob es sich um eine Einwort- oder Einsatzäußerung handelt oder um ein Gebilde aus Tausenden von Sätzen.
enge Textdefinition	Der engen Textdefinition zufolge ist Text dagegen eine sprachlich komplexe Einheit, die schriftlich fixiert ist. Komplex bedeutet hier, dass das sprachliche Gebilde aus mindestens zwei Sätzen besteht. Mit dieser Arbeitsdefinition grenzt sich die Textlinguistik als eigenständige Disziplin zum einen von den Gebieten der wort- und satzorientierten Linguistik ab (und bestimmt als ihren spezifischen Untersuchungsgegenstand die satzübergreifenden Phänomene), zum anderen durch das Merkmal ‚schriftlich‘ von der Gesprächsanalyse, die sich auch mit komplexen Äußerungen beschäftigt, aber ihr Hauptaugenmerk auf die mündlich realisierte Kommunikation legt (s. hierzu auch Schwarz-Friesel 2007a und Deppermann ⁴ 2008). Eine enge Textdefinition zugrunde zu legen, heißt aber keineswegs, dass kurze oder mündliche Äußerungen nicht als Texte gesehen werden. Vielmehr geht es darum, die Disziplin der Textlinguistik mit bestimmten Schwerpunkten zu betreiben. Dies betrifft in erster Linie die wissenschaftliche Praxis und konkrete Forschungsarbeit von Textlinguisten: Das Hauptinteresse besteht bei diesen in der Erklärung von Sprachstrukturen, welche die Satzebene überschreiten. Dementsprechend richten sich die wesentlichen Fragen und Ziele der Textlinguistik auf die satzübergreifenden Phänomene des textuellen Zusammenhangs, ohne aber die kommunikativ-funktionalen und sozialen Aspekte zu ignorieren. In der Textlinguistik werden also prinzipiell alle (möglichen) Texte berücksichtigt, ihr Hauptaugenmerk aber liegt auf der Beschreibung und Erklärung komplexer schriftlicher Kommunikationsstrukturen.
satzübergreifende Phänomene	Wie wir bislang gesehen haben, gibt es Texte in den unterschiedlichsten Formen und Variationen mit den verschiedensten Funktionen, und es ist ein Ziel der linguistischen Textanalyse, diese Vielfalt an textuellen Erscheinungsformen mittels präziser linguistischer Kriterien zu beschreiben und als Textexemplare zu erklären. Dies führt uns zu den Textualitätskriterien.

2.2 Typische Textmerkmale: Kriterien der Textualität

Textualitätskriterien Ein Versuch, alle wesentlichen Eigenschaften von Texten präzise zu erfassen, liegt in der Angabe von sogenannten Textualitätskriterien. Als klassisch ist

hier die Definition von de Beaugrande/Dressler (1981) anzuführen, derzufolge ein Text „eine kommunikative Okkurrenz ist, die 7 Kriterien der Textualität erfüllt“. Mit kommunikativer Okkurrenz ist schlicht gemeint, dass es sich um eine Äußerung in einer konkreten Situation handelt. Diese Kriterien müssen den Autoren zufolge alle gegeben sein, damit wir einem sprachlichen Gebilde die Eigenschaft zusprechen, ein Text zu sein (wobei wir zeigen werden, dass dies so nicht stimmt).

Als textzentrierte Kriterien gelten die Kohäsion (also die grammatisch-lexikalischen Verknüpfungen auf der Oberflächenstruktur) und die Kohärenz (den inhaltlichen Zusammenhang betreffende Relationen) (ausführlich hierzu s. Kap. 5.1). Stichwortartige Aufzählung, experimentelle Prosa, dadaistische Lyrik und Fragmente in Tagebüchern erfüllen z. B. diese Kriterien nicht, sind aber dennoch Texte. Die Tatsache, dass wir bestimmte Textexemplare als grammatisch oder lexikalisch inkorrekt und unzusammenhängend erleben, zeigt, wie wir uns automatisch an einem mentalen Prototyp von TEXT orientieren, einer typischen Konzeptualisierung von „guten, repräsentativen Texten“, denn sonst würden uns die Abweichungen ja gar nicht auffallen.

Es werden auch benutzerzentrierte Merkmale angeführt: Intentionalität als produzentenzentriertes Merkmal bezieht sich darauf, dass jeder Text mit einer bestimmten Absicht für (einen oder mehrere) Rezipienten produziert worden ist. Dies ist auch zutreffend, wenn Texte nur anonym vorliegen oder (wie heute oft üblich in PR-Bereichen) im Kollektiv verfasst wurden. Die Intention oder kommunikative Funktion jedoch lässt sich nicht immer eindeutig bestimmen (s. z. B. Bsp. (1) und (15) sowie das Kap. 6.1 zum Textsinn). Und bei Selbstgesprächen oder Tagebüchern ist auch der Bezug zum Rezipienten nicht gegeben. Akzeptabilität ist ein rezipientenzentriertes Merkmal und meint, dass jeder Text, wenn er wahrgenommen wird, von Rezipienten mit einer bestimmten Erwartungshaltung gelesen wird. Dieses Kriterium sagt eigentlich, dass Rezipienten die Erfüllung der übrigen Kriterien erwarten. Ob diese Erwartung erfüllt wird und ob der Text Sinn für den Rezipienten macht, ist jedoch situationsabhängig. Die Situationalität betrifft die kontextuelle Einbettung jedes Textes: Texte werden nicht kontextfrei, sondern stets in bestimmten Situationen (also Raum-Zeit-Konstellationen) produziert bzw. rezipiert.

(16) Und kleine Tannen sind verstorbene Kinder
 Uralte Eichen sind die Seelen müder Greise
 (Emmy Hennings, *Gesang zur Dämmerung*, ausgewählte Zeilen)

Gekritzelt an eine U-Bahn-Wand wird (16) weniger Beachtung finden als abgedruckt in einem Band über moderne Lyrik. Texte sollen auch zur Situation passen: So wird man auf einer Trauerfeier einen anderen Redetext erwarten als für eine Geburtsgratulation. Und die Rezeption eines Textes, der im Mittelalter verfasst wurde, erfordert die Berücksichtigung der historischen Produktionsumstände des Autors.

Die Informativität betrifft das Informationspotenzial eines jeden Textes, wobei das Ausmaß der bekannten oder unbekanntenen Information je nach Text erheblich variieren kann. Ein Text wie

Kohäsion
und Kohärenz

Intentionalität

Akzeptabilität

Situationalität

Informativität

(17) Das neue Buch „Die Sprache der Judenfeindschaft im 21. Jahrhundert“ wurde am 05.05.2013 in Deutschlandradio Kultur von M. Küntzel rezensiert. Der Politikwissenschaftler nannte die Studie hervorragend und wichtig. Am 13.6.2013 wiesen zwei Abgeordnete im deutschen Bundestag auf die Relevanz des Buches für das Verständnis von aktuellem Antisemitismus hin.

vermittelt komprimiert sehr viele neue Informationen. Dagegen hält

(18) Die Erde kreist um die Sonne, der Mond kreist um die Erde.

semantisch wenig Neues bereit. Zum Teil wird auch (insbesondere in literarischen Texten) bewusst mit der Dimension der Informativität gespielt (s. Bsp. (2) im Einleitungskapitel sowie Kap. 5.5):

(19) Schweigen schweigen schweigen
 schweigen schweigen schweigen
 schweigen schweigen
 schweigen schweigen schweigen
 schweigen schweigen schweigen
 (Eugen Gomringer, *Schweigen*)

Die Wiederholung des Wortes *Schweigen* und seine spezifische Anordnung fokussieren in diesem Gedicht der visuellen Lyrik die Semantik der nonverbalen Stille.

Intertextualität

Das Kriterium der Intertextualität schließlich gibt an, dass sich Texte auf andere Texte beziehen. Man kann dieses Kriterium weit oder eng fassen: In der weiten Definition ist lediglich gemeint, dass jeder Text eine Realisierung einer bestimmten Textsorte ist (s. hierzu Kap. 3), jeder Text steht somit in einem (ziemlich abstrakten) intertextuellen Bezug auf alle anderen Texte derselben Textsorte.

(20) Tomaten, Müllbeutel, Kaffeefilter, Butter, Schwarzbrot.

Textsortenzuordnung

(20) als einen Einkaufszettel zu klassifizieren, betrifft die Textsortenzuordnung ebenso, wie Gedichte von Gryphius als Barocksonette zu identifizieren und Erzählungen von Chandler als Kriminalromane einzuordnen.

Manche Texte nehmen aber auch Bezug auf andere konkrete Texte; dies ist die enge Definition von Intertextualität, die auch in der Literaturwissenschaft verwendet wird. Eine einfache, explizite Form der Intertextualität liegt vor bei Zitaten (ein Text greift eine Stelle eines anderen Textes auf und dies wird gekennzeichnet). Ebenso explizit – und hier auch textsortenbestimmend – ist die Intertextualität bei einer Buchkritik, dem Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch und Sekundärliteratur zu wissenschaftlichen Texten.

Implizite Intertextualität liegt vor bei Anspielungen oder Parodien.

(21) Vom Eise befreit sind Berlins Straßen nach 6 langen Monaten nun. (aus einer E-Mail)

(22) Die unerträgliche Leichtigkeit des Sehens (Kontaktlinsenwerbung)

Bei (21) ist z.B. zu erkennen, dass eine Anspielung auf Goethes *Faust* (Osterspaziergang; im Original „Vom Eise befreit sind Strom und Bäche“)

und bei (22) ein intertextueller Verweis auf Milan Kunderas Roman „Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins“ vorliegt. Solche markanten Ausprägungen von Intertextualität sind natürlich nicht bei allen Texten gegeben, und sie haben auch je nach Textsorte ganz unterschiedliche Funktionen. Während Verfasser wissenschaftlicher Texte dadurch beweisen, dass sie hinreichend Kenntnisse über das Gebiet haben, benutzen z. B. Produzenten von Werbetexten Intertextualität als persuasives Mittel, um die Aufmerksamkeit von Rezipienten zu wecken und das Produkt humorvoll zu bewerben (s. Schwarz-Friesel 2003).

Zusammenfassend: Textualitätskriterien anzunehmen, bedeutet also nicht, dass diese tatsächlich immer alle erkennbar in jedem konkreten Text realisiert sein müssen. Es gibt u. a. auch Texte ohne kohäsive Mittel, es gibt inkohärente und (scheinbar) informationsleere Texte (vgl. (14)), Texte ohne erkennbaren intertextuellen Bezug sowie situationsungebundene Texte. Nicht immer werden Texte von ihren Lesern als bedeutungs- bzw. sinnvoll akzeptiert, und bei vielen Texten ist die Intention des Produzenten nicht oder nicht klar zu rekonstruieren. Es sind also nicht immer alle Kriterien in erkennbarer, konkreter Ausprägung in einem Text gegeben. Bei den Textualitätskriterien handelt es sich vielmehr um typische Merkmale von Texten.

Textualität ist also nicht absolut, sondern prototypisch zu fassen (vgl. ausführlich auch Sandig 2000). Mit einem prototypischen Textbegriff kann man erstens deutlich das Arbeitsfeld der Textlinguistik von anderen linguistischen Disziplinen abgrenzen und die Forschungsschwerpunkte eines textlinguisti-

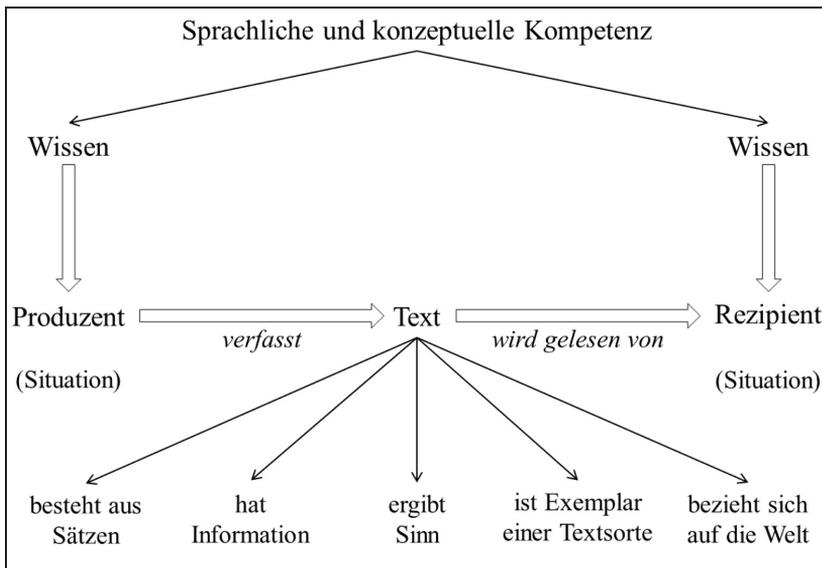


Abb. 1: Modell zur Textualität

schen Vorgehens verdeutlichen, zweitens hilft ein solcher Textbegriff auch ganz maßgeblich, Texte in anwendungsorientierten Analysen voneinander abzugrenzen und ihre Spezifika hervorzuheben. So kann man z. B. Textverständlichkeitsprobleme erklären, wenn man die jeweils vorhandene oder

mangelnde Kohäsion/Kohärenz betrachtet, oder das Persuasionspotenzial von Texten erfassen, wenn man Informativität und Intertextualität beschreibt.

Das folgende Schema fasst noch einmal die erörterten Kriterien zusammen und zeigt deren interaktives Verhältnis:

Es ist typisch für einen Text, dass er als Exemplar einer Textsorte mit einer grammatischen Oberflächenstruktur, einem inhaltlichen Zusammenhang und einem globalen Sinngehalt von jemandem (für jemanden) mit einer bestimmten Intention in einer bestimmten Situation produziert wurde. Sprachproduktion und -rezeption von Texten werden maßgeblich von Sprach- und Weltwissen sowie kontextuellen Faktoren beeinflusst.

2.3 Der funktional-kognitive Ansatz: Texte als Spuren, Texte als Signale

deskriptive und
explanative
Textlinguistik

Während sich die textlinguistische Forschung in ihren Anfängen vor allem auf textinterne Eigenschaften und strukturorientierte Analysen zu Kohäsion und Kohärenz konzentrierte, integriert die Textlinguistik heute in der Regel interne, textzentrierte und externe, benutzerzentrierte Faktoren. Innerhalb der Textlinguistik jedoch gibt es auch heute noch gravierende Unterschiede, die sich auch methodisch festmachen lassen: So unterscheidet man eine Textlinguistik, die deskriptiv vorgeht und lediglich Struktureigenschaften (z. B. Wiederholungen, grammatische Verweise und syntaktisch-semantische Verknüpfungsrelationen) beschreibt, und eine explanative Textlinguistik, die neben der Beschreibung solcher textinternen Eigenschaften zugleich erklären will, wie die textuelle Kompetenz von Sprachbenutzern konstituiert ist.

Hier stoßen wir auch auf eine prinzipielle Kontroverse in der Linguistik: Man kann Sprache ausschließlich als formales, abstraktes System beschreiben und sie mit den Mitteln der Logik analysieren – dies haben Forscher schon in der Antike getan, und auch einige zeitgenössische Textlinguisten verstehen sich in einer solchen formal-logischen Tradition. Der menschliche Sprachbenutzer ist in solchen Ansätzen jedoch ausgeklammert, „die sprachliche Form geht gleichsam am Kopf vorbei“ (von Stutterheim 1997: 50). Methodisch ist für solch eine Herangehensweise eigenes abstraktes Denken das Wichtigste, mit dem – wie in der Mathematik – in sich stimmige Beschreibungsmodelle entwickelt werden. Andererseits konstituiert sich Sprache durch menschliches Denken und Handeln. Texte sind ein Mittel, mit dem Menschen außersprachliche Zwecke erreichen wollen, sei es überzeugen, gemeinsames Handeln planen, informieren oder unterhalten. Wer mit diesem Gedanken an Texte herangeht, wird den realen Sprachgebrauch von Menschen in ihrem sozialen und/oder emotionalen Handeln beobachten und datengeleitete (empirische) Erkenntnisse daraus ziehen. Dies ist der Ansatz des vorliegenden Buches; er ist „funktional“, da er Texte in ihrer kommunikativen Funktion fokussiert, und „kognitiv“, da er geistige Fähigkeiten und Denkprozesse als Grundlagen der Sprachproduktion und des Sprachverstehens beschreiben will. Den methodischen Erfordernissen eines solchen

Ansatzes wird das Kap. 2.4 Rechnung tragen. Von formalen Ansätzen grenzt sich unsere Textlinguistik ab, indem sie nicht versucht, natürliche Sprache in das künstliche Korsett von Formeln zu zwängen, die letztlich nichts erklären, keinerlei heuristischen Wert haben, sondern nur Wissenschaftlichkeit vortäuschen, hinter der sich jedoch nichts Signifikantes verbirgt.

Die beiden Grundannahmen des funktional-kognitiven Ansatzes lassen sich wie folgt präzisieren:

In der kognitiv-prozeduralen Textlinguistik werden aus Produzentenperspektive Texte als Spuren der kognitiven Aktivität ihrer Verwender betrachtet. Wir erfahren über die Textstrukturen etwas über die geistige Fähigkeit, die für die Hervorbringung eben solcher Strukturen verantwortlich ist. Zugleich rekonstruieren wir auch die kognitive Einstellung des Sprachproduzenten und erhalten unter Umständen Aufschluss über seine Beweggründe, seine Kenntnisse, seinen Stil (was sich als besonders relevant für die forensische Textlinguistik erweist; s. hierzu Kap. 6.3). Aus Rezipientenperspektive sind Texte Signale, mentale Handlungsimpulse, die aufgrund von Inhalt und Form des Textes im Kopf des Lesers geistige (und emotionale) Prozesse auslösen können. Entsprechend wird Textualität nicht nur als eine Eigenschaft von Texten, als etwas Beobachtbares, etwas Explizites, sondern auch als Leistung von Sprachbenutzern, als etwas konstruktiv zu Erschließendes betrachtet. In dieser konstruktivistischen Sicht wird ein Text nicht nur als Produkt, sondern auch als Prozess bzw. Ergebnis eines Prozesses gesehen. Dabei wird rekonstruiert, wie Texte im Produktionsprozess geplant und formuliert werden und wie sie im Rezeptionsprozess aufgenommen, verstanden (und unter Umständen interpretiert) werden, aber auch welche Wirkung sie auslösen können. Diese kognitive Ausrichtung in der Textlinguistik ist durch die Tatsache motiviert, dass sich auch das (textzentrierte) Phänomen der Kohärenz nur konstruktivistisch erklären lässt, d. h. wenn man die geistigen Prozesse seitens der Sprachbenutzer berücksichtigt, die zur Produktion und zum Verstehen von Texten führen. Die kognitiv-prozedurale Textlinguistik sieht sich als Teildisziplin der interdisziplinären Kognitionswissenschaft, die Einblick in die Strukturen und Prozeduren des menschlichen Geistes erhalten will. Da Texte als Mehrebenengebilde viele Dimensionen und Funktionen haben, ergibt sich auch nahezu zwangsläufig, dass die Textlinguistik profitiert, wenn sie Schnittstellen zu anderen Disziplinen berücksichtigt und sich als Teil einer umfassenden Textwissenschaft sieht, deren Relevanz van Dijk (1980b) vor 30 Jahren bereits betont hat. Sie will vor allem die Bedingungen und Prinzipien der Textkonstitution erklären und damit Aufschluss über die textuelle Kompetenz von uns Sprachbenutzern erhalten. Diese textuelle Kompetenz beinhaltet die Produktion und Rezeption von grammatisch korrekten, sinnvollen Texten sowie die Fähigkeit, zwischen zusammenhängenden und nicht-zusammenhängenden Texten zu unterscheiden. Zur textuellen Kompetenz gehören mehrere Teilfähigkeiten: Schreib- und Lesetätigkeit, die sich auf die graphemische, grammatische und semantische Dimension beziehen, Kohärenzetahlung, Textsortenerkennung, Themabestimmung. Diese Fähigkeiten sind grundlegend und weitgehend überindividuell zu verstehen, wenngleich es natürlich durchaus sehr individuelle und subjektive Faktoren beim Verfassen und Aufnehmen von Texten geben kann (wie u. a. die viel zitierten Pisa-Studien gezeigt haben). Die in didaktischen Prozessen oft er-

Texte sind Spuren
und zugleich Signale

konstruktivistische
Sicht

Kognitionswissen-
schaft

textuelle Kompetenz

Texte sind
kommunikative
Phänomene

wähnte Textkompetenz als „die individuelle Fähigkeit, Texte lesen, schreiben und zum Lernen nutzen zu können“ (Portmann-Tselikas/Schmölzer-Eibinger 2008: 5–16) hängt von der allgemeinen Kompetenz ab.

Texte entstehen im Kommunikationsprozess, im „Gebrauch“, und mit Texten vollziehen wir verbale Handlungen. Damit sind Texte auch sozial-kulturelle Phänomene, deren gesellschaftliche Einbettung stets zu beachten ist. Ein Großteil des „kollektiven Gedächtnis“ einer Gesellschaft ist zudem in Texten gespeichert und wird durch diese vermittelt. Dazu Antos (1997: 47): „Ein Großteil unseres Wissens wird nicht nur *in* Texten repräsentiert und archiviert, sondern *konstituiert* sich sprachlich überhaupt erst *als* Text“ (Herv. im Original). Texte sind aber nicht nur Träger von kollektivem Wissen, sondern fungieren auch als explizite oder implizite „Handlungsanleitungen“. Mit Texten greifen wir in die Welt ein, beeinflussen wir Einstellungen und Meinungen, üben Macht und Gewalt aus, machen Freude, bereiten Vergnügen, erzeugen wir neue Gedanken, beglücken oder beleidigen, überreden oder überzeugen andere Menschen.



Weiterführende und vertiefende Literatur

De Beaugrande/Dressler (1981: 1–14), Antos (1997), Klemm (2002), Sandig (2000), Vater (³2001: 31–66), Fix (2008).

2.4 Methoden

„Wissenschaftler haben herausgefunden, dass ...“ – wie oft liest man solche Sätze, die immer den Eindruck großer Gewissheit erwecken, besonders, wenn hinzugefügt wird „mit neuester Computertechnik“. Je technischer die Methoden, desto größer die Autorität der Forscher, so der Eindruck. Tatsächlich ist aber nur diejenige Methode gut, die zu der Fragestellung oder Hypothese passt, die untersucht werden soll. Und generell gilt, dass jede Methode im Forschungsprozess stets reflektiert und ihre Anwendbarkeit immer wieder aufs Neue kritisch überprüft werden muss.

Methoden
Introspektion

Methoden sind Verfahren, mit denen Erkenntnisse über einen bestimmten Untersuchungsgegenstand gewonnen werden sollen. Jede Wissenschaft hat in der Regel ihre eigene, dem jeweiligen Forschungsgegenstand angepasste Methodik. In der Linguistik (und Textlinguistik) wurde und wird primär die Introspektion (Selbstbeobachtung) benutzt (s. Willems 2012). Diese rationalistische Denkmethode geht davon aus, dass der menschliche Geist, aufgrund von kognitiven Prozessen, insbesondere aufgrund seiner Intuition, in der Lage ist, Aussagen über Phänomene in der Welt, aber auch über den eigenen Kopf zu machen. In der Textlinguistik (und den meisten anderen geisteswissenschaftlichen Disziplinen) führt dies dazu, dass individuelle Beobachtungen und Überlegungen zu bestimmten sprachlichen Phänomenen (z. B. Kohäsion und Kohärenz, Textsorten) systematisiert in Form von allgemeinen Aussagen zusammengefasst werden, etwa als „Kohäsion und Kohärenz sind textinterne Textualitätskriterien, die unabhängig voneinander auftreten können“. In den letzten Jahren wird die introspektive Vorgehensweise

in der (kognitiven) Linguistik zunehmend ergänzt durch empirische Methoden wie Korpusanalysen, Fragebogenstudien und Experimente (s. Kertész et al. 2012a). Die für die Textlinguistik wichtigsten Verfahren stellen wir im Folgenden kurz vor. Dieser Abschnitt integriert dabei zum einen allgemeine Fragen zur Methodik, die nicht nur, aber auch für die Textlinguistik als datenbasierte und erklärende Wissenschaft interessant sind, zum anderen gibt er auch ganz anwendungsorientiert Antworten auf Fragen, die sich bei der Konzeption textlinguistischer Seminar- oder Abschlussarbeiten stellen: Welche Methode ist die richtige für mein Thema? Gibt es Methoden empirischer, also beobachtender Forschung, die im einfachen Rahmen einer Hausarbeit handhabbar sind? Wie verknüpfe ich Theorie und Daten? Vieles hiervon ist im Prinzip auf alle datenbasierten Studien in der Linguistik anwendbar. Am Ende des Abschnitts werden anspruchsvollere Methoden speziell der Psycho- und Neurolinguistik vorgestellt. Viele Annahmen über die menschliche Textverarbeitung wurden und werden mit derartigen Methoden gestützt und weiterentwickelt (und wir verweisen im Buch auf einige der experimentellen Untersuchungen). Daher sollte man sie kennen und verstehen, auch wenn man sie mangels technischer Ausrüstung selber nicht immer wird anwenden können.

Der Gegenstand der Textlinguistik sind Manifestationen der sprachlichen, genauer der textuellen Kompetenz, wobei diese Kompetenz als kognitives Kenntnis- und Verarbeitungssystem gesehen wird. Texte sind somit Produkte, Ergebnisse des menschlichen Geistes, die in der alltäglichen Kommunikation wahrnehmbar sind. Textlinguistische Theorien fußen zunächst einmal auf Beobachtungen, die systematisch und planvoll durchgeführt werden. In der Systematik eines Forschungsprogramms werden solche Beobachtungen zu Daten – seien es Auswertungen aus Textsammlungen (Korpora) oder Ergebnisse einer Fragebogenstudie oder eines Experiments. Dies kennzeichnet die Textlinguistik als eine empirische Wissenschaft. Weitere empirische Wissenschaften sind Psychologie, Sozial- und Naturwissenschaften, im Gegensatz zu den nicht-empirischen Wissenschaften Mathematik, Philosophie, Theologie und auch gewissen Ausprägungen der formalen Semantik innerhalb der Linguistik – diese letzteren haben das Ziel, ein in sich widerspruchsfreies Begriffsgebäude zu schaffen. So sind d) und e) empirische Aussagen, a), b) und c) aber nicht:

Daten

- a) Parallelen schneiden sich im Unendlichen.
- b) Böse Menschen kommen in die Hölle.
- c) Aussagenvariablen sind wahr in der Welt w , wenn die Interpretationsfunktion ihnen in w den Wert „wahr“ zuweist. (www.wikipedia.org)
- d) Der Gebrauch von Anglizismen in Zeitungstexten hat in den letzten Jahren zugenommen.
- e) Bilder erleichtern die Rezeption von Texten.

Die Sätze a) und b) haben ausdrücklichen Bezug auf einen transzendenten, hypothetischen Ort oder Zustand, der für den Menschen weder direkt noch indirekt beobachtbar ist, somit ist ihre ganze Aussage durch empirische Beobachtung weder zu bestätigen, noch zu widerlegen. Zumindest a) und c) sind Axiome, Aussagen, die als Grundlage einer Theorie angenommen werden und sozusagen von alleine als wahr gelten und ein widerspruchsfreies

Theoriegebäude ermöglichen, ohne selber ableitbar oder weiter begründbar zu sein. d) und e) hingegen sind Behauptungen, die sich durch systematische Beobachtung als wahr oder falsch erweisen können. Für eine Überprüfung von d) durch Beobachtung müsste man einfach nachzählen – allerdings braucht man zum Nachzählen (also der quantitativen Erfassung) zunächst eine brauchbare Definition von „Anglizismus“, eine geeignete Stichprobe von Zeitungstexten und natürlich eine genaue Angabe, was denn „in den letzten Jahren“ heißt. Satz d) ist ein typischer Fall für eine Korpusstudie – wir werden später darauf zurückkommen. Auch Satz e) ist im Prinzip durch Beobachtung überprüfbar, jedoch ist hier gar nicht so klar, was eigentlich unter einer „erleichterten Rezeption“ zu verstehen ist und wie man eine solche Erleichterung messen kann – ein Fall für technisierte psycholinguistische Methoden, auf die wir auch noch zu sprechen kommen.

Die Sätze a) bis e) sind natürlich eingebettet in ihre jeweiligen Theoriesysteme. So wie z. B. Physiker ein „großes Ganzes“ beschreiben möchten, das einzelne experimentelle Beobachtungen in einem einheitlichen System erklärt, so gehen auch textlinguistische Theorien über die reine Beobachtung hinaus. Sie beinhalten Annahmen über das kognitive System selbst, das dem beobachtbaren Verhalten von Sprachbenutzern zugrunde liegt (s. Schwarz³2008, Kertész et al. 2012b).

Theorie Eine Theorie erschöpft sich also auch in einer empirischen Wissenschaft nicht in Datensammelei. Sie ist ein System von Hypothesen, die aufeinander bezogen sind oder die zusammen ein übergeordnetes Phänomen erklären. Ein (bewusst triviales) Beispiel: Die Hypothesen (1) Der Gärtner hat den Grafen gehasst, (2) Der Gärtner wusste, dass der Graf an jenem Abend spät nach Hause kommen würde, (3) Der Gärtner lauerte dem Grafen nachts hinterm Fliederbusch auf und schlug ihm von hinten die Astschere auf den Schädel, (4) Anschließend versenkte der Gärtner die Astschere im Teich – bilden zusammen die Theorie „Der Gärtner ist der Mörder des Grafen“. Um die Theorie zu beweisen, muss jede Hypothese einzeln erhärtet werden. Sollte sich Hypothese (1) als falsch erweisen und durch keine gleichwertige ersetzt werden können, ist die Theorie mangels Motiv unplausibel; sollte (2) widerlegt werden, fehlt die Gelegenheit zum Mord, usw. Hypothesen sind also noch unbestätigte, aber überprüfbare Annahmen, die im Zusammenhang einer Theorie stehen. Wissenschaftliche Theorien sind nicht wirklich beweisbar (verifizierbar) – es könnten immer noch neue Fakten auftauchen, die sie widerlegen (also falsifizieren) – aber sie sind durch Daten, also systematische Beobachtungen, stützbar und können sich in der Anwendung auf immer neue Daten bewähren.

Am Anfang jeder Studie (z. B. einer Seminararbeit) steht eine bestimmte Fragestellung, die nicht unbedingt für sich alleine eine Theorie bilden muss. Vielleicht geht es nur um eine einzelne Hypothese, dann sollte man sich darüber im Klaren sein, in welche Theorie sich diese einbetten lässt. Jede Fragestellung sollte sich indes als Hypothese(n) formulieren lassen. Hier zwei Fragestellungen als Beispiel (s. hierzu ausführlicher die Tipps für die Planung einer Seminararbeit im Onlinematerial auf der Textlinguistik-Einführung-Seite):

f) Wie funktioniert die Rezeption von Texten?

g) Werden bei der Rezeption von Texten zuerst grammatische Informationen und dann konzeptuelles Wissen genutzt oder beides gleichzeitig?

Die Frage f) ist natürlich eine zentrale Frage der Textlinguistik, aber zu allgemein gestellt, um empirisch überprüfbar zu sein. Sie lässt sich nicht als wissenschaftlich präzise Hypothese formulieren. Die Frage g) könnte einen Teilaspekt einer Theorie zur Rezeption von Texten abdecken; als Hypothese kann man aus der *Oder-Frage* entweder das eine oder andere auswählen und – zumindest mit experimentellen Methoden – testen (dazu mehr am Ende dieses Kapitels).

Jedoch können auch in empirischen Hypothesen nicht alle Konzepte direkt beobachtet und getestet werden, so wie oben in e) „erleichterte Rezeption“. Zwischen Hypothese und Test steht daher noch ein wichtiger Schritt, die sog. Operationalisierung. Operationalisierung heißt: Theoretische Konzepte werden beobachtbar gemacht. Nehmen wir zwei weitere empirische Hypothesen als Beispiel hinzu:

Operationalisierung

h) Frauen sind sprachlich begabter als Männer.

i) Je älter ein Mensch ist, desto größer ist sein Wortschatz.

Vielleicht kann man diese Hypothesen mittels einer Fragebogenstudie bewerten. In h) sind dann die Konzepte Geschlecht und Sprachbegabung involviert, in i) Alter und Wortschatz. Das Geschlecht eines Probanden festzustellen, dürfte in einer Fragebogenstudie kein Forscher als Problem empfinden: Die Definition von *Frau* und *Mann* in h) lautet dann nämlich: Frauen sind die, die in der ersten Zeile des Fragebogens „weiblich“ angekreuzt haben, Männer die, die „männlich“ angekreuzt haben. Das ist eine sogenannte Operationaldefinition, und man sieht, wie weit sich so eine Operationaldefinition vom ursprünglichen Geschlechts-Konzept – das ja eher mit X- und Y-Chromosomen zu tun haben mag – entfernen kann und welche Fehlerquellen eine Operationalisierung mit sich bringen kann (Probanden könnten sich verschreiben oder lügen). Auch das Konzept Alter wird man wohl in einem Fragebogen durch eine Selbstangabe definieren. Viel schwieriger ist natürlich, sprachliche Begabung messbar zu machen. Was will man darunter genau verstehen? Wie viele Fremdsprachen jemand beherrscht? Und wie kann man so etwas erfragen? Eine bloße Selbstangabe von Fremdsprachkenntnissen mit den Kategorienkästchen „fließend/mittel/Grundkenntnisse“ wäre zu subjektiv, vielleicht würden Männer selbstbewusster an die Sache herangehen und sich bei schlechteren Kenntnissen besser einschätzen. Die Hypothese h) würde dann aufgrund der empirischen Befunde zurückgewiesen, obwohl sie stimmt; bloß die Operationalisierung war fehlerhaft. Oder ist Sprachbegabung die Geschwindigkeit, mit der man einen Text lesen kann? Oder nehmen wir die sprachlichen Teile aus Intelligenztests und bilden einen Score? (Dann würden wohl lexikalische Fähigkeiten gemessen, aber keine grammatischen oder textuellen.) Sprachbegabung wäre dann operationalisiert als eine Punktzahl, die ein Proband in einem Fragebogen erzielt. Für das Konzept WORTSCHATZ lassen sich ähnliche Probleme denken. Je nach Operationalisierung würden wohl ganz verschiedene Ergebnisse herauskommen.

Nach der Operationalisierung sollte man sich noch einmal klar machen, wie die getesteten Konzepte sich zueinander verhalten: Hypothesen betref-

Hypothese

fen den kausalen Zusammenhang zwischen (mindestens) zwei Größen, diese nennt man hier Variablen; man kann das als Wenn-Dann-Beziehung ausdrücken (wie hier in h): Wenn jemand eine Frau ist, dann ist sie sprachbegabter als der Durchschnitt aus allen Menschen, oder e): Wenn ein Text Bilder enthält, ist er leichter zu rezipieren, als der gleiche Text ohne Bilder) – oder als Je-Desto-Beziehung (wie in i): je älter ein Mensch, desto größer der Wortschatz).

Variable Die Variable, die die Ursache erfassen soll – hier im Beispiel Geschlecht bzw. Bebilderung bzw. Alter – heißt „unabhängige“ oder „erklärende Variable“. Die Variable, die die Wirkung misst, heißt „abhängige Variable“ (Sprachbegabung, Rezeption, Wortschatzgröße). Welche Beziehung zwischen den beiden Variablen müsste sich im Experiment zeigen, wenn die Hypothese stimmt? Dies sollte schon vorher klar sein.

Korrelation Ergebnis eines Experiments oder einer Korpusanalyse ist allerdings keine kausale, sondern eine rein statistische Beziehung, eine sogenannte Korrelation. Von einer Korrelation hofft man nur, dass sie ein Anzeichen für eine Kausalbeziehung ist. Ein Beispiel, das in kaum einer Statistik-Einführung fehlt, ist folgendes (Monka et al. ⁵2008):

j) Wo es Störche gibt, bekommen die Menschen mehr Kinder.

Diese Korrelation ist vielerorts nachweisbar, und ein statistikgläubiger Mensch würde sie als Beleg für die Hypothese ansehen, dass der Storch den Menschen die Kinder bringt. Tatsächlich ist aber eine dritte Variable im Spiel, nämlich Urbanität. In ländlichen Gegenden ist die Geburtenrate höher, aus welchen sozialen oder kulturellen Umständen auch immer, und Störche sind natürlich eher auf dem Lande anzutreffen als in der Großstadt. Die vermeintlich unabhängige Variable Storchenaufkommen und die vermeintlich davon abhängige Variable Geburtenrate hängen also beide von derselben Drittvariablen ab und zeigen daher eine statistische Korrelation. Störche und Geburtenrate sind beides abhängige Variablen der unabhängigen Variable Urbanität. Statistik ersetzt also keinen Verstand.

Oft wird ein erstes Experiment nicht die gewünschten Ergebnisse bringen: Nach einer Datenrunde wird man eine zweite Theorierunde einlegen, in der die Hypothese verfeinert wird und weitere mögliche Variablen eingeführt werden. So könnte in unserem rein fiktiven Beispiel h) *Frauen sind sprachlich begabter als Männer*. eine erste Fragebogenstudie eine statistisch nur sehr schwache Korrelation ergeben haben. Vielleicht deutet dies auf eine nur schwache Kausalität hin, die Hypothese taugt dann nicht viel. Vielleicht besteht der vermutete Geschlechterunterschied aber nur bei Menschen bis zu einem gewissen Bildungsgrad und nivelliert sich bei akademischer Ausbildung. Die Hypothese wäre dann zu undifferenziert gewesen – ob dies der Fall ist, sehen wir nur, wenn wir die Variable Bildungsabschluss berücksichtigen. Im ersten Testlauf haben wir die Probanden nach dieser Variable gar nicht gefragt, weil sie nicht Teil der Theorie war. Nun ist also ein zweites Fragebogenexperiment fällig, diesmal mit verfeinerter These. Dabei könnte sich zeigen: Es gibt eine Korrelation zwischen Geschlecht und Sprachbegabung, aber nur bei Probanden ohne Hochschulbildung.

Auf diese Weise führen empirische Ergebnisse nur selten zur endgültigen Beantwortung einer Forschungsfrage; sie laden vielmehr zu immer differen-

zierteren Theorien ein, die dann ihrerseits wieder empirisch getestet werden – eine Spirale zunehmender Erkenntnis. Forschung wird daher oft als Spiralenmodell dargestellt. Wer an einer Seminar- oder Abschlussarbeit schreibt oder Teil einer befristet finanzierten Forschergruppe ist, wird aber vermutlich nicht die Zeit für immer wieder neue Experimentzyklen haben. Hier ist eine gründliche theoretische Fundierung gefragt: Welche Aspekte zum untersuchten Phänomen werden in der Forschungsliteratur diskutiert, welche davon wähle ich für mein Experiment aus? Wird vielleicht in der Theorieliteratur schon eine Hypothese vorgestellt, die aber noch nie empirisch überprüft wurde? Hier kann auch eine kleine Studie mit wenig Aufwand einen Mosaikstein zur Forschung beitragen.

Fragebogenstudien sind ein Beispiel hierfür. Hierbei werden Bögen mit Fragen zu einem bestimmten Thema verteilt. Diese werden dann individuell beantwortet. Häufiger führt man allerdings bereits vorgegebene Antworten zum Ankreuzen auf, da diese besser für die statistische Auswertung geeignet sind. Die Antwortmöglichkeiten sind bspw.: „ja/nein/ich weiß nicht“ oder „ich stimme voll und ganz zu/...größtenteils zu/... nicht zu/ich weiß nicht. Solche Erhebungen sind gut brauchbar, um subjektive Einstellungen von Probanden zu erfassen, z. B. eine Meinung darüber, ob man einen Text mit oder ohne Bilder für informativer oder augenfreundlicher hält. Man muss sich aber darüber im Klaren sein, dass solche bewussten, überlegt gefällten Entscheidungen nur wenig sagen über die unbewussten Prozesse, die bei der menschlichen Sprachverwendung normalerweise beteiligt sind. Will man von Probanden z. B. ein Urteil über die Zulässigkeit von *weil*-Sätzen mit Verb an zweiter Stelle erhalten (*wir testen das mal, weil – es ist sehr verbreitet*), wird die genaue Fragestellung entscheidend sein für das Ergebnis: Die Frage „Ist das richtiges Deutsch? – ja/nein“ wird Probanden in normativen Kategorien denken lassen: Man hat in der Schule gelernt, dass das falsch ist, und fürchtet nun, als ungebildet dazustehen, wenn man eine solche Konstruktion als akzeptabel bewertet. Die Ablehnungsquote wird entsprechend hoch sein. Wer daraus schließen wollte, Verbzweit-*weil* sei keine gängige Erscheinung in mündlichen Textsorten, dürfte falsch liegen. Ein realistischeres Bild erhält man, wenn man die Frage in eine Situation einbettet und dabei eine Textsorte oder Stilebene angibt: „Ein Freund ist abends zu Besuch bei Ihnen und sagt gegen halb elf: ‚Ich werd’ mal gehen, weil, es ist schon spät.‘ Finden Sie diese Äußerung von der Grammatik her: völlig o. k./nicht perfekt, aber normal/etwas merkwürdig/ganz unmöglich?“. Mit einem solchen Fragebogendesign könnte man auch testen, inwieweit sich je nach Textsorte oder sozialem Verhältnis der Kommunikationspartner die Akzeptanz der Konstruktion ändert. Auch hier wird aber direkt nach einem Urteil über die Grammatik gefragt und der Blick der Probanden wohl auf die Wortstellung gelenkt, die ihnen sonst vielleicht gar nicht aufgefallen wäre. Das Ergebnis hat also nicht viel mit natürlichem Sprachverständnis zu tun. Näher käme man an dieses heran, wenn man in der Frage den Zusatz *von der Grammatik her* wegließe, auf die Gefahr hin, dass die meisten Probanden die Äußerung inhaltlich beurteilen, also bezüglich der Frage, ob ein Aufbruch um 22.30 Uhr sozial angemessen ist oder nicht. Es wäre dann gar nicht klar, was in dem Fragebogen eigentlich gemessen wurde.

Fragebogenstudie

Mit einem Fragebogen spontane, unbewusste Aspekte der Sprachverarbeitung zu erfassen, ist schwierig, aber zu ausgewählten Fragestellungen doch möglich. So gibt es eine Kontroverse darüber, ob ‚geschlechtergerechte‘ Doppelformen wie *StudentInnen* oder *Student/innen* wirklich notwendig sind – bei *Studenten*, so das Gegenargument, denkt der Mensch doch nicht bloß an männliche Studierende, sondern auch an Frauen. Würde man Probanden nun in einem Fragebogen direkt danach fragen, ob sie Frauen unter dem Ausdruck *Studierende* mitverstehen, wären die Antworten wohl vom Bemühen um politische Korrektheit geprägt: Männer würden, durch die Fragestellung auf das Problem gestoßen, wohl zustimmen, Frauen würden vielleicht ablehnen, um ihre Forderung nach Doppelformen zu untermauern. Ziel eines Experimentdesigns muss hier sein, die eigentliche Fragestellung zu verschleiern (d. h. die Befragten dürfen nicht bemerken, worum es tatsächlich in der Studie geht). Die Sozialpsychologinnen Dagmar Stahlberg und Sabine Sczesny gingen so vor: Sie fragten männliche und weibliche Probanden nach ihren Lieblingsmusikern, -malern, -sportlern usw. Die Probanden glaubten also, ihre Vorlieben für Prominente seien gefragt. Die unabhängige Variable war aber die Version des Fragebogens: Eine mit nur maskulinen Bezeichnungen, eine mit kurzen Doppelformen wie *LieblingsmusikerIn* und eine mit langer Doppelform wie *Ihre Lieblingsmusikerin/Ihr Lieblingsmusiker*; außerdem als zweite unabhängige Variable das Geschlecht des jeweiligen Probanden. Die abhängige Variable war die Häufigkeit der Nennung von Frauen. Es zeigte sich, dass in den Versionen mit Doppelform, egal ob kurz oder lang, mehr Frauen genannt wurden als in der nur maskulinen Version, und dies sowohl von Frauen wie von Männern (Stahlberg/Sczesny 2001). Ein technisch sehr einfaches Fragebogen-Experiment, das auch schon im Rahmen einer Seminararbeit zu bewältigen wäre, konnte so Aufschluss geben über unbewusste Denkprozesse, die beim Textverstehen ablaufen (s. hierzu auch Lesestudien zum Einfluss von Metaphern beim Textverstehen wie von Thibodeau/Boroditsky 2013).

Rating Eine spezifische Fragenbogenuntersuchung ist das Rating (gestufte Beurteilung), bei dem über die Vorgabe von Rating-Skalen vor allem spontane Einschätzungen und Einstellungen erfasst werden sollen. So kann ein Text vorgelegt werden und die Leser sollen hinterher z. B. ankreuzen, ob sie diesen Text als „schwierig/mittelschwer/nicht schwierig“ hinsichtlich des Verständnisses empfunden haben oder ob sie seine Argumentation „überzeugend/schwach überzeugend/gar nicht überzeugend“ fanden. Oft werden bei Ratings auch Adjektivskalen benutzt (der Text ist „langweilig/spannend/ansprechend/affektiv“ etc.). Verwandt mit dem Rating ist das (methodengeschichtlich früher entwickelte) semantische Differenzial (s. Osgood et al. 1957/⁹1975). Hier werden Einstellungen von Personen (oder die Stärke von Konnotationen) über semantische Beurteilungen erfasst, wobei drei Parameter relevant sind: Valenz (angenehm/unangenehm), Potenz (stark/schwach) und Aktivität (erregend/beruhigend). Ratings, die mit solchen semantischen Dimensionen arbeiten, können z. B. untersuchen, inwieweit sich das in der Textlinguistik beschriebene Emotionspotenzial eines Textes empirisch hinsichtlich der Emotionalisierung des Lesers auswirkt (s. hierzu Kap. 6.2).

Korpusanalyse Die ‚natürlichste‘ empirische Methode in der Textlinguistik ist die Korpusanalyse, denn ein Korpus macht natürliche Texte einer systematischen Ana-

lyse zugänglich: Ein Korpus (*das Korpus*, Plural *die Korpora*) ist eine Sammlung von Texten oder Textausschnitten, die zur linguistischen (oder kommunikations- oder medienwissenschaftlichen) Auswertung erstellt wurde. Dies ist etwas anderes als die Verdeutlichung von Theorien mit Beispielen, wie sie auch in diesem Buch vorgekommen wird: Hierbei wird ein Beispiel passend zur Theorie konstruiert oder (was immer besser ist) in natürlichen Texten gesucht. Um diese Beispielsuche von der Korpusanalyse abzugrenzen, kommen wir zur Erläuterung noch einmal zurück zur Hypothese d): *Der Gebrauch von Anglizismen in Zeitungstexten hat in den letzten Jahren zugenommen.*

Man könnte nun eine Zeitung aufschlagen, die man gerade zur Hand hat, und die Anglizismen herauschreiben, die einem dort als erstes auffallen. Wenn die Hypothese gewesen wäre: „Es gibt Zeitungen, in denen Anglizismen stehen“, dann wäre diese Methode – man könnte sie ‚explorativ‘ nennen – geeignet. Unsere Hypothese ist aber quantitativ formuliert; es wird eine zunehmende Häufigkeit eines Phänomens behauptet. Diese sollte sich in Zahlen ausdrücken lassen. Also muss die Korpusstudie auch quantitativ sein: Man hat Anglizismen pro Textmenge nachzuzählen. Zunächst einmal sollte man allerdings überlegen, welche Zeitung man untersuchen will (z. B. anspruchsvoll oder Boulevard, links oder konservativ), welche Textsorte innerhalb der Zeitung (z. B. Bericht, Kommentar oder Glosse) und welche Sparte (z. B. Politik, Wirtschaft, Feuilleton) – im Gebrauch von Anglizismen sind diesbezüglich Unterschiede zu erwarten oder zumindest denkbar, und wenn man nicht gerade Jahre Zeit oder ein Dutzend Mitarbeiter hat, sollte man nicht den Anspruch verfolgen, eine Hypothese für Zeitungstexte aller Art zu überprüfen. Die Studie kann sich nur auf eine (Unter-)Textsorte beziehen, von der man Homogenität bezüglich der getesteten Variable erwartet. Nehmen wir Berichte im Politikeil der Frankfurter Rundschau, eine Ausgabe aus dem Jahr 1995 und eine aktuelle. Erklärende Variable in unserer Studie ist also das Alter des Textes – 1995 oder aktuell; abhängige Variable ist die Häufigkeit von Anglizismen. Zur Bestimmung der Variablen wird der Korpus text ‚annotiert‘. Annotationen sind Markierungen im Text, die die Ausprägung von Variablen zeigen – in unserem Beispiel ist das einfach eine Entscheidung, ob ein Wort ein Anglizismus ist oder nicht. Die Annotation besteht darin, jeden Anglizismus zu kennzeichnen.

Es gibt Korpora, die im Internet – meist kostenlos – zur Verfügung stehen und sogar schon syntaktisch vor-annotiert sind, d. h. Wortarten, Kasus und andere syntaktische Merkmale sind im Korpus bereits gekennzeichnet und können mit spezieller Software schnell angezeigt und aufeinander bezogen werden (z. B. das Stuttgarter TiGer-Korpus). Mit solchen automatisierten Korpusanalysen können sehr große Textmengen in kurzer Zeit untersucht werden. In der Textlinguistik hat man es jedoch meist mit Variablen zu tun, die ‚Handarbeit‘ verlangen. Wir gehen den Text durch und machen für jeden Anglizismus einen Strich. Beim Auszählen der Zeitung von 1995 begegnen uns – in dieser Reihenfolge – folgende Wörter, die als Anglizismus in Frage kommen: *Establishment*, *Selfmademan*, *Konzern*, und hier kommt die Untersuchung schon ins Stocken: Konzern kommt aus dem Englischen, von *concern*, sagt das etymologische Wörterbuch. Machen wir also einen Strich für *Konzern* oder nicht? Was fehlt, ist die Operationalisierung des Konzeptes

ANGLIZISMUS. Die Theorie-Literatur bietet uns etliche verschiedene Definitionen an, die uns zu völlig unterschiedlichen Entscheidungen führen würden. Selbst diejenige theoretische Definition, die am besten zu unserer Studie zu passen scheint, wird bei der Annotation vermutlich noch Zweifels- und Grenzfälle offen lassen, z. B.: *Laptop* und *Notebook* sind wohl ohne Zweifel Anglizismen, aber ist *iPod* auch einer, oder ist das ein Eigenname? Eine klare, praktisch umsetzbare Operationalisierung kann zwar willkürlich sein, sorgt aber für vergleichbare Daten.

So ausgerüstet kann man nun in ein paar Artikeln die Anglizismen zählen und durch deren Anzahl die Gesamtzahl der Wörter teilen, dann erhält man z. B. das Ergebnis, dass jedes 50. Wort ein Anglizismus ist, also zwei Prozent Anglizismus-Quote. Oder man nimmt sich von vornherein vor, pro Zeitung z. B. aus fünf Artikeln jeweils die ersten 1000 Wörter auszuwerten – dann kann man auch die absoluten Zahlen sofort vergleichen, z. B.: In der alten Zeitung sind unter den 5000 Wörtern 91 Anglizismen, in der neuen 97. Erhärtet dieses Ergebnis die Hypothese? Vermutlich nicht. Die untersuchte Textmenge ist klein und der Unterschied so gering, dass das Ergebnis vermutlich zufällig ist.

Die Gefahr, rein zufälligen Beobachtungen Relevanz zuzuschreiben, ist ein Grundproblem empirischer Forschung. Hierzu ein einfaches nicht-linguistisches Beispiel: In einer kleinen Seminargruppe sitzen 17 Studierende, nämlich neun Frauen und acht Männer. Eine Brille tragen fünf der Frauen (55,5%), aber nur drei der Männer (37,5%). Kein vernünftiger Mensch würde daraus die Verallgemeinerung ziehen, dass Frauen eher zur Fehlsichtigkeit neigen als Männer. In der nächsten Seminargruppe könnten die Verhältnisse ganz anders sein. Um festzustellen, inwieweit die Zahlen belastbar sind, gibt es statistische Untersuchungsverfahren, sogenannte Signifikanztests. Der Signifikanzwert gibt an, wie groß die Wahrscheinlichkeit ist, dass die Ergebnisse auf Zufall beruhen. Weniger als fünf Prozent Zufallswahrscheinlichkeit sind eine häufige Anforderung für Signifikanz, besser sind weniger als ein Prozent oder gar 0,1 Prozent („hochsignifikant“). Quantitative Korpusstudien sollten mit einem Signifikanztest abgesichert werden, wenn sie den Anspruch haben, mehr als nur Tendenzen zu zeigen.

qualitative
Korpusanalyse

Jedoch verlangt nicht jede Fragestellung eine quantitative Korpusstudie. Es gibt neben den quantitativen auch qualitative Korpusanalysen, die nicht nur Vorkommenshäufigkeiten erfassen und aufeinander beziehen, sondern Texte inhaltlich betrachten und analysieren. Rein quantitative Korpusanalysen sagen nämlich nichts über die für die Textlinguistik besonders relevanten Aspekte wie z. B. Kohärenz, Informationsstruktur, Implikaturen, Verständlichkeit und Emotionspotenzial aus.

Will ich z. B. untersuchen, welche Rolle Anglizismen für die Überzeugungskraft (Persuasivität) von Texten spielen, nützt es nichts, sie einfach nachzuzählen. Die Hypothese könnte lauten „Anglizismen können Teil verschiedener persuasiver Textstrategien sein“. Nun ist eine qualitative Untersuchung angebracht. Die Entscheidung, woraus mein Korpus bestehen soll, muss hier genauso überlegt sein wie bei einer quantitativen Studie: ‚Die deutsche Sprache‘ kann nicht Gegenstand einer Korpusstudie sein. Es geht um Textsorten, die so konkret sind, dass sie mit kleinen Stichproben abgebildet werden können. Z. B. könnte man sich Persuasion durch Anglizismen in

Presseerklärungen von Unternehmen am Beispiel einer bestimmten Branche ansehen. Wir achten nun nicht auf Mengenverhältnisse, sondern darauf, ob uns persuasive Textstrategien auffallen, die einander ähneln und sich somit kategorisieren und zu Mustern verallgemeinern lassen. Beispiel:

(23) Zum 18. Mal veranstaltet der IT-Distributor am 17. April seine FORUM Hausmesse und präsentiert Broadline, Value und Mobility unter einem Dach. In der Münchner Kulturhalle Zenith zeigen Tech Data gemeinsam mit über 100 Herstellern unter dem Motto „12 gute Gründe“ auf, warum Reseller das FORUM nicht verpassen sollten.

(24) Trendige Location
[...] Für eine Verschnaufspause bieten sich gemütliche Chill-Out Lounges sowie ein weitläufiger Bar- und Cateringbereich an (beide: Pressemitteilung des Technologie-Presseservices Pressebox, www.pressebox.de, 01.04.2008)

Wir können vermuten, dass im ersten Ausschnitt fachsprachliche Anglizismen verwendet werden, um dem angesprochenen Fachpublikum entsprechende Kompetenz zu zeigen. Im zweiten Ausschnitt desselben Textes sind die Anglizismen anderer Art; erkennbar daran, dass auch Nicht-Fachleute sie verstehen. Hier verbreiten sie wohl die Atmosphäre eines modernen, ‚trendigen‘ Lebensgefühls. Dies sind schon einmal zwei Beobachtungen zur persuasiven Funktion von Anglizismen. Mit weiterem Korpusstudium wird man einen Katalog solcher Funktionen erstellen und die Hypothese nicht nur erhärtet finden, sondern auch angeben können, wie solche persuasiven Textstrategien funktionieren. Anschließend könnte sich eine quantitative Studie mit der Hypothese, bestimmte Muster seien in Pressemitteilungen bestimmter Branchen häufiger (z. B.: Autobranche – Fachkompetenz; Kosmetikbranche – Lebensgefühl).

Auch im politischen Bereich liefern qualitative Korpusanalysen Hinweise zum Persuasions- und Emotionspotenzial von Texten (s. z. B. die Analysen einer DFG-Forschergruppe, die anhand eines Korpus von über 100.000 Presetexten die gängigsten und wichtigsten metaphorischen Referenzialisierungen von Terrorismus nach 9/11 im massenmedialen Kommunikationsraum untersucht hat; Schwarz-Friesel 2013).

Zum Schluss dieses Abschnitts seien experimentelle Verfahren vorgestellt, die für die Textlinguistik von Bedeutung sind, deren Ausführung aber oft eine fachliche Spezialisierung als Psycho- bzw. Neurolinguist und eine gewisse technische Ausrüstung voraussetzt. Die Experimente werden durchgeführt, um den kognitiven Prozess des Textverstehens zu rekonstruieren. Diese Erkenntnisse helfen, bestimmte Dimensionen der Textualität (v. a. die Kohärenz) zu verstehen. Es gibt Online-Verfahren (online: „während des laufenden Prozesses“; simultan zur Textverarbeitung) und Offline-Methoden (nach dem Prozess, also wenn der Text zu Ende gelesen/gehört wurde) (s. Schwarz³2008: 33).

Eine für die Textlinguistik wichtige Offline-Methode ist die der freien Reproduktion: Dabei werden die Probanden aufgefordert, einen Text so genau wie möglich zu reproduzieren. Die Reproduktionen des Textes werden dann mit dem Originaltext verglichen. Wurden Informationen ausgelassen, hinzu-

freie Reproduktion

gefügt, modifiziert? Die Veränderungen in dem reproduzierten Text (insbesondere die Elaborationen) werden als Resultate kognitiver Prozesse (sogeannter Inferenzen) gesehen (s. hierzu Kap. 4.3).

Online-Experiment

Bei den Online-Experimenten wird nicht ein Text als fertiges Produkt untersucht wie bei einer Korpusanalyse und auch keine Reaktion eines Probanden nach erfolgter Textrezeption gemessen wie bei Fragebogenstudien. Online-Verfahren haben vielmehr den Anspruch, mentale Vorgänge während der laufenden Textrezeption (seltener -produktion) sichtbar zu machen. Unsere anfängliche Hypothese e): *Bilder erleichtern die Rezeption von Texten*. ist ein Kandidat für ein solches Verfahren.

Lesezeitmessung

Ein psycholinguistischer Klassiker ist die Lesezeitmessung während der Rezeption (die durch Computertechnik ermöglicht, Unterschiede von Millisekunden zu erfassen). Die Annahme ist dabei, dass die gemessene Zeit auch tatsächlich der kognitiven Verarbeitungszeit entspricht. So kann man u. a. untersuchen, ob bestimmte kontextuelle Informationen oder spezifische Lexeme, syntaktische Besonderheiten oder semantische Deviationen (Abweichungen) die Textverarbeitung erleichtern und beschleunigen oder erschweren und verlangsamen können.

Man könnte z. B. zu Hypothese e) die Lesezeiten für Textvarianten mit und ohne Bilder messen. Mit Lesezeitmessung werden aber insbesondere Hypothesen getestet, die eine erschwerte Textrezeption oder einen höheren Verarbeitungsaufwand als abhängige Variable beinhalten. Unabhängige Variablen könnten sein:

(25) Kohärenzgrad

- a) ... anschließend putzte sie das Waschbecken mit einem Schwamm.
- b) ... anschließend putzte sie das Waschbecken mit einem Kamm.

Die Erwartung ist, dass der inkohärente b-Satz schwerer zu verarbeiten ist als der (25)a-Satz, da sich in der (25)b-Version das letzte Wort nicht glatt in das bestehende Textweltmodell integrieren lässt.

(26) Mehrdeutigkeit von Anaphern

- a) Die Müllers sahen die Zugvögel, als sie nach Süden flogen.
- b) Die Müllers sahen die Alpen, als sie nach Süden flogen.

Grammatisch betrachtet ist in diesem viel zitierten Beispiel (u. a. in Schwarz 1992: 93) das Pronomen *sie* in beiden Versionen mehrdeutig: *Die Müllers*, *die Zugvögel* und *die Alpen* sind Ausdrücke der 3. Person Plural und kommen gleichermaßen als Bezugsausdruck für *sie* in Frage. Die Variable Mehrdeutigkeit muss hier differenziert werden: Ist rein grammatische Mehrdeutigkeit entscheidend für den Verarbeitungsaufwand, oder spielt konzeptuelles Wissen (hier: dass die Alpen nicht fliegen können) sofort eine Rolle? Damit sind wir wieder bei einer Beispiel-Frage vom Anfang g): *Werden bei der Rezeption von Texten zuerst grammatische Informationen und dann konzeptuelles Wissen genutzt oder beides gleichzeitig?*

Wenn die Hypothese stimmen sollte, dass der Leser erst die grammatischen Informationen verarbeitet und dann erst konzeptuelles Wissen nutzt, sollte die Rezeption beider Sätze a und b erschwert sein im Vergleich zu den grammatisch eindeutigen Sätzen

- (27) a) Frau Müller sah die Zugvögel, als sie nach Süden flog.
 b) Die Müllers sahen den Mont Blanc, als sie nach Süden flogen.

Die grammatische Mehrdeutigkeit von a und b würde, der Hypothese nach, nicht sofort durch das konzeptuelle Wissen, dass die Alpen nicht fliegen können, ausgeräumt, sondern erst nach einem vergeblichen Auflösungsversuch auf grammatischer Ebene.

Stimmt dagegen die Hypothese, dass konzeptuelles Wissen sofort den Rezeptionsprozess beeinflusst, wäre nur die Rezeption von a entscheidend erschwert, weil hier die Mehrdeutigkeit auch durch konzeptuelles Wissen nicht aufgelöst werden kann.

Nun gehört „erschwerter Verarbeitung“ zu den Konzepten, deren Operationalisierung keine Selbstverständlichkeit ist. In der Psycholinguistik herrscht dennoch weitgehende Einigkeit: Eine längere Verarbeitungszeit ist Resultat eines größeren kognitiven Aufwandes.

Praktisch umgesetzt wird dies z. B. in einer „self-paced reading task“, auf Deutsch etwa „Leseaufgabe, deren Tempo man selbst bestimmt“. Probanden sehen den Text auf einem Bildschirm wortweise oder in kleinen Abschnitten und drücken einen Knopf, um das nächste Stück Text zu sehen. Die Zeit zwischen zwei Knopfdrücken ist die, die der Proband zum Lesen des jeweiligen Wortes oder Abschnitts gebraucht hat. Zwar ist die meiste Zeit davon gar nicht der kognitiven Aufgabe des Textverstehens geschuldet, sondern der mechanischen Handlung des Knopfdrückens, und natürlich haben Probanden unterschiedliche Reaktionszeiten. Das ist aber unerheblich, denn es kommt nur auf die Differenzen an, hier im Beispiel zwischen den a- und b-Sätzen. Wichtig ist nur, dass gleich lange und gleich geläufige Ausdrücke miteinander verglichen werden, und natürlich erhält ein Proband nicht zwei Versionen desselben Textes (wie hier (26)a und b), sondern die Variablen werden in immer neue Sätze eingebaut. So würden (28)a und (28)b dieselbe Funktion erfüllen wie oben (26)a und (26)b:

- (28) a) Die Schüler bemerkten die Fußballfans, als sie nach Hause gingen.
 b) Die Schüler bemerkten die Wolken, als sie nach Hause gingen.

Die benötigte Lesezeit hängt von der Länge des angezeigten Ausdrucks ab; die erwartbaren Unterschiede liegen in der Größenordnung von 50 Millisekunden. Solche Differenzen nimmt kein Leser bewusst wahr, und man kann sie nur mit spezieller Software registrieren.

Sollte ein erwarteter Lesezeit-Effekt nicht auftreten, muss das nicht bedeuten, dass die Hypothese falsch ist: Vielleicht werden zwei Textversionen zwar in der gleichen Zeit verarbeitet, aber für die schwierigere Version werden mehr Hirnareale aktiviert – so wie man Sandhaufen von einer Tonne und von zwei Tonnen Gewicht in der gleichen Zeit auf einen Lkw schippen kann, wenn man für den doppelt so großen Haufen auch doppelt so viele Leute hat. Die derzeit beliebteste Methode ist daher eine Kombination von Lesezeitmessung und neurolinguistischen Methoden, also unmittelbaren Messungen von Hirnaktivität. Die wichtigste davon ist die Messung ereigniskorrelierter Potenziale, EKP, oder englisch event-related potentials, ERP. Das Ereignis ist wiederum eine Leseaufgabe, sie wird per Software mit der Messung von elektrischer Gehirnaktivität anhand von EEG-Messungen synchro-

niert. Dabei muss das relevante Signal durch komplizierte Rechenoperationen aus dem EEG isoliert werden, weil ereigniskorrelierte Hirnpotenziale eine geringere Amplitudenausprägung aufweisen als das Spontan-EEG. Solche Messungen sind z. B. bei Lügendetektoren schon lange bekannt. Folgende Operationalisierung liegt der Methode zugrunde: Bestimmte, charakteristische Veränderungen der elektrischen Hirnaktivität sind Resultat bestimmter Abweichungen vom gewöhnlichen, ungestörten Rezeptionsprozess. Generell werden Effekte ab 100 Millisekunden nach dem Ereignis – also der Präsentation des entscheidenden Ausdrucks – den kognitiven Hirnfunktionen zugerechnet, alles davor sind Stammhirnfunktionen, die nichts mit Denken zu tun haben. Ereigniskorrelierte Potenziale werden anhand von Komponenten (wie z. B. N400, P600) beschrieben, sie fassen die Eigenschaften der Kurve zusammen. Eine N400 beschreibt eine Negativierung (N) 400 ms nach einem kritischen Stimulus, eine P600 beschreibt eine Positivierung (P) 600ms nach einem kritischen Stimulus. Diese Komponenten werden u. a. bei Sprachverarbeitungsprozessen beobachtet. EKP-Messungen sind relative Messungen, d. h. dass eine kritische Bedingung immer in Relation zu einer Kontrollbedingung gewertet werden muss (siehe u. a. Marx 2011: 162). Es ist z. B. zu erwarten, dass die Kurve für einen Satz wie *Die Amsel debattiert* im Vergleich zur Kurve für den Satz *Die Amsel singt* einen deutlichen N400-Effekt hervorruft. Das bedeutet, dass diese Kurve 400 ms nach dem kritischen Stimulus *debattiert* einen stärkeren negativen Ausschlag zeigt als die Kurve für den Vergleichssatz 400ms nach dem kritischen Stimulus *singt*. Textlinguisten werden daher nach einer N 400 suchen. Dieser gilt als Indikator für Inkohärenz; ein entsprechendes Ergebnis wäre für (25)b zu erwarten (vgl. Kutas/Federmeier 2010). Übrigens wird auch die Rezeption von Witzen mit EKP-Studien erforscht. Auf diese Weise wird überprüft, inwieweit Humor-Effekte von Witzen Effekte der Inkohärenz sind (Rozenfurt 2011; s. hierzu auch Kap. 5.3).

Der N400-Effekt liegt in der Größenordnung von 1 Mikrovolt (einem Millionstel Volt) und ist nicht direkt erfassbar, sondern muss durch Herausrechnen aus anderen Effekten, die nichts mit der sprachlichen Aufgabe zu tun haben, sichtbar gemacht werden.

Auch bildgebende Verfahren gehören zum Arsenal der Neurolinguistik, insbesondere f-MRT – hier wird der Sauerstoffgehalt des Blutes im Gehirn gemessen unter den Operationalisierungen: 1) Hirnaktivität: Wo viel Sauerstoff im Blut ist, ist das Hirn gerade besonders aktiv. 2) Sprachliche Prozesse: Lösen diese Hirnaktivität in unterschiedlichen Hirnbereichen aus, so sind sie unterschiedlich (z. B. Verarbeitung regelmäßiger vs. unregelmäßiger Verben). Für textlinguistische Aufgaben ist dieses Verfahren nicht unmittelbar relevant, wohl aber für die Analyse von Textverstehensprozessen (s. u. a. Bohrn et al. 2012).

Priming Mit der Priming-Methode untersucht man den Einfluss der im Gedächtnis gespeicherten Wissensstrukturen auf die Verarbeitung sprachlicher Einheiten. Den Versuchspersonen wird ein Wort (z. B. *Krankenhaus*) als Prime vorgegeben; anschließend wird ein Zielwort (z. B. *Chefärztin*) genannt. Die Versuchspersonen sind vorher instruiert worden, so schnell wie möglich anzugeben, ob es sich bei dem Zielreiz um ein sinnvolles Wort oder lediglich um eine sinnlose Silbenfolge handelt. Die Beurteilungszeit ist kürzer,

wenn das jeweilige Zielwort in einer engen semantischen Relation zu dem vorher präsentierten Prime-Wort steht (als wenn z. B. ein Wort wie *Studentin* oder *Fahrradfahrerin* nach *Krankenhaus* kommt). Dies spricht dafür, dass bei der Verarbeitung eines Wortes eine Art Aktivierungsausbreitung (spreading activation) im mentalen Lexikon stattfindet, wobei semantisch verwandte Wörter auch zusammen aktiviert werden bzw. zumindest eine Vor-Aktivierung der Wörter geschieht. Dieser Prozess spielt beim Textverstehen und insbesondere bei der Kohärenztablierung eine sehr wichtige Rolle (s. hierzu Kap. 4.3.1).

Bei der Verarbeitung schriftlicher Sprache benutzt man häufig Eyetracking-Studien. Hier wird gemessen, welchen Punkt im Text ein Proband beim Lesen mit den Augen fixiert. Die Augenbewegungsanalyse untersucht, wie lange die Augen beim Lesen auf bestimmten Textteilen bleiben und wann Blicksprünge (sogenannte regressive Sakkaden) auf bereits gelesene Textstellen vorkommen. Normalerweise beträgt die Fixationsdauer pro Wort ca. 250 Millisekunden. Bei Verständnisschwierigkeiten kann die Fixation bis zu einer Sekunde länger dauern. Rückwärtssakkaden sind vor allem bei der Rezeption mehrdeutiger oder ähnlich problematischen Textstellen beobachtet worden (s. hierzu auch Gaskell 2007).

Verbunden mit speziellen Monitoren können Eyetracker Leseprozesse sichtbar machen. Ein Beispiel für eine entsprechende Operationalisierung des Konzepts ‚erschwerter Textrezeption‘: Blicksprünge zurück im Text sind ein Indiz hierfür; etwa in (26)a [Müllers – Zugvögel] vom mehrdeutigen Pronomen *sie* zurück auf die beiden möglichen Bezugsausdrücke *Die Müllers* und *die Zugvögel*.

Mittlerweile sind Eyetracker handliche Geräte, die die Probanden wie eine Brille tragen können (die Daten werden per Funk auf einen Rechner übertragen). Dadurch ist es möglich, nicht nur Leseaufgaben zu erfassen, sondern auch das (Blick-)Verhalten von Menschen im natürlichen Diskurs. Eine Eyetracking-Fragestellung ist z. B.: „Wie lenken Sprecher die Aufmerksamkeit anderer Menschen durch sprachliche Mittel auf bestimmte Objekte?“

Mit der Lückentest-Methode (cloze procedure) kann man untersuchen, wie leicht oder schwer verständlich ein Text ist. Es werden hier in der Regel Texte von mindestens 250 Wörtern vorgegeben, bei denen jedes fünfte Wort ausgelassen wurde und die Probanden diese Lücken nun füllen müssen (s. Christmann 2002: 85 f.). Man kann aber auch variieren und nur Inhaltswörter entfernen. Die Anzahl der jeweils korrekt eingesetzten Wörter gilt dann als ein Maßstab für das Textverständnis (s. Übung 8 im Onlinematerial zu Kap.2).

Augenbewegungs-
analyse

Zusammenfassung

Die Textlinguistik arbeitet sowohl mit der klassischen, geisteswissenschaftlichen Methode der Introspektion (in Verbindung mit Texten als Daten, die systematisch beschrieben werden) als auch mit empirischen Korpus- sowie Fragebogenstudien und experimentellen, psycho- und neurolinguistischen Methoden. Fragestellung und Methode müssen präzise aufeinander bezogen sein und im Forschungsprozess fortwäh-

rend kritisch reflektiert werden. Alle herangezogenen Methoden haben das Ziel, Aufschluss über die textuelle Kompetenz der Sprachbenutzer zu erhalten und die Prinzipien der Textkonstitution sowie -rezeption zu verstehen. Korpusbasierte Studien wollen über bestimmte textuelle Phänomene nachprüfbar und präzise Aussagen machen.



Weiterführende und vertiefende Literatur

Allgemeine Überblicksdarstellungen zur Methodik finden sich in Wode (1988: 107–117), Müller/Weiss (2002), Garrod (²2006) und Schwarz (³2008: 31–37). Christmann (2002) stellt die wichtigsten Methoden hinsichtlich Sprachverstehen und Verständlichkeit von Texten vor. Eine ausführliche Abhandlung zu den experimentellen Verfahren findet sich in Rickheit et al. (2003). Albert (2007) beschreibt komprimiert die empirischen Methoden der Linguistik. Scherer (2006) und Bubenhofer (2009) geben Einführungen in die Korpuslinguistik; in Gries/Stefanowitsch (2007) werden korpusbasierte Ansätze der kognitiven Linguistik vorgestellt. Marx (2011) zeigt, wie textlinguistische Fragestellung (zur Anaphorik) und empirische Methodik (ERP-Studien) zusammengeführt werden können. Kertész et al. (2012a, b) erörtern die Relevanz externer Daten und Korpusstudien für die kognitionslinguistische Theoriebildung.

3. Textsorten und Funktionen von Texten

3.1 Zur Bestimmung von Textsorten

- (1) Unter dem intensiven Neptun-Einfluss sind Sie den Ereignissen gedanklich weit voraus, Visionen haben jetzt eine besondere Magie. Lassen Sie sich nicht verunsichern, auch nicht von alten, verinnerlichten Botschaften. Stehen Sie zu Ihrer Besonderheit: Intuition und feine Antennen! Der Transit birgt auch die Gefahr, dass Sie Ihr Licht unter den Scheffel stellen. Genau das sollten Sie nicht tun. Denn der Kosmos fordert Sie jetzt zu selbstbewussten Neuanfängen auf. (Horoskop, www.brigitte.de)

Jeder konkrete Text ist eine Realisierung einer bestimmten Textsorte, und wahrscheinlich haben Sie (1) sofort als Horoskop identifiziert, vielleicht ohne sich bewusst darüber zu sein, welche Merkmale eines Horoskops in unserem Gedächtnis – genauer: als Teil unserer Textkompetenz – gespeichert sind und zu dieser Kategorisierung geführt haben. Vermutlich sind es nicht nur Schlüsselwörter (wie hier ein Planetenname und Kosmos), die auf eine Textsorte schließen lassen. Sehen Sie sich dazu einmal die folgenden Texte an:

- (2) Es war einmal ein xxx, der lebte in einem großen, dunklen xxx.
- (3) Liebe xxx, aus dem xxx senden wir dir herzliche xxx. Das xxx war in den letzten Tagen nicht so gut, aber es gibt hier viel zu entdecken, und abends gönnen wir uns xxx.
- (4) Man nehme 1000 g xxx und verrühre es in einer Schüssel mit 100 g xxx und einer Prise xxx.
- (5) Zwei xxx bei xxx
Darmstadt (ap) – Bei einem schweren xxx sind gestern in der Darmstädter Innenstadt zwei xxx verletzt worden. Nach Angaben der xxx hatte ein xxx eine xxx missachtet und war mit xxx kollidiert.
- (6) Diese xxx in der Fassung der Bekanntmachung vom 17. Juni 2004 (BGBl. I S. 1108, 2625), zuletzt geändert durch xxx 5 xxx 8 des xxx vom 24. Februar 2012 (BGBl. I S. 212), bestimmt die Anforderungen, die bei der Erteilung einer Erlaubnis für das xxx aus den in den Anhängen bestimmten xxx mindestens festzusetzen sind.
- (7) xxx
(von xxx)
Der x ist aufgegangen
xxx prangen
xxx klar
xxxx wunderbar.

(8) Er, 44 Jahre, 1,76 gross, schlank, grosszünftig, sucht xxx, für alles was zu zweit mehr Spass macht... (Kontaktanzeige, www.kleinanzeigen.abendblatt.de)

Obwohl die inhaltlich wichtigsten Wörter unkenntlich gemacht wurden, ist nicht schwer zu erraten, welche Textsorten hier vorliegen: ein Märchenanfang, der Text einer Urlaubspostkarte, ein Kochrezept, eine Zeitungsmeldung über einen Verkehrsunfall, ein Gesetzestext (genauer: eine Abwasserverordnung), ein Gedicht (nämlich die erste Strophe des Gedichts *Abendlied* von Matthias Claudius; s. Beispiel (16) in 5.1) und eine Kontaktanzeige.

Beim Lesen dieser Texte werden sprachliche Muster erkannt, die in unserem Langzeitgedächtnis (LZG) mit ihren typischen Eigenschaften gespeichert sind. Textsorten sind nichts anderes als solche Muster. Sie haben sich im Laufe der Zeit als kulturelle, kommunikative Traditionen herausgebildet und ermöglichen uns die Identifikation von konkreten Texten als Exemplare einer bestimmten Textsorte.

Texte derselben Textsorte haben bestimmte Gemeinsamkeiten, z. B. im formalen Aufbau, in der Länge, im Inhalt, der Funktion, im Medium, das einen Text transportiert, oder der typischen Situation, in der ein Text geäußert wird.

Eine wichtige Unterscheidung bezüglich der Funktion ist die zwischen Gebrauchstexten und literarischen Texten. Literatur besteht natürlich aus Texten, aber nicht jeder Text ist Literatur. Von den Beispielen oben würde man nur (2) und (7) als literarische Texte bezeichnen, (5) als journalistischen Text, die übrigen als Gebrauchstexte.

literarische
Textsorten

Die Literaturwissenschaft kennt für literarische Texte ziemlich genaue, scheinbar klare Abgrenzungen zwischen Gattungen: Prosa (Epik), Drama, Lyrik. In diesen Gattungen werden Subtypen wie Tragödie und Komödie oder Novelle und Roman oder Ballade und Sonett unterschieden. Die Einteilung richtet sich nach der Form (z. B. Versmaß) und inhaltlichen Aspekten (z. B. hat eine Novelle ein außergewöhnliches Ereignis zum Thema). Diese Einteilungen sind aber eher idealtypisch; nicht jeder Text weist alle Merkmale seiner Gattung auf – bekanntlich reimt sich nicht jedes Gedicht, manche Gedichte haben auch kein festes Versmaß; und ein Roman wie Helene Hegemanns *Axolotl Roadkill* ist, als Montage von E-Mails, SMS, Blogs und tagebuchartiger Erzählung, in formaler Hinsicht sicherlich kein typischer Roman.

Die Frage, wie man literarische von nicht-literarischen Texten abgrenzt, ist noch schwieriger. Als Abgrenzungskriterium würde man ästhetischen Anspruch und eine nicht gebrauchsbundene Funktion nennen. Literarische Texte sind fiktiv – heißt das, dass sie sich nicht auf die reale Welt beziehen? Auch Werbetexte konstruieren oft fiktive Welten. Umgekehrt gibt es Reiseliteratur, die sich auf reale Erfahrungen bezieht, aber über den journalistischen Anspruch einer Reportage hinausgeht. Ist also ästhetischer Anspruch ein Kriterium? Eine ästhetische Komponente ist bei manchen literarischen Werken nur schwer oder gar nicht zu erkennen, nämlich bei der sogenannten Trivialliteratur, während manche nicht-literarischen Texte einen kunstvollen Umgang mit stilbildenden sprachlichen Elementen aufweisen.

Textsorte Witz

Die schwierige Abgrenzung von Textsorten zeigt sich deutlich z. B. bei der Textsorte Witz. Witze sind eindeutig fiktional. Sind Witze daher eine Gat-

tungsform der Literatur? Diese Frage wird heterogen diskutiert. Einerseits lässt sich in der traditionellen Gattungstheorie keine literarische Gattung Witz finden, andererseits fällt es schwer, Witze als Gebrauchstexte einzustufen: Ein Gebrauchswert (wie bei einem Rezept oder einer Bauanleitung) ist nicht erkennbar, auch kein Informationsgewinn wie durch einen Zeitungsbericht. Witze dienen, wie literarische Texte, der Unterhaltung oder geistigen Anregung. Jedoch können Witze sehr unterschiedliche Funktionen haben; ein politischer Witz kann auf subversive Weise politische Überzeugungen vermitteln; ein Blondinenwitz oder Ostfriesenwitz stiftet vielleicht nur Gemeinsamkeit in einer Gruppe, die sich dadurch von den angeblich dümmeren Blondinen bzw. Ostfriesen abgrenzt. Witze haben in diesem Sinne auch eine kontaktetablierende Funktion.

Es zeigt sich an diesem Beispiel, dass formale und inhaltliche Kriterien nicht ausreichen, um Textsorten zu erfassen. Entscheidend sind oft die funktionalen Kriterien, am Beispiel Witz etwa seine Funktion als „expressiver Sprechakt“ – das sind Äußerungen, mit denen Sprecher ihre, auch emotionale, Einstellung zu einem Thema oder auch zu ihren Gesprächspartnern ausdrücken. Ein Witz als expressiver Sprechakt kann vermitteln, dass ein Sprecher in der gegebenen Situation mit anderen Menschen auf einer freundlichen, aber nicht zu tief gehenden Ebene verkehren möchte. Dies ist nicht ganz unabhängig von den formalen Merkmalen, über die die Textsorte Witz meist definiert wird: Diese weisen den Witz nämlich klar erkennbar als solchen aus, z. B. der charakteristische, grammatisch merkwürdige Satzanfang mit dem finiten Verb an erster Stelle, der jedem Zuhörer signalisiert, dass jetzt ein Witz folgt:

(9) Kommt ein Skelett zum Zahnarzt.

Sagt der Zahnarzt: Zähne ok, aber das Zahnfleisch...!

Sollte ein Sprecher hiervon abweichen, z. B. mit (10), läuft er Gefahr, dass er missverstanden wird:

(10) Gestern suchte ein Skelett einen Zahnarzt auf...

Zuhörer könnten hier zunächst denken, dass der Sprecher ein Erlebnis oder eine Anekdote erzählen will, und wären verwirrt über den offensichtlich fragwürdigen Wahrheitsgehalt. Die expressive Funktion wäre gefährdet, wenn der Sprecher erst ‚zugeben‘ müsste, dass der Gehalt seiner Erzählung unwahr ist, weil es sich um einen Witz handelte.

Halten wir also fest, dass inhaltliche, formal-strukturelle und funktionale Aspekte bei der Textsortenbestimmung ineinandergreifen müssen. In der Textlinguistik werden, je nach Ansatz, alle drei Kriterien berücksichtigt, um Textsorten zu identifizieren und voneinander abzugrenzen.

Zunächst einmal wird man – über die Bedeutung bestimmter Schlüsselwörter (also Wörter, die eine zentrale Bedeutung und Relevanz für einen bestimmten Text bzw. eine Textsorte haben) – einen Eindruck vom Inhalt des Textes erhalten. Dann wird man sich einer Textanalyse über strukturelle Merkmale nähern. Diese betreffen den Aufbau (also etwa die Abfolge von verschiedenen Textteilen), die Organisation (z. B. die Fortführung oder Neueinführung von Themen im Text), grammatische Eigenschaften und die äußere, formale Gestaltung des Textes. Zum anderen werden funktionale Merk-

Schlüsselwörter

male berücksichtigt, die den Zweck von Texten und ihre Einbettung in eine Kommunikationssituation beschreiben: Was will ein Sprecher oder Autor mit seinem Text erreichen, was erwartet der Rezipient von einem Text, in welcher Weise wird eine Situation durch den Text verändert oder neu strukturiert?

Textsorte Kochrezept

Nehmen wir als Beispiel noch einmal die Textsorte Kochrezept.

(11) Zutaten: 1 Dose Thunfisch in Wasser, 1 große Zwiebel(n), gewürfelt, 1 Knoblauchzehe(n), gepresst, 4 EL Tomate(n) (Pizzatomaten), bis ca. 1 Dose, oder frische Tomatenwürfel, 4 EL Schmelzkäse (light 10%), 2 EL saure Sahne, etwas Gemüsebrühe, instant (Pulver), viel Basilikum, frisch oder TK, 200 g Nudeln, Salz und Pfeffer, 1 EL Tomatenmark, etwas Zucker, 1 TL Öl.

Zubereitung: Die Nudeln bissfest kochen. Die Zwiebeln in Öl glasig anbraten, Tomatenmark dazugeben und kurz mitrösten, etwas Zucker dazugeben, dann Knoblauch und die gehackten Tomaten (keine passierten, es sollen Stückchen sein). Etwas Gemüsebrühe angießen, einen Deckel auflegen und die Sauce kurz köcheln lassen. Den Thunfisch dazugeben, gerne auch mit dem Wasser, in der Sauce erhitzen. Schmelzkäse, saure Sahne und Basilikum in die Sauce rühren und mit schwarzem Pfeffer abschmecken, bei Bedarf auch etwas salzen. Die Nudeln mit der Sauce vermengen und schlemmen. (Rezept für Nudeln mit Thunfischsauce, www.chefkoch.de)

Inhaltlich wird man bemerken, dass Nahrungsmittel und im zweiten Teil auch küchentypische Tätigkeiten genannt werden. Die strukturorientierte Analyse ergibt das folgende Ergebnis: Der Text ist zweigeteilt; er besteht aus einer Auflistung, die Mengenangaben und Produktbezeichnungen enthält. Der zweite Teil ist ein kurzer Prosatext mit drei Abschnitten in logischer Abfolge: 1) Nudeln zubereiten, 2) Sauce zubereiten, 3) Nudeln und Sauce vereinen. Die Kommunikationsrichtung ist monologisch, d. h. es gibt keine Sprecherwechsel, aber auch keine 1. oder 2. Person. Die Grammatik des Textes ist geprägt von Infinitiven ohne Subjekt. Die in der Tabelle genannten Produkte werden hier wieder aufgegriffen und zum Objekt der Tätigkeitsangaben. Es gibt keine Wiederholungen, Redundanzen oder Ausschmückungen, und der Text hält ein Nacheinander, also eine lineare zeitliche Abfolge der beschriebenen Handlungen ein. Thematisch werden keine Nebenstrukturen eingeschoben, wie etwa ein Diskurs über die Unterschiede zwischen schwarzem und grünem Pfeffer. Die Wortwahl ist – außer dem letzten Verb *schlemmen* – sachlich, nicht emotionalisierend; stellenweise wird Fachvokabular verwendet (*glasig anbraten*). Die funktionale Analyse ergibt, dass es um sachorientierte Informationsvermittlung geht: Der Leser erhält eine Handlungsanleitung, die auf eine eng begrenzte Situation ausgerichtet ist, nämlich die Zubereitung einer Mahlzeit (etwa im Gegensatz zu einer allgemeinen Lebensberatung). Die grammatischen Infinitiv-Konstruktionen werden pragmatisch als Anweisungen von Autor an Leser gedeutet. Das Kochrezept ist eine schriftliche Textsorte, bei der Produktion und Rezeption des Textes zeitlich sehr weit auseinanderliegen können. Ein Rückmeldekanal ist nicht vorgesehen, so dass der Text alles so spezifizieren sollte, dass keine Nachfragen notwendig sind. Die Kommunikationssituation ist asymme-

trisch: Der Autor weiß etwas, das der Leser erst erfahren will (im Gegensatz zu einer Diskussion ‚auf Augenhöhe‘).

Die Klassifikation von Textsorten ist so alt wie die Textlinguistik, in der frühen Textlinguistik wurde sie als besonders wichtig angesehen (vgl. Isenberg 1983).

Dabei gibt es eine Reihe von Versuchen, Typologien von Texten zu erstellen. Bei Sandig (1972) findet sich bereits eine Kombination aus strukturellen („textinternen“) und funktionalen, situationsbezogenen („textexternen“) Merkmalen. Brinker (⁷2010) sieht die Textfunktion als Basiskriterium für eine Textsorteneinteilung an. Er knüpft an die Sprechakttheorie der linguistischen Pragmatik an (Searle 1975, 1982), die Sprache als soziales Handeln auffasst, und unterscheidet in Anlehnung an Searles Typen von Sprechakten fünf Textfunktionen (nach Brinker ⁷2010: 98 ff.): die Informationsfunktion (informieren, darstellen, zeigen), die Appellfunktion (empfehlen, anweisen, überzeugen), die Obligationsfunktion (versprechen, verpflichten, schwören, garantieren), die Kontaktfunktion (freuen, bedauern, beglückwünschen, bemitleiden, gratulieren) und die Deklarationsfunktion (neue Realität schaffen; ernennen, bevollmächtigen, bescheinigen). Die Anwendung dieser fünf Funktionen auf die Menge aller Texte führt entsprechend zur Unterscheidung von fünf Text-Klassen:

- Informationstexte (wie Sachbuch, Bericht, Rezension),
- Appelltexte (wie Werbeanzeige, Gesetz, Antrag),
- Obligationstexte (wie Vertrag, Garantieschein, Gelöbnis),
- Kontakttexte (wie Danksagung, Ansichtskarte) sowie
- Deklarationstexte (wie Testament, Ernennungsurkunde).

Damit steht Brinker in der Tradition funktionaler Ansätze, deren Grundgedanke von Oomen (1971) formuliert wurde: Texte sind nicht bloß eine grammatische Struktur, die über die Satzgrenze hinweg erweitert wird. Textmerkmale sind vielmehr Resultat eines kommunikativen Prozesses und müssen immer im Zusammenhang mit der Kommunikationssituation untersucht werden (vgl. Gansel 2008: 8).

Bei Hoffmann (2007) basiert die Klassifikation auf gesellschaftlichen Kommunikationsbereichen und damit ebenfalls auf Tätigkeiten, die mit einem Text vollzogen werden:

- Alltag (jede Form von Alltagskommunikation),
- Bürokratie (Behördenkommunikation, Vermitteln amtlicher Entscheidungen),
- Wissenschaft (Vermitteln von Erkenntnissen),
- Journalismus (öffentliches Informieren und Beeinflussen der öffentlichen Meinung),
- Kunst (literarische Kommunikation).

Die Analysekriterien sind dann aber eher stilistischer Natur, wie z. B. „künstlerisch geformt“, „bürokratisch formalisiert“ usw. Diese Verknüpfung von Analyse textueller Funktionen und Stilmerkmalen nennt man Funktionalstilistik; anstelle der Textsorten tritt hier der Begriff Funktionalstil oder funktionale Varietät.

Texttyp Eine weitere terminologische Differenzierung betrifft Textsorte versus Texttyp (vgl. Heinemann/Viehweg 1991: 170). Die Textsorte ist – wie oben definiert – eine kulturell gewachsene Erfahrungskategorie, die jeder Sprachbenutzer erkennen und nachvollziehen kann. Texttyp ist eine abstraktere, eher theoretische Kategorie. So ist Wetterbericht eine Textsorte, die zum Texttyp Prognose gehört.

Welche Klassifikation man auch verwendet, man wird feststellen, dass die Vielfalt von Texten, denen wir im alltäglichen Leben begegnen, sich nicht so leicht in starre Kategorien einteilen lassen. Textsorten-Klassifikationen sind daher immer nur Annäherungen. Texte stellen eher ein Kontinuum dar, aus dem nur bestimmte Exemplare als idealtypische Vertreter einer Textsorte herausragen. Bei vielen Texten kommt es zu Überlappungen von Funktionen und strukturellen Merkmalen.

Eine Einladung zu einer Hochzeitsfeier z. B. ist nicht nur ein Kontakttext, sondern auch zugleich ein Informations- und Appelltext (der Text informiert über die Hochzeit und Datum und Ort der Feier; gleichzeitig fordert er den Adressaten auf zu kommen). Und Werbeanzeigen können ausführlich über das beworbene Produkt informieren. Sie sind damit nicht nur als Appelltexte persuasiv (d. h. zielen darauf ab, den Adressaten zu beeinflussen), sondern realisieren auch eine Informationsfunktion. Sie können stilistische Merkmale aufweisen, die typisch für literarische Texte sind – z. B. können sie die Form eines Gedichtes haben:

- (12) Ein Jüngling fährt zum Rendezvous
da stürzt ein Schutzmann auf ihn zu:
verängstigt stoppt der junge Mann.
der Schutzmann aber lacht ihn an:
„Ahaa – auch Uhu-Line!
Ihr Oberhemd ist faltenlos
und glatt wie meins. es sitzt famos.
das heißt. auf Uhu-Line-Art
Auf Wiedersehen. gute Fahrt!“
Ahaa – auch Uhu-Line!
(Anzeigenwerbung für Wäschestärke, 1956, zit. n. Schindelbeck 1990,
Schreibung im Orig.)

Derartige Verschmelzungen von Textsorten können als außergewöhnliche Realisierungsform den gewollten Effekt haben, besondere Aufmerksamkeit zu erregen, daher ist Werbung stets um solche Abweichungen vom Erwartbaren bemüht. Manchmal entstehen daraus aber auch neue Textsorten:

- (13) Zur Zeit koennte ich fast jeden Tag Fisch essen und so wie ich es kenne, gibt es dazu entweder Reis oder Kartoffeln. Jedoch sollte es schnell gehen und so kochte ich einfach mal Nudeln dazu, denn die Raffinesse kam eigentlich mit der Sosse. Wie gesagt es sollte schnell gehen und so nahm ich ein Glas Tomatensosse mit Knoblauch und Basilikum, verteilte sie jedoch auf zwei Toepfe. Den einen Teil der Sosse erwaermte ich nur waehrend in den anderen Teil der Sosse noch Kirschtomaten, Oliven und Kapern reinkamen (jedoch nicht zerkocht wurden). Den Seelachs habe ich in etwas Butter angebraten und mit Knoblauchpfeffer ge-

wuerzt. Zum Schluss kamen die Nudeln auf den Teller, darauf die einfache Sosse, danach der Seelachs welcher die Tomaten-Oliven-Kapern-Sosse bekam. Danach noch etwas Zitronensaft drueber und Petersilie. Es waren glaub ich nur 20min Koch- und Schnippelzeit, doch geschmeckt hat es nach viel mehr 😊 (www.meine-rezepte.blog.de)

Auf funktionaler Ebene ist der Text genauso instruktiv wie das klassische Kochrezept oben (11). Formal fällt aber die Verwendung der 1. Person auf. Grammatisch liegen keine Handlungsanweisungen vor, sondern ein Bericht des Verfassers über seine eigene Kochtätigkeit; die Sprache wirkt informeller. Damit bietet der Text das persönliche Miterleben eines Internetblogs – tatsächlich heißt diese Zwitter-Textsorte „Rezeptblog“.

Textsorten unterliegen dem Wandel der Zeit, sie sind abhängig von Normen und sie verändern sich so, wie Gesellschaften und Kulturen sich verändern. Man vergleiche etwa Liebesgedichte des Barock mit modernen Liebesgedichten, oder Briefe von vor 200 Jahren mit aktuellen Briefen (vgl. Keßler 2011).

Textsorte Brief

- (14) Euer Hochwohlgebohrn!
 hier meinen Entschluß auf ihr geehrtes Schreiben – Woraus sie gewiß meine Bereitwilligkeit ihnen so viel als möglich entgegen zu kommen sehen werden [...]
 mit Hochachtung ihr ergebenster [Unterschrift]
 (Aus einem Brief Beethovens an seinen Verleger Härtel)
- (15) Hallo Frau Schwarz-Friesel,
 Haben Sie den Text von Burger evtl. bei sich im Zimmer?
 Gute Nacht und liebe sonnige grüße
 (E-Mail einer Studentin an eine Professorin)

Erkennbar ist eine Grundform, die bei aller Unterschiedlichkeit beiden Briefen erhalten geblieben ist: Die Abfolge von Anredeformel, Haupttext (mit Anliegen oder Bezug auf vorherige Schreiben) und Schlussformel. Distanzwahrende Elemente, die über Jahrhunderte hinweg typisch für asymmetrische Kommunikation waren, sind aber in (15), abgesehen von der Sie-Anrede, nicht mehr erkennbar. Die Textsortenmerkmale ändern sich mit den gesellschaftlichen Verhältnissen. Textsorten sind folglich als historisch wandelbar zu betrachten. Manchmal kommen auch neue Textsorten hinzu: Dies war in der Vergangenheit z.B. der Fall, als es erstmals öffentliche Produktwerbung gab (erste Werbetafeln sollen in den Überresten des antiken Pompeji gefunden worden sein). Jede neue Kommunikationstechnik bringt neue Textsorten hervor: Das Telefon trennte die Merkmale zeitliche Distanz und räumliche Distanz voneinander ab, es ermöglichte Dialoge (definiert durch zeitlich unmittelbare Abfolge von mündlichen Beiträgen verschiedener Sprecher) trotz räumlicher Distanz der Kommunikationspartner.

historischer Wandel

3.2 Schriftlichkeit und Mündlichkeit

Im Zeitalter der elektronischen Datenübertragung sind weitere Merkmale der Textsortenklassifikation neu kombinierbar geworden; insbesondere

schließen sich schriftliches Medium und Dialoghaftigkeit nicht mehr aus – was eigentlich unter „schriftlich“ und „mündlich“ zu verstehen ist, muss noch einmal neu überdacht werden (s. u. a. hierzu Marx/Weidacher 2013). Sehen wir uns dies näher an:

„Schriftlich“ im Gegensatz zu „mündlich“ schien das fundamentalste und deutlichste Kriterium zur Unterscheidung von Textsorten überhaupt zu sein. Manche Textlinguisten konzentrieren sich überhaupt nur auf geschriebene Sprache und sprechen dann von Texten im Gegensatz zu Gesprächen; daraus resultieren Fachbezeichnungen wie Textlinguistik im Gegensatz zu Gesprächslinguistik oder Konversationsanalyse (vgl. Schwarz 2007a, Deppermann ⁴2008), andere fassen unter Diskurslinguistik sowohl Texte als Gespräche (vgl. Warnke/Spitzmüller 2008 und 2011).

mediale
Mündlichkeit

Man kann „schriftlich“ und „mündlich“ sehr einfach über das Medium unterscheiden: Sprache, die man hören kann, ist mündlich; Sprache, die man sehen (also lesen) kann, ist schriftlich. Nun kann man aber jeden geschriebenen Text vorlesen, und manche Textsorten werden ja zu dem Zweck aufgeschrieben, gesprochen zu werden – z. B. Dramen- und Filmtexte, die natürlich bezüglich mündlicher und schriftlicher Merkmale sehr unterschiedlich gestaltet sind, von den fünfhebigen Jamben der griechischen Tragödie, die wohl kein Aktant spontan produzieren könnte, bis zu den Dialogen in Filmen und TV-Serien, die (gelungen oder nicht) natürliches sprachliches Alltagsverhalten imitieren. Weitere Beispiele für geschriebene Texte zum mündlichen Vortrag sind Reden, z. B. Begrüßungsansprachen und Parlamentsreden; des Weiteren Moderationstexte fürs Fernsehen, die oft vom Teleprompter statt vom Blatt abgelesen werden und so einen spontanen mündlichen Vortrag suggerieren. Sie sind einerseits ‚geschliffener‘ als spontane mündliche Rede, d. h. sie weisen nicht die typischen Fehler spontaner Sprachproduktion wie Pausen, Silbenwiederholungen und Abbrüche der grammatischen Konstruktion auf. Von daher sind es typisch schriftliche Texte. Andererseits sind sie in ihrer grammatischen und inhaltlichen Komplexität auf mündliche Rezeption zugeschnitten – der Hörer kann nicht zurückblättern und noch mal anfangen, wenn ein Satz allzu lang oder verschachtelt war. Solche Textsorten stellen Grenzfälle zwischen medialer Mündlichkeit und Schriftlichkeit dar.

konzeptionelle
Mündlichkeit

Eine ganz andere Definition von „mündlich“ und „schriftlich“ ist auf funktionaler, konzeptioneller Ebene möglich. Die Idee hierzu stammt schon aus dem Jahr 1985, und doch scheint sie wie geschaffen für die Beschreibung neuer Textsorten des Internet- und E-Mail-Zeitalters (Koch/Oesterreicher 1985; s. zur Internetlinguistik auch Marx/Weidacher 2013).

Internet-Chats heißen nicht zufällig so (*chat* engl. „Plauderei“, „Unterhaltung“) – hier ein zufällig gewählter Ausschnitt:

- (16) 1. niceWilly: teuer
 2. incident: ja, eben
 3. MarcAurel: ach... ich nerve Euch
 4. MarcAurel: welche Sorgen denn, fee?
 5. incident: falls es dir hilft
 6. incident: mich nervst du nicht, kaiser
 7. MarcAurel: aber die fee nerv ich

8. Nautilon: Guten Abend
 9. MarcAurel: dengel stups drückz @ fee
 10. niceWilly: incident am besten du gehst gleich morgen zu den anonyem alkis
 11. incident: hallo, Nautilon
 12. MarcAurel: hi
 13. incident: hm. Nee. In nem monat dann, niceWilly
 14. Feensand: schreib morgen ne wichtige arbeit....
 15. Nautilon: reHi
 16. MarcAurel: oh...
 17. niceWilly: damit is net zu spaßen
 18. Feensand: nervst mich nicht....
 19. MarcAurel: welches Fach?
 20. Feensand: gg latein
 21. incident: ich weiß
- (Auszug aus www.chatcity.de, 15.03.2005, Nummerierung im Original nicht vorhanden)

Zunächst fällt eine Orthografie auf, die eine flüchtige mündliche Aussprache nachzuahmen scheint (z. B. *nem* statt *einem*). Interessanter ist aber, durch welche thematische Struktur (wer redet mit wem über was?) und welche situativen Bedingungen diese Flüchtigkeit zustande kommt. Es ist wie eine größere Kneipenrunde, in der einige besonders aktive Teilnehmer (hier Incident) mehrere Gesprächsfäden gleichzeitig führen (in der Kneipe vielleicht mit dem Sitznachbarn zur Linken und jemandem rechts gegenüber). Jeder kann zuhören (hier: mitlesen), aber nicht jeder nimmt an jedem Gesprächsfaden teil. Wer neu in die Runde kommt, hat es schwer, sich in ein laufendes Gespräch einzuschalten oder einen ‚freien‘ Gesprächspartner zu finden wie hier Nautilon ab 8. Feensand bemerkt nicht sofort, dass Marc Aurel sie etwas gefragt hat (Antwort auf 4. in 14. und auf 7. in 18.). Interessant ist Marc Aurels Reaktion in 9.: Er schreibt, was man im realen Gespräch nicht sagen, sondern tun würde: Jemanden, der im Kneipen- oder Partylärm etwas überhört hat, mal auf die Schulter tippen, um auf sich aufmerksam zu machen. Der Internet-Chat imitiert nicht nur mündliche Sprache, er kompensiert auch mit eigenen Formeln das Fehlen physischer Unmittelbarkeit. Es liegt also eine Situation vor, die – bis auf das schriftliche Medium – typische Merkmale von Mündlichkeit aufweist. Unter anderem wird schnelles Reagieren erwartet; das Gespräch ist flüchtig (so wie ein Kneipengespräch nicht aufgezeichnet wird, wird im Internet-Chat niemand eine – technisch mögliche – Rückschau auf Beiträge von vor Viertelstunden bemühen, ehe er etwas sagt); die Beiträge sind kurz und weder grammatisch noch thematisch besonders komplex. Man stelle sich vor, ein Chat-Teilnehmer würde einen Beitrag anfangen mit „Liebe Chatter“, dann einige lange Sätze zu verschiedenen Themen schreiben und mit der Formel „mit freundlichen Grüßen euer...“ enden – er hätte klar die Textsorte verfehlt und sich in einer konzeptionell mündlichen Textsorte schriftlich verhalten – ein gesellschaftlicher Normenverstoß. Den umgekehrten Fehler würde jemand machen, der in einem Internetforum nur „Hi alle!“ postet und sich wundert, nicht innerhalb von Sekunden zurückgegrüßt zu werden. Internetforen sind konzeptionell näher an der Schriftlichkeit:

(17) Mahlzeit Leute,

Und zwar habe Ich mal eine Frage an euch...lohnt es sich nach der Holländischen Stadt Nimwegen zu fahren?Kann man dort Schön Bummeln gehen und einfach mal was erleben? Bis jetzt sind wir immer nach Venlo gefahren, aber in Venlo ist ja irgendwie tote hose in sachen Shoppen gehen und mal andere Sachen zu sehen! Der Markt ist auch nicht mehr das was er mal war, wisst Ihr was Ich meine?

Sprich, wenn Ich ins Ausland fahre, möchte ich auch andere Sachen sehen als das was man in Deutschland sieht, ach keine ahnung wie ich es beschreiben soll....

Ich hoffe mein Thread kann hier drin bleiben...und es gibt Zahlreiche Antworten...

Also Ich meine Venlo lohnt sich halt nur zum Tanken und Einkaufen von Nahrungsmitteln und Senseo...sonst sehe Ich keine vorteile mehr in Venlo....

Oder muss man, direkt nach Amstadam fahren?lohnt sich Nimwegen net?

Also freue mich über jede Antwort

Danke

Gruß [Vorname]

(www.ruhrpottforum.de, 22.01.2008)

Auch hier finden sich orthografische Anklänge an gesprochene Sprache (*net* statt *nicht*) und eine scheinbar ungeplante, spontane Sprache (*ach keine ahnung wie ich es beschreiben soll....*), zahlreiche Abweichungen von Schreibregeln lassen eine relativ schnelle Produktion ohne Korrekturlesen vermuten. Jedoch weist das Posting einige ganz klassische Strukturelemente eines Briefes auf, nämlich Begrüßungs- und Schlussformel, Vorbringen eines Anliegens, dessen Begründung mit Hintergrundinformationen und ein vorweggenommener Dank für Antworten (wobei die letzten beiden Elemente etwas unsystematisch abgewechselt werden). Wir haben es also mit einem Textsortenzwitzer zu tun, der konzeptionell mündliche und schriftliche Elemente enthält.

Wiederum ist erkennbar: Eine Textsorte ist eine soziale Vereinbarung zwischen Kommunikationsteilnehmern. Derartige Verhaltensregeln der Textproduktion sind für längst etablierte Textsorten fest gefügt und unterliegen nur einem langsamen, historischen Wandel. Elektronischen Medien wie Internet, E-Mail und SMS gestatten durch ihre technischen Möglichkeiten die Herausbildung neuer Textsorten, deren typischen Merkmale sich erst etablieren. Viele solcher Textsortenmerkmale ergeben sich daraus, ob man die Textsorte als konzeptionell schriftlich oder mündlich (oder etwas dazwischen) auffasst: Wer auf eine SMS eine sofortige Antwort erwartet, geht von Mündlichkeit aus und verzichtet daher vielleicht auf Anrede- und Grußformeln. Wer SMS als Medium sieht, einen Brief zu übermitteln, erwartet dagegen solche formalen Merkmale, jedoch keine sofortige Antwort.

Zusammenfassung

Textsortenkenntnisse strukturieren unseren kommunikativen Alltag; Textsortenwissen ist nicht nur sprachliches, sondern auch soziales Wissen. Die meisten Texte können wir intuitiv einer Textsorte zuweisen. In der Textlinguistik gab es schon viele Vorschläge, wie man Textsorten klassifizieren könnte. Dabei spielen eine Rolle:

- Formale Merkmale, die auf grammatischer Ebene oder grafischer Ebene beschrieben werden (z. B. die Dominanz von Infinitiven oder Imperativen in Kochrezepten oder anderen Anleitungen; der Abdruck in Versform als grafisches Kennzeichen eines Gedichtes).
- Inhaltlich-semantische Merkmale – aus welchen Bedeutungsfeldern kommt der Wortschatz? Eine Software-Dokumentation wird ein anderes Vokabular aufweisen als ein Liebesbrief.
- Vor allem: Funktionale Merkmale – welche Handlungsabsichten verfolgt ein Sprecher mit einem Text? Hier berührt sich die Textsortenklassifikation mit der Sprechakttheorie. Ist der Text monologisch oder dialogisch, und falls Letzteres: Ist die Kommunikation symmetrisch (auf Augenhöhe) oder asymmetrisch, d. h. der Sprecher weiß mehr als der Hörer (wie bei einer Anleitung), oder ist der Hörer in einer höheren Machtposition (wie bei einem Antrag oder Gesuch)? Sind Sprecher und Hörer räumlich voneinander getrennt, ist dem Hörer eine zeitnahe Reaktion möglich?

Neue Medien geben hier Raum für neue Kombinationen von Textsortenmerkmalen, so sind Telefongespräche gekennzeichnet durch räumliche Trennung der Gesprächspartner bei gleichzeitiger Dialogizität, also schnellen Sprecherwechsel. Chats sind dialogisch trotz Schriftform, die Textsorte ist medial schriftlich, aber konzeptionell mündlich.



Weiterführende und vertiefende Literatur

Einen Überblicksartikel zu Textsorten liefert Heinemann (2000), Adamzik (2008) gibt einen komprimierten Überblick zur Textsortenproblematik, Koch/Oesterreicher (2008) erörtern die Kriterien Mündlichkeit/Schriftlichkeit, Linke (2010) beschreibt Textsorten als kulturell geprägte kommunikative Muster, Keßler (2011) erläutert am Beispiel Brief den Wandel von Textsorten.

4. Text und Welt

4.1 Referenz und Textreferenten

Definition Referenz

Wenn wir Sprache benutzen, verweisen wir damit auf Personen, Dinge, Geschehnisse, Handlungen und Prozesse, also außersprachliche Sachverhalte. Referenz wird in der Linguistik der Bezug mittels sprachlicher Ausdrücke auf die außersprachliche Welt genannt.

(1) Der Dalai Lama gibt ein Interview mit Überraschungen. (Die Zeit, 13.06.2013, 1)

(2) Harry staunte mit offenem Mund. (Joanne K. Rowling, *Harry Potter und der Stein der Weisen*, 136)

Textreferent

Jeder Text bezieht sich somit auf eine bestimmte Welt. Dies kann die reale Welt sein (wie z. B. in (1) oder wenn wir in der Tageszeitung etwas über einen U-Bahn-Überfall in Berlin lesen) oder eine fiktive Welt (wie in (2) oder wenn wir Franz Kafkas *Der Prozess* oder Heinrich Manns *Der Untertan* oder einen Roman von Stephen King lesen). Die Referenten fiktiver Textwelten erhalten ihre Existenz erst durch die sprachliche Kreierung. Wir können zudem auch auf individuelle geistige Welten (Träume, Wünsche, Vorstellungen), auf vergangene (*gestern, das Mittelalter, die 60er Jahre*) und zukünftige Realitäten (*in drei Tagen, in 7 Jahren*) Bezug nehmen. Es gibt konkrete Referenten (Menschen, Tiere, Gegenstände), die wir mit unseren Sinnen wahrnehmen und auf die wir im Singular oder Plural referieren können (*der Student, die Studierenden*). Mittels dieser Personen- und Gegenstandsreferenz verweisen wir in Texten auf Lebewesen und Objekte: mit Eigennamen, Titeln/ Funktionsbezeichnungen wie in (1) und (2), mit Appellativa wie *eine Frau* oder *das Kind*, mit Pronomina wie *er* und *dieser, jener*. Ist ein Objekt (im weitesten Sinne) einmal sprachlich eingeführt, spricht man von Textreferenten. Diese Textreferenten sind in unserem Kopf als geistige Einheiten repräsentiert und stehen symbolisch für die außersprachlichen Objekte, die Referenten (s. hierzu auch Abb. 7 in Kap. 5.5.2). So haben wir beim Lesen von (1) das mentale Bild des Dalai Lama aktiviert (zu dem tatsächlich eine Person in der realen Welt existiert) und zu (2) die geistige Vorstellung von Harry Potter (der eine fiktive Figur aus einer Romanwelt ist). Warum ist es wichtig und sinnvoll, auch bei nicht-fiktiven Texten zwischen Textreferenten und Referenten zu unterscheiden? Erstens kann jeder Referent je nach Perspektive als sprachlich manifester Textreferent ganz unterschiedlich dargestellt werden: Z. B. kann einer unserer persönlichen Freunde wechselweise positiv bewertet als *freundlicher Mensch, zuverlässiger Freund* oder negativ als *arroganter Schnösel, Geizkragen* etc. gekennzeichnet werden (zur Perspektivierung s. Kap. 6.2). Zweitens lesen wir sehr oft über außersprachliche Referenten in Texten etwas, ohne diese je persönlich getroffen oder auch nur nähere Kenntnisse über diese zu haben. Erst die sprachliche Erwähnung gibt ihnen

dann eine Existenz im Bewusstsein des Rezipienten. So ist sicher kaum einem Leser dieses Buches schon der Dalai Lama persönlich begegnet, sondern wir wissen von seiner Existenz allein aufgrund medialer Berichte (und Filme). Auch Bankräuber, Politiker, Literaturnobelpreisträger, Schauspieler, Künstler etc., über die wir täglich in der Presse oder im Internet etwas lesen oder hören, sind uns mehrheitlich nicht persönlich bekannt. Wir kennen sie oft lediglich als sprachlich vermittelte Textreferenten. Textreferenten können unter Umständen konzeptuelle Eigenschaften erhalten, die gar nichts mit dem realen, ontologisch existierenden oder fiktiven Referenten gemeinsam haben: Etwa könnte der Dalai Lama als *virulenter Unruhestifter*, Harry Potter könnte in einem Text als *ein dicker, blonder und blöder Riese* dargestellt werden, Charakterisierungen, die mit der realen und der fiktiven Welt offensichtlich nicht übereinstimmen. Ein Großteil dessen, was wir über die Welt (außerhalb unseres kleinen Erfahrungshorizonts) wissen, wissen wir über (massenmediale) Texte. Und Texte schaffen ihre „eigenen Welten“, wie wir im nächsten Abschnitt noch genauer zeigen werden.

Es gibt nun auch nicht sinnlich beobachtbare oder vorstellbare, ganz unanschauliche Textreferenten wie Gefühle und Gedanken sowie abstrakte Objekte im weitesten Sinne (Demokratien, die Finanzkrise, Theorien, die Idee der Unendlichkeit des Universums). Oft referieren wir zudem metasprachlich auf Teile des Textes selbst, z. B. *[im] vorherigen Abschnitt, der nächste Satz, der Anfang des Kapitels*. Solche textinternen Verweise auf sprachliche Einheiten und Strukturen spielen eine wichtige Rolle bei der Organisation eines Textes und helfen dem Leser, sich in langen Texten zu orientieren (s. Textanaphorik in Kap. 5.5).

Die temporale Referenz (z. B. ausgedrückt durch Adverbien wie *später, vorher, danach*) und Präpositionalphrasen (*vor dem Essen, in einer früheren Lebensphase*) geben die zeitlichen Relationen an, in denen sich die beschriebenen Textreferenten befinden. Die lokale Referenz stellt Referenten in örtliche Konstellationen (*dort, hier, auf dem Berg, unter dem Tisch, in Berlin, im Hörsaal*), während die komparative Referenz Identitäts-, Ähnlichkeits- und Kontrastbeziehungen vermittelt (*dieselbe Münze, die gleiche Münze, auf diese Weise, genau so, so ähnlich, eine solche Metapher, eine ganz andere Speise*).

temporale, lokale
und komparative
Referenz

Die Referenz in Texten setzt Sprache und Welt zueinander in Beziehung. Referenz ist aber nichts Statisches, keine durch die Wortsemantik festgelegte Relation, die sich automatisch und gleichermaßen auf Sprecher-/Schreiber- und Hörer-/Leser-Seite ergibt, sondern das Resultat eines Prozesses in einer kommunikativen Situation. Ob Referenz erfolgreich ist, d. h., ob der Hörer/Leser den sprachlichen Bezug so versteht wie vom Sprecher/Schreiber intendiert, hängt von kognitiven und situativen Faktoren ab. Daher hat Searle (1969) Referenz als eine kommunikative Handlung charakterisiert, die gelingen oder missglücken kann. Dies kann man sich an folgendem Bsp. klarmachen:

(3) Er ging

Die Zeitungen meldeten
keinen Verlust
(Rainer Kunze, *Er ging*)

In diesem kurzen Gedicht von Kunze ist für einen Leser ohne spezifische Kenntnisse zur Entstehungsgeschichte des Gedichts nicht erkenntlich, auf wen sich das Pronomen *er* bezieht. Auch das Referenzobjekt der Nominalphrase (NP) *die Zeitungen* bleibt vage (Zeitungen in Deutschland oder im Ausland, seriöse Presse oder Boulevard?). Erst wenn der Leser erfährt, dass sich Kunze in diesem Text auf die Ausbürgerung von Wolf Biermann bezieht, kann er konkrete Referenten für *er* und *die Zeitungen* (der DDR) etablieren und das Gedicht mit seiner politischen Aussage verstehen. Es gehört zu den ganz elementaren und wichtigen Prozessen unserer Kommunikation, Referenten zu identifizieren. Dabei helfen die Äußerung, der Kontext und sehr oft das Weltwissen der Rezipienten: In (1) wird niemand rätseln, wer wohl der Dalai Lama ist, da dieser einen großen Bekanntheitsgrad als Einzelperson hat, und in (2) wird die Kenntnis, dass der Satz aus dem Roman *Harry Potter und der Stein der Weisen* stammt, das mentale Bild der bekannten fiktiven Figur von Harry Potter entstehen lassen.

Referenzpotenzial

Man unterscheidet aufgrund der Variabilität und Kontextabhängigkeit von Referenzetablierungen zwischen dem Referenzpotenzial, als der prinzipiellen Möglichkeit, mittels bestimmter Wörter Bezug nehmen zu können, und der (situationsabhängigen) Referenz (also der konkreten sprachlichen Bezugnahme auf Gegenstände der Welt), die das Resultat eines kommunikativen Prozesses ist, der Referenzialisierung. Referenzialisierung betrifft die spezifische sprachliche Informationsauswahl bei der Textreferenz. So kann ein und dasselbe Objekt z. B. je nach Konzeptualisierung aus Produzentenperspektive als *wunderbarer Liebesroman*, als *üble Schundschnulze* oder als *klischeetriefendes Kitschwerk* bezeichnet werden. Hier sehen wir, wie stark die jeweilige Referenzialisierung Bewertungen vermitteln kann (s. Kap. 6.2). Dass wir überhaupt referieren können, liegt einerseits an der semantischen Kompetenz, insbesondere der Fähigkeit, die Bedeutung von Wörtern im Lexikon abzurufen, andererseits aber auch an der pragmatischen Kompetenz, Wörter situations- und kontextabhängig zu benutzen und zu verstehen.

Referenzialisierung

Ein und dasselbe Wort kann je nach Kontext für ganz verschiedene Personen oder Dinge benutzt werden: Das Pronomen *sie* in *Sie hat viel Macht* kann sich in einer Kommunikationssituation z. B. auf Angela Merkel, in einer anderen auf Christine Lagarde beziehen. In einem historischen Roman kann diese Äußerung aber auch auf Katharina die Große oder in einem Zeitungsartikel aus dem Jahr 1979 auf Margaret Thatcher Bezug nehmen. Eine NP wie *Der Kanzler* referiert entsprechend wechselweise je nach Kontext und Zeitangabe auf Adenauer, Brandt, Kohl oder Schröder. In (4) und (5) wird die gleiche NP einmal für unspezifische, einmal für spezifische, individuelle Referenz benutzt:

- (4) Ich will unbedingt einen Hasen haben. Er sollte schön wuschelig mit einer Zitternase und braunem Fell sein. Ich will ihn Wuschel nennen.
- (5) Ich will unbedingt einen Hasen haben. Ich habe ihn schon im Tierladen gesehen. Er heißt Wuschel und ist hellbraun mit weißen Flecken.

Bei der spezifischen Referenz in (5) bezieht sich der Sprachproduzent auf einen ganz bestimmten existierenden Referenten, hier auf einen individuellen Hasen, bei der unspezifischen Referenz dagegen auf die Vorstellung

eines Referenten, also einen möglichen Gegenstand wie in (4), der nur einem bestimmten Typ entspricht (und daher nicht gewährleistet ist, ob es ihn tatsächlich geben wird, siehe auch Bsp. (19)). Anders verhält es sich bei individueller und generischer Referenz:

(6) Der Hund knurrte bedrohlich.

(7) Der Hund ist ein Haustier, obgleich er ein Artgenosse des Wolfes ist.

(6) bezieht sich auf ein individuelles Exemplar eines Hundes, (7) dagegen allumfassend auf die Klasse/Menge aller Hunde.

Wir referieren keineswegs nur mit NPs auf Objekte der Welt (so wie es die klassische Referenzsemantik lange annahm), sondern mit allen Ausdrücken, die Bedeutung haben, mit Adjektiven auf sinnliche oder mentale Eigenschaften, mit Präpositionen auf Raum- und Zeitverhältnisse, mit Verben auf Zustände (stehen, warten), Prozesse (regnen, blitzen), Handlungen (reden, schlagen) und mit Sätzen (*Sie lief mit ihrem Handy um das Gebäude und suchte ihn*) auf komplexe Sachverhalte (s. Schwarz/Chur⁵2007: 87 ff.).

Wichtig für die Etablierung von Referenz ist die Verwendung bestimmter Artikelformen (nach Vater 1963 ein Obergriff für Funktionswörter, die vor einem Nomen stehen und es in Bezug auf Referenzeigenschaften näher kennzeichnen). Darunter sind die sogenannten Determinantien (auch „Determinierer“, Singular *das Determinans*), eine Klasse von Ausdrücken, die vor ein Nomen gesetzt dieses als „näher bestimmt“ (determiniert) kennzeichnen (vgl. Vater 1984). Determinantien sind v. a. der bestimmte Artikel (*der, die, das*, siehe Bsp. (1)), ferner demonstrative Artikel (*dieser, diese, dieses*). Grammatisch wird ein nominaler Ausdruck durch sein Determinans definit.

Der bestimmte Artikel ist also nicht nur Träger grammatischer Information wie Genus, Kasus und Numerus. Viel wesentlicher ist seine Funktion im kommunikativen Zusammenspiel von Sprecher und Hörer:

(8) Ich hätte gerne das Auto.

(9) Ich hätte gerne ein Auto.

Im ersten Fall geht der Sprecher davon aus, dass der Hörer weiß, welches Auto gemeint ist – der Referent für den Ausdruck *das Auto* ist also identifizierbar. Man spricht hier von definitiver Referenz. Als definit gelten nominale Ausdrücke mit bestimmtem Artikel, Personalpronomina (*er, sie, es*), Demonstrativa (*dies, dieses Auto*) und auch Eigennamen.

Welche Rolle Determinantien bei der Etablierung von Referenz und der erfolgreichen Identifizierung von Referenten spielen, wird seit über 100 Jahren diskutiert. In der Sprachphilosophie (Frege 1892, Russell 1905) stand der logische Status definitiver Ausdrücke im Vordergrund: Wenn ein Nomen mit dem bestimmten Artikel versehen ist, muss der benannte Gegenstand wirklich existieren; ein Satz wie *Den Weihnachtsmann gibt es nicht* war ein logisches Problem: Das Prädikat *gibt es nicht* scheint im Widerspruch zu der Existenzbehauptung zu stehen, die mit dem definitiven Nominalausdruck *Den Weihnachtsmann* einhergeht. Später mit Strawson (1950) und dann insbesondere im Rahmen der Sprechakttheorie (Searle 1969) kam dann die Interaktion zwischen Sprecher und Hörer ausdrücklich ins Spiel: Der Sprecher

individuelle und generische Referenz

referenzieller Ausdruck

Determinans

Definitheit und Identifizierbarkeit

Kooperationsprinzip kennzeichnet durch Sprache einen Gegenstand für den Hörer, wobei er das Wissen und die Möglichkeiten des Hörers berücksichtigt (Schwarz 1992). Dabei sind Faktoren wie Unikalität, Identifizierbarkeit, Erreichbarkeit und Aktivierung eines Referenten im Textweltmodell erörtert worden; wir kommen unten im Text auf einige davon zurück. Grundlegend geht es darum, wie Sprachrezipienten aufgrund der sprachlichen Information in Texten die referenziellen Verweise verstehen und geistig repräsentieren. Dabei gilt ein Kooperationsprinzip zwischen Sprecher und Hörer (eine Annahme, die von Grice 1980 formuliert wurde und besagt, dass Kommunizierende einander ein rationales, d.h. zweckorientiertes Verhalten unterstellen). Der Hörer oder Leser verlässt sich darauf, dass der Sprecher oder Schreiber nur dann definite Referenz verwendet, wenn er annimmt, dass der Hörer oder Leser den Referenten auch wirklich identifizieren kann.

Die Referenten definiter Ausdrücke sollen nämlich eindeutig aus der Menge aller anderen Objekte heraus identifizierbar sein. In (8) könnte der Hörer wissen, dass der Sprecher an ein bestimmtes Auto denkt, z. B. das seiner Eltern, das er gerne leihen möchte. Damit diese Art von Referenz funktioniert, müssen Sprecher und Hörer ein bestimmtes Erfahrungswissen teilen und voneinander wissen, dass sie es teilen. Solches geteilte Wissen wird auch als *common ground* bezeichnet (Terminus von Clark/Marshall 1981).

common ground Dieses Wissen kann sehr individuell sein, also nur zwischen Leuten bestehen, die sich gut kennen wie im Auto-Beispiel (8), es kann aber auch ganz allgemein sein:

(10) Gestern war der Papst im Fernsehen.

(11) 1870 verkündete der Papst das Dogma der Unfehlbarkeit.

Hier ist der Referent identifizierbar mit dem Wissen, dass es immer nur einen einzigen amtierenden Papst gibt. Dabei kommt es auf die sogenannte Referenzdomäne an: Diese ist in (10) – aus dem Satzzusammenhang klar ersichtlich – die Gegenwart; der Referent ist also Papst Franziskus I. In (11) ist die Referenzdomäne die Zeit um 1870, und der Referent für denselben Ausdruck ist *Papst Pius IX.*

Durch die Jahrhunderte hindurch kämen etliche Päpste in Frage wie in:

(12) Ein Papst war sogar verheiratet (= ein nicht näher bestimmter von allen bisherigen Päpsten).

indefinite Referenz Diese Unbestimmtheit wird mit dem unbestimmten Artikel *ein* vermittelt. So scheint es auch in (9) um irgendein Auto zu gehen. Hier liegt indefinite Referenz vor. Vielleicht weiß der Sprecher hierüber schon Genaueres, er nimmt aber an, dass der Hörer dieses Wissen noch nicht teilt. Der Sprecher könnte fortfahren:

(13) Ich hätte gerne ein Auto. Es steht im Schaufenster des Audi-Händlers, und ich habe auch schon über den Preis verhandelt.

Der zunächst nicht identifizierbare Referent wird also näher beschrieben und ins Textweltmodell eingeführt; im Fortgang der Referenzkette werden dann definite Ausdrücke verwendet.

Als dritte Art der definiten Referenz ist folgendes denkbar: Sprecher und Hörer gehen am Schaufenster des Autohauses vorbei, und der Sprecher sagt mit Blick und Zeigegeste auf eines der Autos den Satz (8). Hier liegt deiktischer Gebrauch vor, d. h. ein Zeigen in einer konkreten Wahrnehmungssituation.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Definite Referenz gibt an, dass der Referent für den Hörer identifizierbar ist, und zwar entweder,

- weil Sprecher und Hörer entsprechendes Wissen über den Referenten teilen, allgemeines Weltwissen oder auch sehr individuelles Wissen übereinander.
- weil der Referent im selben Text oder derselben Äußerung schon vorerwähnt war. Der Referent ist sozusagen im Text auffindbar. Diese Art der Referenz heißt Anaphorik, siehe Kap. 5.5.
- weil der Referent in der unmittelbaren, physischen Situation für Sprecher und Hörer wahrnehmbar ist. Der Sprecher lenkt mit sprachlichen Mitteln die Aufmerksamkeit auf ihn.

Diese Gedanken sind in der Forschung nicht ganz neu. Schon Adelung (1782) bemerkte, dass der bestimmte Artikel nicht bloß grammatische Funktionen hat, sondern einen bestimmten Referenten aus der Menge aller Dinge heraushebt. Hier wird die Unterscheidung zwischen Referenz und Bedeutung wichtig, wie sie grundlegend von Frege (1892) gemacht wurde (allerdings mit anderen Termini): Das Wort *Auto* trifft von seiner Bedeutung her auf einige hundert Millionen Objekte zu, nämlich alle Autos auf der Welt. Im Satz (8) *Ich hätte gerne das Auto* referiert der Ausdruck aber auf ein ganz bestimmtes Exemplar, das durch Wahl des bestimmten Artikels aus der Menge aller Autos herausgegriffen wird.

Die Rolle gemeinsamen Wissens von Sprecher und Hörer bzw. Schreiber und Leser wird bei Christophersen (1939) als Familiarität (familiarity) erwähnt, also die Vertrautheit eines Referenzobjektes für alle Kommunikationspartner, die sich entweder aus allgemeinem Wissen (Weltwissen) oder speziellem Situationswissen ergeben kann.

Hawkins (1978) nennt neben der anaphorischen Referenz die „unmittelbar situative“ („immediate situation use“, vgl. (14)); den „assoziativ-anaphorischen“ Gebrauch (15) und den „larger situation use“ (16).

(14) [Fahrgast in einem Zug, der viel zu langsam fährt:] Der Lokführer ist wohl eingeschlafen.

Die unmittelbare Situation, in einem Zug zu sein, macht den Referenten von *der Lokführer* identifizierbar; es ist der Lokführer genau dieses Zuges gemeint.

Wäre der Lokführer während des Sprechaktes für Sprecher und Hörer zu sehen, wäre deiktische Referenz gegeben (bei Hawkins „visible situation use“ als Spezialfall des „immediate situation use“).

Würde dagegen der Fahrgast später, außerhalb des Zuges, von der Situation erzählen, wäre kein unmittelbarer Situationsbezug mehr gegeben; er müsste diesen textuell herstellen:

situativer Gebrauch

(15) Gestern auf der Fahrt nach Hause fuhr der Zug nur im Schnecken-tempo. Der Lokführer war wohl eingeschlafen.

Hier liegt assoziativ-anaphorischer Gebrauch vor: Die Erwähnung eines Zuges lässt den Hörer oder Leser schon an einen Lokführer denken. Wir kommen auf solche Fälle unter dem moderneren Terminus „indirekte Anaphorik“ zurück (s. Kap. 5.5).

Der „larger situation use“, bei Vater (1984) übersetzt mit „abstrakt-situativer Gebrauch“ stützt sich auf Wissen, das die Kommunikationspartner teilen. Dieses Wissen sieht Hawkins als Teil der Sprechsituation an. Der Terminus entspricht etwa der Bezeichnung „Familiaritäts“- und „Common-ground“-Gebrauch.

(16) Schlechte Nachrichten: Die Lokführer wollen streiken.

Hier ist sowohl allgemeines (abstraktes) Weltwissen im Spiel, nämlich dass es eine Berufsgruppe der Lokführer gibt, als auch situatives Wissen: Wird der Satz in Deutschland geäußert, sind wohl die Lokführer der Deutschen Bahn gemeint; mit speziellerem Wissen wird die Referenz vielleicht auch enger verstanden, z. B. „die Lokführer der Berliner S-Bahn“.

Zusammengefasst: Determinantien drücken aus, dass der Referent identifizierbar ist; diese Identifizierbarkeit kann durch den Text oder verschiedene Merkmale der Situation gegeben sein. In der Praxis verhält sich die Sprache aber nicht immer so klar und logisch, wie die Theorie es beschreibt: Zum einen gibt es etwas rätselhafte Verwendungen wie

(17) Philipp hat sich den Knöchel verstaucht.

Der Theorie nach wäre dieser Satz dann akzeptabel, wenn Philipp bloß einen Fuß hat. Nur dann wäre der Referent zu *den Knöchel* unzweideutig bestimmbar. So ist aber nicht klar, ob der Knöchel des linken oder des rechten Fußes gemeint ist. Dennoch wird man den bestimmten Artikel vor *Knöchel* nicht als störend empfinden – vielleicht deshalb, weil die Information „links oder rechts“ ziemlich unwichtig ist. Umgekehrt:

(18) Ein gut aufgelegter Philipp Schneider bringt Veitsaurach auf die Siegestraße! (www.djkveitsaurach.de)

Durch den Eigennamen wird ein Referent eindeutig identifiziert, dennoch wird der Name hier mit dem unbestimmten Artikel versehen. Der Fußballspieler Schneider wird hierdurch gedanklich in mehrere Persönlichkeiten aufgliedert – gut oder schlecht aufgelegte, und von allen Philipp Schneiders ist hier der gut aufgelegte gemeint.

spezifische und
unspezifische
Referenz

Nicht immer verweist der bestimmte Artikel auf einen konkreten, identifizierbaren Referenten:

(19) Der Letzte macht das Licht aus.

Der Satz hat eine spezifische Lesart (20) und eine unspezifische, auch attributive Lesart genannt (21)

(20) Der Letzte macht das Licht aus. Philipp, du bist der letzte, also machst du das Licht aus.

(21) Der Letzte macht das Licht aus, wer auch immer der Letzte sein wird.

Dasselbe Phänomen ist auch mit unbestimmtem Artikel möglich – in (22) wird der Referent indefinit eingeführt, aber dann näher bestimmt, in (23) ist er nicht weiter bestimmbar, weil hypothetisch:

(22) Gülcan hat einen Millionär geheiratet, nämlich Sebastian Kamps.

(23) Sie [die Braut] hatte ein schickes Kleid an – wenn ich mal heirate (am liebsten einen *Millionär* – *kennt Ihr einen?*), dann *will* ich auch so ein Kleid tragen. (www.hochzeit-premium.de, 08.08.2013)

Definitheit oder Indefinitheit ist eine grammatische Erscheinung, die noch nichts darüber sagt, ob und in welcher Weise ein Referent identifiziert wird.

Die prototypische Lesart indefiniter Ausdrücke ist, dass sie sich auf neue, noch unbekannte Referenten beziehen, die für den Hörer oder Leser nicht identifizierbar sind. Definite Ausdrücke beziehen sich meist auf schon bekannte Referenten, die der Hörer oder Leser identifizieren kann. Ob die spezifische oder die nicht-spezifische Lesart gemeint ist, hat jedoch nicht mit der grammatischen Eigenschaft Definitheit zu tun, sondern mit der Art des gemeinten Referenten. Die Referenten in den unspezifischen Lesarten (21) und (23) sind hypothetisch; sie sind abstrakte Konstrukte. Die Referenten in den spezifischen Beispielen (20) und (22) sind dagegen konkrete Menschen. Wie die Beispiele zeigen, lässt sich nur anhand des Gebrauchs im sprachlichen oder situativen Zusammenhang entscheiden, ob eine spezifische oder unspezifische Lesart gemeint ist. Der bestimmte Artikel in (21) erklärt sich logisch: Da immer nur einer der Letzte, Erste, Beste usw. sein kann, ist der Referent logisch gesehen eindeutig bestimmbar; der Leser weiß aber trotzdem nicht, wer es ist oder wer es sein wird.

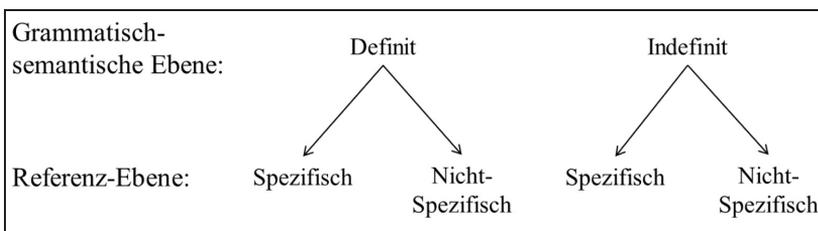


Abb. 2: Veranschaulichung der Beziehung zwischen sprachlicher und referenzieller Ebene

Die semantisch-logische Bedeutung von Determinanten spielt also letztendlich eine weniger wichtige Rolle als deren pragmatische Funktion in einer konkreten Situation: Erfolgreiche Referenz ist das Resultat eines kontextabhängigen Prozesses, bei dem Wortbedeutungen, sprachliche und situative Einbettung sowie das Weltwissen der Sprachbenutzer zusammenwirken.

4.2 Textweltmodelle: Referenzialisierung und Konzeptualisierung

Textweltmodell
(TWM)

Mittels textueller Einheiten und Strukturen vollziehen wir Referenz auf unterschiedliche außersprachliche Sachverhalte. Die jeweiligen Sachverhalte werden mittels sprachlicher Textstrukturen auf eine spezifische Weise referenzialisiert. Durch die Referenzialisierung bauen wir geistig eine bestimmte Vorstellung von den Sachverhalten, eine Konzeptualisierung, auf. Diese interne, durch die sprachlichen Informationen vermittelte Sachverhaltsrepräsentation ist das Textweltmodell (TWM) eines Textes. Dabei sind Produktions- und Rezeptionsprozess folgendermaßen zu unterscheiden: Konzeptualisierungen gehen im Sprachproduktionsprozess den Verbalisierungen voraus; der Verfasser eines Textes setzt seine Ideen und Vorstellungen mittels bestimmter Formulierungen um. So wird der Inhalt des neuen Buches von Margot Käßmann vom Sprachproduzenten in (24) wenig schmeichelhaft mittels der Komposita-Metapher *Toastbrot-Theologie* negativ als weich und irrelevant bewertet:

(24) Die Toastbrot-Theologie der Margot Käßmann
(www.welt.de, 22.05.2013)

Konzeptualisierung

Im Rezeptionsprozess führen die Formulierungen zu spezifischen Konzeptualisierungen, die auch den kommunikativen Sinn, die Handlungsfunktion des Textes aus Produzentensicht nahelegen (wobei diese jedoch nicht immer deckungsgleich mit denen des Sprachproduzenten sein müssen, da Lesen ein konstruktiver Prozess ist, der viel vom Vorwissen des Rezipienten einfließen lässt; s. Kap. 4.3). Der Leser von (24) erkennt die Kritik an dem Buch, muss diese aber nicht teilen (wenn er das Buch z. B. vorher selbst gelesen hat und es positiv bewertet hat).

Wir konzentrieren uns im Folgenden auf den Rezipienten und seine kognitive Aktivität beim Aufbau des mentalen Modells. Das TWM baut sich beim Lesen umfangreicher Texte im Kopf des Lesers sukzessiv auf und integriert textinterne und textexterne Informationen.

(25) In einer Wohnung in Oberschöneweide ist am Dienstagmorgen ein toter Mann gefunden worden. Ein Mitarbeiter eines Pflegedienstes entdeckte den 62-jährigen Mieter gegen 7.15 Uhr leblos in seiner Wohnung an der Siemensstraße. Die Leiche soll mehrere Messerstiche aufgewiesen haben. Die Mordkommission ermittelt.
(Berliner Morgenpost, 18./19.05.2013)

Bei der Rezeption von (25) erstellen wir zunächst mental die vage Repräsentation eines toten Mannes in einer Berliner Wohnung. Diese Repräsentation wird durch die nachfolgenden Satzinformationen etwas präziser, die Informationseinheit des Textreferenten beinhaltet dann: MANN, 62-JÄHRIG, MIETER, TOT, OFFENSICHTLICH ERMORDET, KÖRPER MIT MESSERSTICHEN. Würde der Text noch Informationen enthalten wie *1,80, aschgraues Haar, dünn*, würde die Repräsentation des Textreferenten im mentalen Modell entsprechend anschaulicher.

Lesen wir einen umfangreichen Roman, wie z. B. *Die Buddenbrooks* von Thomas Mann, baut sich ein sehr komplexes konzeptuelles Netz von Textreferenten in diversen Situationen auf. Zum Schluss ist in unserem Gedächtnis ein TWM zu der Romanwelt aufgebaut, in dem die Mitglieder der Lübecker Kaufmannsfamilie mit ihren spezifischen Eigenschaften, Erfahrungen und Handlungen repräsentiert sind.

Hanno Buddenbrook z. B. wird zunächst im Roman als Textreferent SOHN VON THOMAS UND GERDA BUDDENBROOK etabliert und dann als konzeptuelle Informationseinheit spezifischer repräsentiert durch Eigenschaften und Aktivitäten wie goldbraune Augen, hellbraune Locken, zartes Kind, viel krank, weint oft, wird von Ida Jungmann betreut, ist sensibel, liebt Musik, hat Probleme mit Vater, ist letzter Erbe der Buddenbrooks, leidet unter strengem Lehrer, freundet sich mit Mitschüler Kai Graf Mölln an, erlebt als 15-jähriger den Tod des Vaters, leidet am Leben, stirbt jung an Typhus.

Das TWM stellt eine rein geistige Zwischenebene im Arbeitsgedächtnis (während oder kurz nach der Rezeption) bzw. im Langzeitgedächtnis (auch nach der Rezeption) dar, die durch die Informationseinheiten des Textes aufgebaut wird und Referenten als mentale Einheiten mit ihren Relationen und Aktivitäten sowie ihrer raumzeitlichen Verankerung speichert. Paraphrasieren wir den Terminus TWM aus der Leserperspektive, wird der Zusammenhang der involvierten Komponenten deutlich: Auf der Basis eines bestimmten Textes baut der Leser ein (geistiges) Modell von der im Text beschriebenen Welt auf. Der Aufbau eines TWM ist daher immer ein integraler Bestandteil jedes Leseprozesses (s. 4.3).

TWM-Aufbau

Da jeder Leser sein eigenes Vorwissen in den Rezeptionsprozess einfließen lässt und Lesen ein konstruktiver, sogar oft sehr kreativer Prozess ist, kann sein TWM (insbesondere eines literarischen Werkes) anders gestaltet

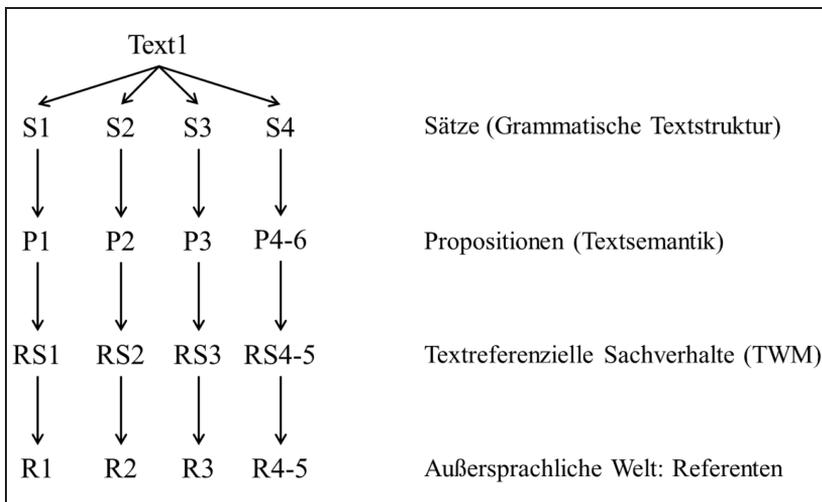


Abb. 3: Veranschaulichung der Verknüpfung von Text und außersprachlicher Welt

sein als das anderer Leser. So erklärt sich z. B. der Enttäuschungseffekt bei Literaturverfilmungen, den jeder schon erlebt hat: Nach der Lektüre eines Romans, der begeistert hat, freut man sich auf die Verfilmung und ist dann unter Umständen enttäuscht, weil die visualisierte Umsetzung stark abweicht von der eigenen Konzeptualisierung.

Ebenen von Texten Um den Aufbau von TWM noch etwas besser zu verstehen, werfen wir einen Blick auf die verschiedenen Ebenen von Texten. Wie bereits in der Einleitung erwähnt, sind Texte vielschichtige Konstruktionen, die mehrere Ebenen von Informationen beinhalten, es handelt sich also um komplexe semiotische Gebilde. Das Modell in Abb. 3 zeigt die Strukturierung nach syntaktischen, semantischen und referenziellen Ebenen:

Proposition Jeder Text stellt eine Abfolge von Sätzen (S1, S2 etc.) dar, denen bestimmte semantische Repräsentationen zugeordnet werden, die als semantische Strukturen, in der Linguistik Propositionen (P1, P2 etc.) genannt, beschrieben werden können. Eine Proposition besteht aus einem Prädikat und einem oder mehreren Argumenten: Der Satz *Hanno stirbt an Typhus* beinhaltet die Proposition (Sterben (Hanno, Typhus)), wobei Hanno semantisch die Patiens-Rolle und Typhus die Verursacher-Rolle besetzt (s. hierzu Schwarz/Chur ⁵2007: Kap. 2.4). Dabei kann ein Satz (s. S4 im Modell) mehrere Propositionen enthalten:

(26) Die Wirtschaftskrise hält die Nation [Großbritannien] trotz zaghafter Aufwärtstendenzen im Griff (P1) und lässt sie bewundernd über den Kanal blicken (P2) – nach Deutschland, das die frühere Besatzungsmacht in vielen Disziplinen abgehängt hat (P3), vor allem aber weiter östlich, in die früheren Kolonien, die ihrem Platz an der Sonne entgegeneilen (P4). (www.faz.net, 08.07.2013)

Propositionen, die in ihrer Gesamtheit das textsemantische Potenzial bilden, beziehen sich auf referenzielle Sachverhalte (RS1 etc.) und liefern die Informationen zum Aufbau einer konzeptuellen Referenzialisierungsstruktur, des TWM.

reale Welt Das Textweltmodell ist als mentales Konstrukt immer zu unterscheiden von der tatsächlichen, ontologisch realen Weltebene (s. 4.1 zur Unterscheidung von Referenz und Textreferenz). Kritisch zu bedenken ist, ob und inwieweit wir überhaupt etwas objektiv über die „reale Welt“ aussagen können. Der (radikale) Konstruktivismus geht z. B. ganz in der Tradition von Immanuel Kant prinzipiell von der subjektiven Konstruiertheit und Wahrnehmung „der Welt“ aus. Dennoch vermögen wir natürlich im Alltagsleben sehr wohl zwischen Realität, Fiktion und Vorstellung zu unterscheiden: Die Realität ist immerhin für unser Verhalten maßgeblich, setzt Orientierungspunkte, regelt gesetzlich den Umgang in der sozialen Interaktion, ist Maßstab all unserer Entscheidungen. Entsprechend haben wir alle in unserem Langzeitgedächtnis ein Modell der realen Welt abgespeichert, als Resultat unserer Sozialisierung und Teil unseres kollektiven Wissens, das unsere Handlungen und Gedanken bestimmt, unsere Erwartungen lenkt. Dieses Realitätsmodell steuert auch maßgeblich den Textverstehensprozess, da wir die Sachverhalte in Texten als Leser stets mit diesem vergleichen und auf seiner Basis Hypothesen über den Fortgang von Ereignissen bilden.

Je nach Text weicht die Realität des TWM u. U. sehr stark von unserem Reale-Welt-Modell ab. So werden wir beim Lesen eines Märchens mit Referenten (Hexen, Gnome, Elfen, sprechende Tiere) und deren Handlungen (Fliegen mit Besen, Zaubermantel benutzen etc.) konfrontiert, die nicht dem Normalfall unserer Erfahrung und nicht unserem Wissen von der Welt entsprechen.

(27) Dann begann der Spitzhut zu wackeln. Ein Riss nahe der Krempe tat sich auf, so weit wie ein Mund, und der Spitzhut begann zu singen[.]
(Joanne K. Rowling, *Harry Potter und der Stein der Weisen*, 130)

Den Aufbau des TWM können wir vor dem Hintergrund des Modells in Abb. 3 nun noch etwas genauer beschreiben: Ein wesentlicher Prozess ist die sich kontinuierlich verändernde Repräsentation der Textreferenten. Für die Textlinguistik ist es daher ein wichtiges Anliegen, die sprachliche Einführung und Weiterführung von Textreferenten zu erfassen. In kognitiven Ansätzen werden hierzu die Prozesse von Aktivierung, Re-Aktivierung und De-Aktivierung als Erklärung hinzugezogen (s. Givón 1995 und Schwarz 2000a, b).

(Re-)Aktivierung von Textreferenten

Wird ein Textreferent erstmalig mittels einer grammatischen Einheit benannt, kommt es zu einer Aktivierung der mentalen Einheit für diesen.

(28) Vor vielen Jahren lebte in Zuchnow ein Mann namens Mendel Singer.
(Joseph Roth, *Hiob*, 7)

Ein bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht erwähnter Textreferent wird eingeführt und erhält einen Informationsknoten im konzeptuellen Netz des sich aufbauenden Textweltmodells. Auf diesen kann fortan erneut Bezug genommen werden, er ist für den Rezipienten nun bekannt bzw. in seinem Arbeitsgedächtnis erreichbar. In Text (28) korreliert die Art der Referenzialisierung mit der Semantik des unbestimmten Artikels (wie wir sie oben beschrieben haben): Indefinite NPs werden benutzt, um neue Referenten in das TWM einzubringen. Entsprechend bezeichnen definite NPs zumeist re-aktiv Textreferenten, die vorher bereits aktiviert wurden: Auf Mendel Singer wird im Folgetext mit definiten Ausdrücken wie *er*, *seinem Haus*, *der Mann* etc. Bezug genommen, dadurch kommt es zu einer Re-Aktivierung.

(29) Er war fromm, gottesfürchtig gewöhnlich, ein ganz alltäglicher Jude. Er übte den schlichten Beruf eines Lehrers aus. In seinem Haus, das nur aus einer geräumigen Küche bestand, vermittelte er den Kindern die Kenntnis der Bibel. (Joseph Roth, *Hiob*, 7)

Die konzeptuelle Einheit von Mendel Singer wird erneut aktiviert, der Textreferent bleibt damit im Fokus der Aufmerksamkeit (s. zu Referenzketten mit Wiederaufnahmen von Textreferenten ausführlich Kap. 5.5). Eine (u. U. temporäre) De-Aktivierung tritt ein, wenn ein anderer Textreferent, z. B. durch *den Kindern* oder später *der älteste Sohn Jonas* erwähnt wird. Durch die Aktivierung eines anderen Informationsknotens verschiebt sich die Aufmerksamkeit auf einen anderen Textreferenten. Der vorher aktivierte Textreferent wird de-aktiviert. Er ist nicht mehr im Fokus, hat aber nun eine kognitive Adresse im Textweltmodell und kann jederzeit erneut aktiviert werden. Im Textweltmodell hat er daher den Status ERREICHBAR. Auch wenn viele Seiten lang über andere Personen geschrieben wird, kann der Leser an diese TWM-

Einheit anknüpfen. Die Verteilung von Informationen, der Wechsel von bekannter und unbekannter Referenz spielt eine wichtige Rolle bei der Strukturierung von Texten. Wir werden in Kap. 5.5 noch einmal genauer darauf eingehen.

Die folgenden Beispiele zeigen anhand von Textanfängen literarischer Werke, wie vielfältig Figuren der Romanwelten sprachlich auch mittels definierter Ausdrücke eingeführt werden können:

(30) Die Klavierlehrerin Erika Kohut stürzt wie ein Wirbelwind in die Wohnung, die sie mit ihrer Mutter teilt. (Elfriede Jelinek, *Die Klavierspielerin*, 7)

Die Einführung des Textreferenten in (30) erfolgt durch definite NP und Eigennamen, in (31) durch die Nennung des Vornamens:

(31) Aber Jakob ist immer quer über die Gleise gegangen. (Uwe Johnson, *Mutmassungen über Jakob*, 7)

In (30) und (32) erfährt der Rezipient erstmals durch eine definite NP, in (33) durch ein Personalpronomen vom jeweiligen Textreferenten.

(32) Die Wahnsinnige kauerte, wie das so ihre Art war, oben auf dem Schranke und lachte. (Klaus Mann, *Maskenscherz*, 63)

(33) Er stand vom Schreibtisch auf, von seiner kleinen, gebrechlichen Schreibkommode, stand auf wie ein Verzweifelter [...] (Thomas Mann, *Schwere Stunde*, 364)

Diese Einführungen versetzen den Leser unvermittelt in die Romanwelten und die Verfasser dieser Texte setzen offensichtlich voraus, dass diese Initialreferenzialisierungen akzeptiert werden, zumal sie die Spannung erhöhen.

Die Repräsentationen eingeführter Textreferenten, aber auch referenzieller Sachverhalte, können sich durch weiterfolgende Informationen verändern, d. h. präziser werden.

(34) Sie arbeitete schwer. Auf der Bühne verausgabte sie sich und gab alles. Die 36-jährige Opernsängerin sah ihren Beruf als Berufung.

(35) Sie arbeitete schwer. Die Büroböden waren nicht leicht zu reinigen. Die 64-jährige Putzfrau säuberte die Parkettböden.

(36) Sie arbeitete schwer. Das Buchmanuskript nahm langsam Gestalt an. Die Professorin saß jeden Tag bis zu acht Stunden am PC.

In (34), (35) und (36) sehen wir am Anfang des Textes ein und denselben Satz mit der Proposition (Arbeiten (Sie (schwer))). Die Satzsemantik vermittelt zunächst nur eine relativ vage mentale Sachverhaltsrepräsentation, die man als lexikalische Bedeutung ‚eine weibliche Person vollzieht eine anstrengende Tätigkeit‘ paraphrasieren kann.

Kotext Die aktuelle Bedeutung aber verändert sich nach der Rezeption der weiteren Sätze jeweils maßgeblich durch den Kotext, d. h. die sprachliche Umgebung: In (34) wird sie im TWM als DIE 36-JÄHRIGE OPERNSÄNGERIN SINGT..., in (35) als DIE 64-JÄHRIGE PUTZFRAU SÄUBERTE... und in (36) als DIE PROFESSORIN SASS SCHREIBEND... repräsentiert.

Referenzielle Lesarten in Texten entstehen nicht durch bloße Aktivierung lexikalischer Bedeutungen oder Analyse von Propositionen, sondern durch einen vom Ko- und Kontext gesteuerten Prozess, bei dem relevante semantische Merkmale ausgewählt und Repräsentationen spezifiziert werden. Der Rezipient präzisiert aber nicht nur, wenn er Texte liest, er füllt auch Lücken, verbindet Informationen miteinander und erweitert das TWM maßgeblich durch die Konstruktion von Wissensseinheiten, wie wir im folgenden Kapitel zur Auflösung von Unterspezifikation zeigen werden.

4.3 Referenzielle Unterspezifikation und konzeptuelle Elaboration

4.3.1 Zur Konstruktivität des Rezipienten: *Lesen als aktiver Gedächtnisprozess*

Textverstehen ist keineswegs durchweg ein kontrollierter Prozess, d. h. ein bewusster, von uns steuerbarer Vorgang, sondern zu einem großen Teil auch ein automatischer kognitiver Prozess, der sich der willentlichen Beeinflussung entzieht. Testen wir das kurz: Konzentrieren Sie sich jetzt bitte einmal darauf, das nächste Textbeispiel nicht zu verstehen, also verstehen Sie jetzt NICHT, was Sie nun lesen:

automatischer
Prozess

(37) Textverstehen läuft wie ein Reflex ab. Wenn wir über die entsprechende Lesekompetenz verfügen, ordnen wir sprachlichen Einheiten und Strukturen automatisch Bedeutung zu. Verhindern können wir dies nicht (es sei denn, wir machen die Augen zu), wie wir gerade an diesem Beispiel erleben.

Sprachrezeption verläuft so schnell, weil ein Großteil der involvierten Prozesse automatisch abläuft. Worterkennung dauert ca. eine Fünftelsekunde, und in ca. 15 Sekunden überfliegen wir einen Text von neun Sätzen. Es gibt mittlerweile viele theoretische und empirische Untersuchungen zum Verstehensprozess (s. zu einem Überblick z. B. Müller 2013). Wir konzentrieren uns in diesem Kapitelabschnitt auf die textlinguistisch relevante Dimension des satzübergreifenden Lesens, müssen aber auch auf den Aspekt der Wortverstehens eingehen, da dieser das satzübergreifende Verstehen determiniert.

Lesen beinhaltet stets die Aufnahme und Verarbeitung vieler unterschiedlicher Informationen. Das Modell in Abb. 3 hat bereits drei Ebenen gezeigt.

Wir lesen Bündel von Buchstaben als Wörter, erkennen deren Bedeutung und ihren Zusammenhang in Phrasen und Sätzen, dies ist die textgrammatische Ebene. Den Sätzen ordnen wir auf textsemantischer Ebene Bedeutung in Form von Propositionen zu, woraus auf textreferenzieller Ebene Repräsentationen von Objekten und Sachverhalten im TWM entstehen.

Bottom-up- und
Top-down-Prozess

Aber all diese datengeleiteten sog. Bottom-up-Prozesse („von unten nach oben“, quasi vom Papier in den Kopf) werden immer zugleich durch wissensgeleitete Top-down-Prozesse mitbestimmt, also durch Prozesse, die (Welt-)Wissen aus unserem Langzeitgedächtnis aktivieren und in den Verste-

hensprozess einbringen („von oben nach unten“, vom Kopf aufs Papier, sozusagen).

(38) Gmäeß eneir Sutide eneir elgnihcesn Uvinisterät, ist es nchit witihcg, in wlecehr Rneflogheie die Bstachuebn in eneim Wrot snid, das ezniigte was wcthiig ist, ist dass der estre und der leztte Bsstabchue an der ritihcegn Pstioion snid. Der Rset knan ein ttoaelr Bsinöldn sien, tedz-torm knan man ihn onhe Pemoblre lseen. Das ist so, wiel wir nciht jeedn Bstachuebn enzelin leesn, snderon das Wrot als gseatems.

Die in (38) angesprochenen Studie hat es nicht gegeben (und Rayner et al. 2006 haben anhand einer tatsächlich stattgefunden (Blickbewegungs-)Analyse gezeigt, dass solche formalen Veränderungen zu Verzögerungen im Lesefluss führen (können)), aber wir haben im Selbsttest gesehen, wie schnell wir den Text trotz der vertauschten Silben lesen konnten. Dass wir Wörter als Einheiten wahrnehmen und nicht Buchstabe für Buchstabe lesen, wird von der Fähigkeit bestimmt, in unserem mentalen Lexikon Worteinträge als Lexeme (d. h. als Form-Bedeutungs-Einheiten) aktivieren zu können.

Wortverstehen

Worterkennung und Wortverstehen hängen aber nicht nur von der Aktivierung der Lexeme im LZG ab, sondern wird auch maßgeblich von anderen Variablen beeinflusst: z. B. spielt die Frequenzialität (d. h. die Auftretenshäufigkeit und Gebräuchlichkeit) des jeweiligen Wortes eine Rolle (so wird z. B. ein frequentes Wort wie *Haus* einige Millisekunden schneller erkannt als ein kaum benutztes Wort wie *Hydrant*). Der Kontext und die Vorhersagbarkeit von Wörtern sind wichtig: Vgl. *Der leckere Ku*. Hier haben Sie mit Sicherheit das Lexem *Kuchen* aktiviert und nicht etwa *Kuh*, *Kunst* oder *Kult*. Bei einer Phrase *das laut bellende Tier* haben Sie *Tier* automatisch als HUND repräsentiert, also eine Spezifizierung vorgenommen. Die Bildhaftigkeit eines Wortes kann das Verstehen beeinflussen: Ein Konkretum wie *Blumenwiese* wird anders repräsentiert als ein unanschauliches Abstraktum wie *Wirtschaftskonsolidierung*. Für das satzübergreifende Lesen ist zudem auch der kognitionsinhärente Kontext von Lexemen relevant: Jedes Lexem hat einen konzeptuellen Skopus, ein Umfeld von semantisch ähnlichen Wörtern im Lexikon. Das Lexem und die daran angeknüpften Lexikoneinträge sowie Konzepte bilden eine kognitive Domäne (s. Schwarz ³2008: 38f.). Das Lexem *Universität* (mit der Kernbedeutung ‚ist eine Lehr- und Lerninstitution‘) ist im Langzeitgedächtnis (LZG) nicht isoliert abgespeichert, sondern verbunden mit Lexemen wie *Hörsäle*, *Vorlesungen*, *Studierende*, *Lehrende*, *Präsident*, *Mensa*, *Prüfungen* etc. Wenn das Wort *Universität* gelesen wird, werden diese Einheiten latent mitaktiviert. Diese Aktivierung läuft in der Regel unbewusst ab, doch sowohl Lesezeitexperimente als auch Priming-Experimente mit lexikalischen Entscheidungsaufgaben sowie EKP-Untersuchungen belegen den Einfluss solcher Aktivierungsausbreitungen (spreading activation) auf die Textverarbeitung (s. hierzu das Kap. 2.4 über Methoden):

konzeptueller
Skopus

kognitive Domäne

Priming

Das vorherige Lesen des Prime-Wortes *Kankenschwester* z. B. verringert die Lesezeit von *Arzt* und beschleunigt die Beantwortung der Frage, ob *Arzt* ein Wort des Deutschen ist. Diese Effekte sind bei einem Prime-Wort wie *Brot* oder *Zirkus* in Bezug auf *Arzt* nicht zu beobachten (sehr wohl aber entsprechend in Bezug auf semantisch verwandte Wörter wie *Butter* bzw. *Clown*). Auch ohne solche Experimente sehen wir im alltäglichen Leseprozess, wie

unser satzübergreifendes Textverstehen durch Bedeutungsvoraktivierungen beeinflusst wird, wie unsere Erwartungen hinsichtlich des Fortgangs in Texten gesteuert werden.

- (39) Weil es einem Mathematik-Professor an der Uni Rostock bequem erschien, filmte er seine Studenten während einer Prüfung und projizierte die Bilder auf die Leinwand des Hörsaals.
(www.spiegel.de, 20.02.2012)
- (40) Weil es einem Bäckermeister an der Uni Rostock bequem erschien, filmte er seine Fahrgäste während eines Konzerts und projizierte die Bilder auf die Grabsteine des Wasserwerks.

(39) entspricht der Erwartungshaltung, die durch *Professor* und *Uni* ausgelöst wird, (40) dagegen erscheint uns als seltsam (und wird daher mittels der Fragezeichen als ungewöhnlicher, nicht akzeptabler Text ausgezeichnet). Wir werden im Kapitel über Kohärenz und Anaphorik auf die Relevanz kognitiver Domänen noch einmal näher eingehen.

Bedeutungsaktivierung und Aktivierungsausbreitung im Langzeitgedächtnis ist nicht die einzige Dimension des Textverstehens, wengleich die wichtigste, denn Lesen ist normalerweise inhaltsorientiert: Versuchen Sie, sich zu erinnern und zu beschreiben, was Sie im letzten Textabschnitt gelesen haben! Können Sie sich an den genauen Wortlaut erinnern und die exakte grammatische Struktur rekonstruieren? Sicher nicht, denn die Kapazitätsspanne des Kurzzeitgedächtnis, Speicher für sprachliche Repräsentationen, ist sehr begrenzt: Nur die letzten beiden Sätze sind für wenige Sekunden auch der Form nach abrufbar (s. Schwarz³2008: 188f.). Die sprachlichen Informationen gehen bereits nach einer relativ kurzen Zeitspanne (von ca. 20 Sekunden) in das Arbeitsgedächtnis über, wo sie nur noch dem Inhalt nach mental repräsentiert sind. Normalerweise ist Textverstehen also tiefenorientiert, d. h. semantisch ausgerichtet, aber es kann auch oberflächlich verlaufen, z. B. beim Korrekturlesen. Alle Sprachverarbeitungsprozesse sind von der Funktionsweise des Gedächtnisses abhängig. Das Gedächtnis wird in der Forschung meist als Mehr-Speicher-System in Form von Kästenmodellen dargestellt (s. hierzu auch Baddeley et al. 2009):

inhaltsorientiertes
Textverstehen

Gedächtnismodell

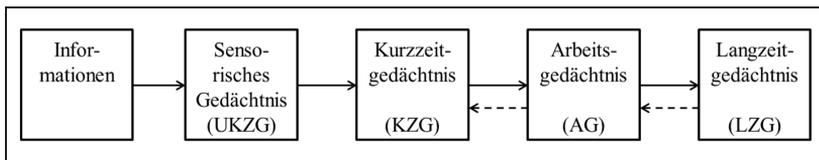


Abb. 4: Mehr-Speicher-Modell des Gedächtnisses

Die durch den Rezipienten aufgenommenen Informationen gelangen zunächst in das sensorische Gedächtnis oder Ultrakurzzeitgedächtnis (UKZG), das viele Einheiten für sehr kurze Zeit aufnehmen kann. Wird die Bewusstseinschwelle überschritten (je nach akustischem oder visuellem Reiz sind hierfür wenige Millisekunden Wahrnehmung nötig, s. Pöppel 1985), werden die Informationen in das Kurzzeitgedächtnis überführt, dem Speicher für be-

Arbeitsgedächtnis

wusste und kontrollierte kognitive Verarbeitung. Das KZG ist in seiner Kapazität begrenzt und kann nur ca. sieben Einheiten (z. B. sieben Wörter, sieben Bilder; s. Miller 1956) fassen: Eingegangene Informationen werden, sollte die Speicherkapazität ausgeschöpft sein, bereits nach ein paar Sekunden durch neue Informationen verdrängt und an die nächste Gedächtnisebene weitergeleitet (vgl. Baddeley et al. 2009: 9). Während die meisten Gedächtnismodelle drei Verarbeitungsebenen, UKZG, KZG und LZG, unterscheiden, nehmen wir noch eine vierte Ebene an, das Arbeitsgedächtnis (AG), als „[...] memory system, that underpins our capacity to ‚keep things in mind‘ when performing complex tasks.“ Baddely et al. (2009: 9). Das Arbeitsgedächtnis ist semantisch ausgerichtet und fungiert als eine Art Vermittler zwischen KZG und LZG (vgl. Schwarz³2008: 104). Das AG repräsentiert Wahrgenommenes einige Stunden oder Tage in einem (inhaltsorientierten) Interimmspeicher, bevor die Informationen entweder in das LZG (den Speicher für dauerhafte Repräsentationen) überführt oder vergessen werden. Stellen wir uns dies ganz konkret vor: Lesen wir einen Roman, so liegt unsere Aufmerksamkeit, unsere bewusst kontrollierbare kognitive Aktivität jeweils auf den gerade online rezipierten Sätzen, die im KZG präsent sind. Diese werden im Leseprozess sukzessive immer wieder durch neue Sätze verdrängt. Die bereits gelesenen Sätze verschwinden jedoch nicht sofort wieder kognitiv, sondern werden im AG nach ihrem semantischen Gehalt gespeichert und konzeptuell plausibel aufeinander bezogen. Für den Aufbau von Textweltmodellen ist das AG daher von herausragender Bedeutung, denn es koordiniert die Aufnahme und Integration von referenziellen Informationen (s. hierzu auch Kap. 5.5). Haben wir den Roman zu Ende gelesen, gehen bestimmte, besonders relevante Informationen des TWM in das LZG über, andere werden vergessen.

referenzielle
Unterspezifikation

Wenn wir Texte lesen und ein TWM aufbauen, nehmen wir keineswegs einfach nur die Informationen auf und analysieren sie, sondern wir sind geistig sehr aktiv, ohne dass uns dies immer bewusst wird. Diese kognitive Aktivität ist erforderlich, da die meisten Texte referenziell unterspezifiziert sind, d. h. die grammatische Oberfläche des Textes nicht immer alle Einheiten und Relationen informationell abbildet, die zur Erstellung des Sachverhalts notwendig sind.

Beispielsweise werden Textreferenten nicht explizit erwähnt oder nur vage referenzialisiert:

- (41) Uschi Rattmann (65) rührt gedankenverloren in ihrem Tee.
(www.nordbayern.de, 24.02.2013)

Wenn wir (41) lesen, stellen wir uns automatisch und unbewusst vor, dass zum Rühren ein Teelöffel benutzt wurde, das TWM wird also um die Instrument-Rolle elaboriert (lat. „ausgearbeitet“), also erweitert. Dies entspricht auch unseren Erwartungen an die Gültigkeit des Kooperationsprinzips: Alltägliche, gewöhnliche Sachverhalte, die wir aus eigenem Weltwissen rekonstruieren können, müssen im Text nicht extra erwähnt werden. Wenn, andererseits, ein außergewöhnlicher Sachverhalt vorläge – Frau Rattmann rührt mit ihren Fingern oder einer Papierschere im Tee –, würden wir erwarten, dass der Verfasser uns diesen nicht verschweigt. Da hier zum Vorgang

des Rührens nichts weiter erwähnt ist, gehen wir davon aus, dass der Normalfall vorlag, den wir aus Erfahrung kennen.

- (42) Zahlreiche Unfälle auf spiegelglatten Straßen
Solingen (RP). Der erneute Wintereinbruch hat ab Montagnachmittag für teilweise chaotische Verhältnisse auf den Solinger Straßen gesorgt. Zwischen 16.50 und 22.30 Uhr registrierte die Polizei 21 Unfälle. „Wir sind seit 17 Uhr fast durchgehen[d] im Einsatz“, sagt Alexander Herpich als zuständiger Bereichsleiter bei den Technischen Betrieben Solingen. Glücklicherweise blieb es bei den Unfällen bei Blechschäden, die Polizei bezifferte den Sachschaden auf 48.050 Euro.
(www.rp-online.de, 12.03.2013)

Zu dem Text von (42) entsteht im Kopf des Lesers ein TWM, in dem chaotische Verkehrsverhältnisse auf winterlichen Straßen repräsentiert sind. Nicht genannt sind in (42) jedoch die Referenten, die die Unfälle verursacht haben, nämlich Menschen und ihre Autos, Busse, Motorräder etc. Natürlich werden diese aber (als FAHRER und FAHRZEUGE) – ebenfalls automatisch und unbewusst – in das TWM eingesetzt. Zugleich werden zahlreiche nicht verbalisierte Beziehungen aufgebaut und Spezifizierungen vorgenommen: Spiegelglatt sind die Straßen aufgrund von Eis und Schnee (und nicht aufgrund von ausgelaufenem Motoröl), Blechschaden entstand an den Fahrzeugen (und nicht etwa an der Straße selbst). Ähnlich ist es bei (43):

- (43) Mann sollte Verkehrsstrafe zahlen – Er stand im Stau und ließ seinen Sohn aussteigen (www.shortnews.de, 08.07.2011)

Beim Aufbau des TWM von (43) (re-)konstruieren wir im Leseprozess automatisch die grammatisch nicht ausgedrückten Informationen: Entsprechend repräsentiert das mentale Sachverhaltsmodell in unserem Arbeitsgedächtnis den Mann als SASS AUF SITZ IM AUTO AUF EINER STRASSE MIT VIELEN ANDEREN FAHRZEUGEN, OHNE DASS BEWEGUNG STATTFAND UND LIESS MITTEN AUF FAHRBAHN SEINEN SOHN AUS DEM AUTO AUSSTIEGEN. Wir etablieren auch eine kausale Relation zwischen den Sachverhalten des ersten und des zweiten Satzes: WEIL DIESES AUSSTIEGENLASSEN VERKEHRSWIDRIG IST. Man zeigt in der textlinguistischen Analyse die referenzielle Unterspezifikation an, indem in Klammern die konzeptuell mitzudenkende Information in Kapitälchen aufgeführt wird.

Kapitälchen

- (44) Mann sollte Verkehrsstrafe zahlen (FÜR EIN VERKEHRSDELIKT) – Er (DER VORERWÄHNTEN MANN) stand im (VERKEHR)Stau (MIT SEINEM AUTO) und ließ seinen Sohn (DER MIT DEM VATER IM AUTO WAR) aussteigen (UND ZWAR MITTEN AUF DER STRASSE).

Lesen Sie nun (45) und überlegen sie, inwiefern Überschrift und Text unterspezifiziert sind und welche Elaboration Sie unter Nutzung Ihres Weltwissens vollziehen. Inwieweit werden Ihre Elaborationen durch den jeweils nachfolgenden Text bestätigt?

- (45) Bellender Hund: Kinder flüchten auf Baum
WEINGARTEN/SZ Drei Kinder sind am Donnerstagnachmittag in der Hähnlehofstraße in Weingarten auf der Flucht vor einem Hund auf einen Baum geklettert. Um 19 Uhr meldete sich ein zehnjähriger Junge über

Handy bei der Polizei. Er teilte mit, dass er und seine zwei Freunde vor einem großen schwarzen Hund auf einen Baum geflohen seien. Sie würden sich nicht mehr herunter trauen, da der Hund unter dem Baum sitze und sie anbelle. Als die Polizisten kurze Zeit später vor Ort eintrafen und sich dem schwarzen Schäferhundmischling näherten, bellte er die Polizisten ebenfalls an. Zu diesem Zeitpunkt kam der Besitzer des Tieres hinzu. Er rief den Hund sofort zu sich. Den Kindern war nichts passiert und sie konnten den Baum wieder verlassen. Den Halter des Hundes erwartet nun eine Anzeige, da er seinen Hund hatte unbeaufsichtigt laufen lassen. (www.schaebische.de, 07.05.2010)

Instanziierung

Wahrscheinlich haben Sie schon beim Lesen der Überschrift eine sogenannte Instanziierung vorgenommen, d. h. Sie haben für den relativ unspezifischen Ausdruck *bellender Hund* einen konkreteren Textreferenten eingesetzt. Diese Instanziierung bildet eine Grundlage für den folgenden Aufbau des TWM: Der Hund ist sicher kein Zwergpudel, sondern ein großes Exemplar einer möglicher Weise gefährlichen Rasse (also auch kein Bernhardiner), denn Sie haben auch inferenziell elaboriert, dass die Kinder aus Furcht vor dem Hund auf einen Baum geklettert sind. Diese kausale Relation wurde nicht explizit genannt. Im nachfolgenden Text werden diese Lese-Hypothesen bestätigt: Zunächst ist von *einem großen schwarzen Hund* die Rede, drei Zeilen später wird dieser Hund genauer als *schwarzer Schäferhundmischling* spezifiziert. Diese weitergehende Spezifikation wird durch einen Perspektivenwechsel ermöglicht: Der Hund wird nicht mehr aus der Perspektive der Kinder beschrieben, sondern aus der der Polizei. Dass die Flucht aus Furcht geschah und nicht etwa im Rahmen eines Räuber-und-Gendarm-Spiels, wird durch die Textstelle *nicht mehr herunter trauen* bestätigt.

Die Repräsentation des TWM ist somit oft weit komplexer als die im Text gegebene Information, da nicht immer grammatisch und lexikalisch ausgedrückt wird, wer bei Sachverhalten involviert ist, wovon ein Gegenstand ein Teil ist, wann, wo und warum eine Handlung ausgeführt wird usw. Diese nicht erwähnten Referenzobjekte und -relationen „denken wir mit“. Dadurch ergänzen wir die semantische Textrepräsentation um konzeptuelle Einheiten. Wir füllen Lücken, etablieren Relationen, lösen Ambiguitäten auf. Die Befähigung zu dieser konzeptuellen Elaboration ist Teil unserer Text- und Lesekompetenz.

Fassen wir nun die an den Beispielen erörterten Phänomene zusammen: In einem Text T1 besteht referenzielle Unterspezifikation, wenn zwischen den Propositionen P1 und P2 etc. der Sätze S1 und S2 etc. keine explizit im Text verbalisierte Relation besteht und/oder die grammatisch ausgedrückte Bedeutungsrepräsentation nicht alle referenziellen Werte enthält, die zur (vollständigen) Sachverhaltsrepräsentation des TWM gehören. Die wesentlichen kognitiven Strategien, die benutzt werden, um referenzielle Unterspezifikation in Texten aufzulösen, lassen sich wie folgt kategorisieren:

Strategien zur
Auflösung von
Unterspezifikation

- Spezifizierung: Es handelt sich um Instanziierungen, die spezifische Lesarten durch kontextuell bestimmte Kategorisierungen der Art (x IST EIN Y) erzeugen. So werden Vagheiten aufgelöst und Präzisierungen von nicht näher charakterisierten Referenten vorgenommen. Je nach Text wird z. B. die

Bedeutung des Lexems *Vogel* einmal durch die Instanz AMSEL (*Der Vogel vor meinem Fenster singt so schön*), ein anderes Mal durch AASGEIER (*Die Vögel kreisten über den Verdurstenden*) besetzt, s. auch (45).

- Hinzufügung: Dies sind referentenkonstituierende Prozesse der Art (BESETZE DIE ROLLE X MIT REFERENT R), die zur Aktivierung/Konstruktion von nicht genannten Referenten und deren Repräsentation im TWM führen; s. (41) und (42).
- Verbindung: Konnexivitätsoperationen (der Art (VERBINDE R1 UND R2 DURCH DIE RELATION X)) setzen referenzielle Objekte und/oder Sachverhalte in eine sinnvolle (d.h. im jeweiligen Textweltmodell plausible) Beziehung zueinander; s. (43).

Das folgende Modell zeigt noch einmal anschaulich die Interaktion von Bottom-up- und Top-down-Prozessen bei der Elaboration:

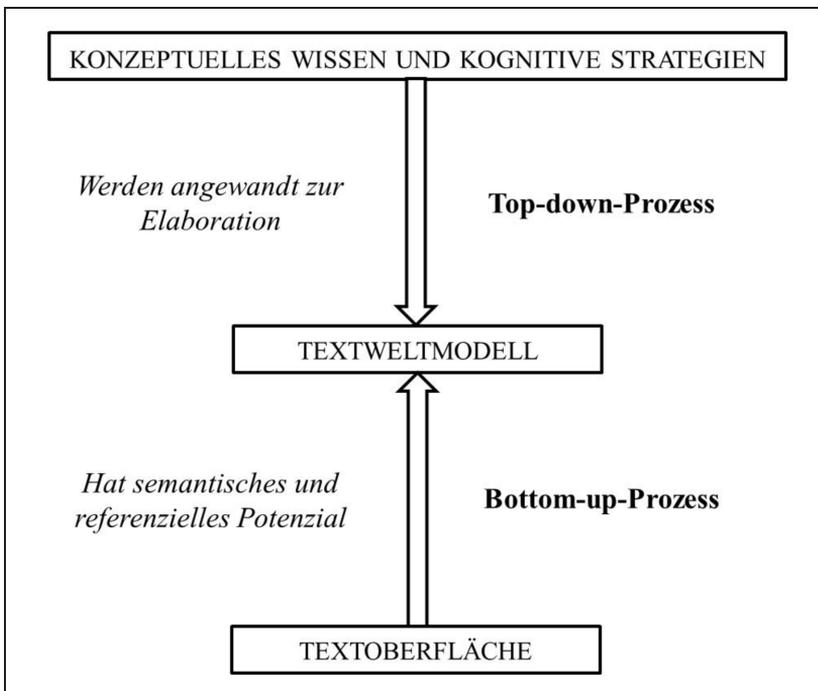


Abb. 5: Ebenen in der Textweltmodell-Theorie

Im Leseprozess verarbeiten wir bottom-up die grammatisch-lexikalischen Informationen des Textes, aktivieren aber zugleich auch von Anfang an top-down konzeptuelles Wissen aus dem LZG. Diese Top-down-Prozesse spezifizieren vage Bedeutungen, verbinden Propositionen miteinander und füllen referenzielle Lücken, elaborieren also maßgeblich die textsemantische Basis des Textes. Die Interaktion von text- und wissensgeleiteten Prozessen führt zum Aufbau eines spezifischen Textweltmodells.

4.3.2 Die Rolle des Weltwissens beim Textverstehen: Schemata, Skripts und Inferenzen

- Inferenz Prozesse, die nicht im Text verbalisierte Bezüge durch Weltwissensaktivierung herstellen, werden in der Forschung generell Inferenzen (oder Brückenprozesse) genannt. Nicht alle Elaborationen sind jedoch Inferenzen. Inferenzen sind ein bestimmter Typ von Elaborationsprozessen: Es sind Schlussfolgerungen, die beim Lesen top-down gezogen werden und neue Informationen schaffen; sie erzeugen also Repräsentationen für das TWM, die sich nicht aus der Textsemantik ergeben, sondern aus der Aktivierung von Weltwissen im LZG. Im Gegensatz dazu sind die in 4.3.1 erörterten Präzisierungen und das Einsetzen nicht erwähnter Referenten durch Rollenaktivierungen semantische Prozesse: Sie basieren auf unserer lexikalischen Kompetenz, denn hier werden verbsemantische Rollen durch Aktivierung der Lexikoneinträge gefüllt (*rühren* enthält die Rolle ‚Instrument‘) und (text)semantische Klassifikationen vorgenommen. Dies sind vorhersagbare Informationen, die sofort rekonstruierbar sind:
- Inferenz versus semantischer Prozess
- (46) Im Mittelpunkt [des Werbespots] steht ein Bäcker, der einen Teig *rühren* will. Doch mittendrin geht ihm *der Mixer* kaputt.
(www.wuv.de, 07.12.2012)
- Den Unterschied zwischen Inferenzprozessen und semantischen Prozessen kann man sich an den folgenden Beispielen klar machen:
- (47) Die Millionärin lag drei Tage lang tot in ihrer Wohnung. Der Mörder hatte sie mit einem riesigen Plastikbeutel umschnürt.
- Rückwärts-Inferenz Die Proposition des ersten Satzes gibt keine Auskunft über die Todesursache der Millionärin. Im zweiten Satz erfährt der Leser dann, dass die Frau umgebracht wurde. Diese Information bringt eine nicht antizipierbare Information in das TWM. Der Leser muss die rückwärts gerichtete Inferenz DIE MILLIONÄRIN WURDE UMGEBRACHT ziehen.
- (48) Die Millionärin wurde in ihrer Wohnung ermordet. Der Mörder hatte sie mit einem riesigen Plastikbeutel umschnürt.
- Bei (48) wird bereits durch das Verb *ermordet* auf die Art des Todes hingewiesen. Die NP *der Mörder* bringt keine neue Information in das TWM, obgleich der Textreferent als solcher noch nicht explizit erwähnt wurde (s. hierzu die indirekten Anaphern in 5.5), denn die verbsemantische Struktur von *ermorden* enthält eine Agens-Rolle.
- Bei einer Schlagzeile wie
- (49) Frau springt aus 23. Stock. (www.bild.de, 25.01.2011)
- Vorwärts-Inferenz entsteht im Kopf des Lesers sofort die inferenzgesteuerte Hypothese, dass die Frau dieses Ereignis nicht überlebt haben wird. Dieses Wissen ergibt sich nicht aus der Textinformation, sondern einer Schlussfolgerung mit Rekurs auf das im LZG gespeicherte Erfahrungswissen mit der vorwärts gerichteten Inferenz: SIE SCHLUG AUF DEM BODEN AUF UND VERLETZTE SICH AUFGRUND DER ENORMEN HÖHE TÖDLICH. Der Leser antizipiert mit einer solchen Inferenz den weiteren Verlauf des Textes (wird jedoch bei (50) widerlegt):

(50) Sie stürzte in ein Taxi, überlebte: Das Wunder von Buenos Aires.
(www.bild.de, 25.01.2011)

Inferenzen können automatisch aktiviert werden, aber auch kontrolliert und strategisch eingesetzt werden (z.B. bei Verständnisschwierigkeiten oder beim Interpretieren von Texten; s. hierzu Kap. 6.1). Ob und wie viele Inferenzen online beim Textverstehen gezogen werden (oder viele von ihnen erst offline, d.h. nach dem Lesen), wird in der Forschung kontrovers diskutiert (ein minimalistischer Ansatz ist von McKoon/Ratcliff 1992, für die Gegenposition s. Singer et al. 1994).

Unumstritten ist, dass Inferenzen sich nicht ohne Bezug auf konzeptuelles, enzyklopädisches Weltwissen ziehen lassen. In der Text- und Kognitionswissenschaft beschäftigt man sich daher seit Jahrzehnten mit der Frage, wie Weltwissen im LZG repräsentiert ist und auf welche Weise es von dort im Verstehensprozess abgerufen wird. Die diversen Ansätze, die es mittlerweile hierzu gibt, haben alle gemeinsam, dass sie die Konstruktivität des Rezipienten und die Relevanz des Weltwissens betonen, wenngleich sie zum Teil andere Fachtermini benutzen (vgl. u.a. Schema-Theorie, Alba/Hasher 1983; Skript-Ansatz, Schank/Abelson 1977; Strategie-Theorie, van Dijk/Kintsch 1983; Strukturaufbau-Modell, Gernsbacher 1995; Szenario-Theorie; Sanford/Garrod 1981).

Eine grundlegende Annahme ist, dass unser Weltwissen langfristig in Form von komplexen konzeptuellen Organisationseinheiten gespeichert ist, sogenannten mentalen Schemata (s. zu einem Überblick Schwarz³2008: 3.3.2.2). Schemata repräsentieren Standardsituationen oder -handlungen aus der Erfahrungswelt in Form von Konzepten und Konzeptverknüpfungen. Z.B. enthält das Schema zu KRANKENHAUS Konzepte wie PATIENTEN, ÄRZTIN/ARZT, KRANKENSCHWESTERN, MEDIZIN, OPERATION, die miteinander durch spezifische Relationen verbunden sind, z.B. ÄRZTINNEN/ÄRZTE FÜHREN OPERATIONEN AN PATIENTEN AUS. Die einzelnen Bestandteile der Schemata sind im LZG gespeichert als Variablen oder „Slots“ und gefüllt mit Standardwerten, sogenannten Defaults, die sozusagen den Normalfall darstellen, also typische Charakteristika einer Situation. Im Verstehensprozess werden diese Variablen mit konkreten Werten (engl. „fillers“, Füllwerte) besetzt.

Schema

Defaults

(51) Das Essen im Restaurant war gut [...]. Der Gast bittet um die Rechnung.
Doch die lässt länger auf sich warten als die Mahlzeit dauerte.
(www.berlin.de)

Zwei verschiedene Arten von Schemata sind grundlegend zu unterscheiden: Es gibt statische (deklarative) Schemata (engl. Frames, also Rahmen; s. hierzu auch Konerding 1993) und dynamische, prozedurale Handlungsschemata (Skripts, die auch Handlungsabläufe repräsentieren). So beruht die Vorstellung eines Universitäts-Campus mit seinen Gebäuden auf einem Frame; sie umfasst keine Handlungselemente. Im Gegensatz dazu ist ein Vorlesungsbesuch oder eine Prüfung als Skript repräsentiert, denn hier geht es um Veränderungen in Raum und Zeit, also um Handlungen. Scripts speichern also wie Drehbücher bestimmte Handlungsabfolgen.

Frame und Skript

Ein Skript VORLESUNGSBESUCH setzt sich aus Teil-Skripts zusammen, aus einzelnen Szenen wie ÜBER DEN CAMPUS GEHEN, EINEN PLATZ IM HÖRSAAL SUCHEN,

MITSCHREIBEN. Diese Szenen enthalten statische Schemata wie CAMPUS, HÖR-SAALGEBÄUDE, HÖR-SAAL, KLAPPTISCH ebenso wie PROFESSOR/IN, MITSTUDENT/IN; diese dienen als Rollen und Requisiten in der jeweiligen Szene. Der Titel eines Romans kann bereits ein bestimmtes Schema und damit eine Erwartungshaltung aktivieren wie *Der Campus* (von Dietrich Schwanitz), in dem es um die Abenteuer eines Professors geht. Die Informationen des Textes werden so gelesen, dass sie zu dem jeweils im Text aktivierten Schema passen, die Textreferenten erhalten entsprechend Standard-Rollen zugeordnet.

(52) Heute in der Uni: Konstanze (Rolle: Studentin) hält bei Manfred Consten (Rolle: Dozent) ein Referat (Requisite: Leistung) im Seminarraum 102 (Requisite: Lokalität).

Gibt ein Text explizit ein spezifisches Skript vor, werden Referenten also so konzeptualisiert, dass sie zu den Standard-Werten des Skripts passen: Wenn im Zusammenhang eines Vorlesungsbesuches in der Geisteswissenschaft von einem Professor die Rede ist, wird man sich darunter eine andere Rolle (Professor spricht über wissenschaftliches Thema) vorstellen als im Krankenhaus-Kontext (PROFESSOR OPERIERT UND BEHANDELT PATIENTEN).

Ist kein Schema explizit erwähnt, wählt der Rezipient ein passendes aus:

(53) Die Schaffnerin kontrolliert die Fahrkarten. Ein Jugendlicher mit iPod-Stöpseln im Ohr beginnt, während sie vor ihm steht, in aller Ruhe alle seine Taschen nach der Fahrkarte abzusuchen, bis er sie schließlich findet und ihr hinhält. (www.blog.zeit.de, 20.06.2013)

In (53) wird ein (U-)BAHN-Schema aktiviert, obwohl nur einzelne und nicht besonders zentrale Bestandteile davon im Text erwähnt sind. Unter der Annahme, dass die Szene in einem Zug spielt, sind alle eingeführten Textreferenten kohärent in das entstehende TWM zu integrieren. Schemata steuern Hypothesen, die der Leser während des Leseprozesses über den Fortgang der Sachverhalte bildet, die im Text dargestellt werden. So verwundert es uns auch nicht, dass bei (53) die nicht vorerwähnte Fahrkarte definit eingeführt wird (s. hierzu 5.5). Würde an derselben Stelle im Text die Suche nach einer Banane, einem Revolver oder einem Löffel thematisiert, könnten wir diese Textreferenz nicht (ohne zusätzliche kognitive Anstrengung) in das bestehende TWM integrieren. Je nach Text können anstelle der erwartbaren Defaults im Verstehensprozess auch andere Werte eingesetzt werden:

(54) Vor einiger Zeit hat ein Arzt die Gewebeproben von Frauen mit Brustknoten manipuliert, worauf diesen Frauen die Brust entfernt wurde, nachweislich nur wegen seines Profites, dieser Arzt sitzt im Gefängnis. (www.implantate.com)

Der Textreferent Arzt wird hier durch die Rolle KRIMINELLER spezifiziert.

(55) Von außen sah die Klinik aus wie alle staatlichen Gebäude. Die Fensterscheiben waren zerbrochen und der Putz war abgeblättert. Schon vorn am Eingang herrschte ein chaotisches Gedränge. Frauen in der traditionellen schwarzen Mileya gekleidet hockten mit ihren kleinen Kindern und Säuglingen am Boden und warteten scheinbar auf die Aufnahme. Als wir hineingingen, kam in einem schmutzlig aussehenden

vormals weißen Kittel eine Schwester auf uns zu [...]. Der Professor kam zur Visite. Er meinte alles würde gut verlaufen und kümmerte sich nicht weiter um mein Problem. Er rauchte während seines Aufenthalts bei mir im Zimmer eine dicke Zigarre und Said hielt ihm den Aschenbecher. (www.lattnerursula.npage.de)

In (55) geht es um den Erfahrungsbericht einer europäischen Patientin in Kairo, in dem insbesondere die Abweichungen zwischen Defaults in Bezug auf die Einrichtung Krankenhaus sowie das Verhalten von Ärzten und den tatsächlichen Zuständen thematisiert werden. Dies zeigt auch, wie maßgeblich Schemata kulturell geprägt sind.

Zusammenfassung

Mit Texten wird auf Objekte und Sachverhalte der außersprachlichen Welt referiert. Die Art der Referenz hängt u. a. von den spezifischen Ausdrücken und ihrer Determination ab. Während des Textverstehens bauen Leser ein mentales Textwelt-Modell (TWM) auf. Ein TWM entsteht dadurch, dass zu jeder sprachlichen Äußerung ein passendes mentales Sachverhaltsmodell aktiviert oder konstruiert wird. Textweltmodelle stellen kognitive Strukturen dar, die referenzielle Sachverhalte, also Konstellationen von Textreferenten und Relationen zwischen diesen repräsentieren. Der Sprachverstehensprozess ist dadurch charakterisiert, dass Rezipienten (automatisch und unbewusst) solche mentalen Modelle konstruieren. Sprachlich kodierte Information lässt oft gewisse Aspekte der Referenz offen, d. h. wir stoßen auf referenzielle Unterspezifikation in dem Sinne, dass nicht alle Informationen grammatisch und lexikalisch genannt sind, die erforderlich sind, um eine vollständige Repräsentation der im Text genannten Sachverhalte aufzubauen. Textverstehen umfasst aber eine Reihe von zumeist unbewusst ablaufenden Prozessen, die diese Unterspezifikation auflösen. Kontextuelle Präzisierung und konzeptuelle Elaboration sowie Inferenzziehung sind wichtige Bestandteile beim Lesen eines Textes und basieren auf dem im LZG gespeicherten Weltwissen, das in Schemata (Rahmen und Skripts) repräsentiert ist.



Weiterführende und vertiefende Literatur

Die Textweltmodell-Theorie wird in Schwarz (2000a, Kap. 2.5–2.6) grundlegend entwickelt. Es gibt noch andere Konzepte und Termini für mentale Textrepräsentationen: Johnson-Laird (1983) unterscheidet zwischen einer propositionalen Repräsentation, die nah an der Textstruktur ist, und dem konzeptuell angereicherten „mentalen Modell“. De Beaugrande/Dressler (1981) und Strohner (1990) sprechen von „Textwelt“, und van Dijk/Kintsch (1983) vom „Situationsmodell“. In der formalen Semantik ist die Diskursrepräsentations-Theorie (Kamp 1981, Asher 1993) viel beachtet. Die Diskursrepräsentation wird eng aus der grammatisch-semantischen Struktur des Textes abgeleitet, aber Versuche, Elaborationen durch Welt- oder Situationswissen zu berücksichtigen, haben nur wenig zu einer besseren Anwendbarkeit auf reale Texte oder größeren psychologischen Plausibilität beigetragen. Einen Überblick zu wissensbasierten Textverstehensansätzen vermitteln Brown/Yule (1983) sowie Schnotz (2006); die wichtigsten Annahmen und Ergebnisse der kognitionslinguistischen Textverstehenstheorie werden in Schwarz (³2008, Kap. 5) diskutiert.

5. Kohärenztheorie

5.1 Kohäsion und Kohärenz: Prinzipien der Vertextung

Kohäsion und
Kohärenz

Eines der wesentlichen Anliegen der Textlinguistik ist zu erklären, was einen Text zusammenhängend, also kohärent macht, was den inhaltlichen Zusammenhang einer komplexen sprachlichen Äußerung ausmacht und nach welchen Vertextungsprinzipien dieser zustande kommt. Kohärenz ist ein Begriff in der Textlinguistik, mit dem die verschiedenen Dimensionen des textuellen Zusammenhangs bezeichnet werden. Dabei ist zu beachten, dass manche Textlinguisten den Terminus *Kohärenz* in einem sehr weiten und umfassenden Sinn als die Menge aller expliziten und impliziten Relationen benutzen (u. a. Brinker ⁷2010), während andere terminologisch zwischen den grammatischen Verbindungen (der Kohäsion) und den inhaltlichen Verbindungen (der Kohärenz) unterscheiden (vgl. de Beaugrande/Dressler 1981). Wir differenzieren in dieser Einführung ebenfalls zwischen den grammatisch-lexikalischen Verweis- und Verbindungsmitteln auf der Textoberfläche (also der Kohäsion) und der inhaltlichen Kontinuität, der Kohärenz, die maßgeblich durch das Kriterium der konzeptuellen Plausibilität bestimmt wird (ausführlich hierzu Kap. 5.3).

Nicht jeder natürliche Text wird immer ohne weiteres auch als kohärenter Text akzeptiert. Werfen wir einen Blick auf das folgende Gedicht:

(1) I.I.I-I.I.4

Tisch
aufgeblühte Rose
in Strudeln,
wie Büffel.

Singen, tönern
ist es gut,
Pfoten-Mond
lebender Blitze.

Pfiff ich,
ein Taufhuhn
Kälte Schichlick
zu Schlimmern.

Ziernab-Laschen,
zwerchs, verschränkt
hinkend, kein Wirt ist
kein Gast.

(Oswald Egger, I.I.I-I.I.4)

Obgleich (1) als modernes Gedicht identifiziert und akzeptiert wird, erscheint der Text seltsam und inkohärent, weil die Zeilen mit ihren ellip-tischen und teilweise inhaltlich inkompatiblen Informationen in keinem erkennbaren Zusammenhang stehen. Es gibt keine semantischen Verbindungen oder referenziellen Relationen, und es fällt schwer, ein TWM aufzubauen, da auch der Titel keine kontinuieritäts- oder sinnstiftende Funktion erkennen lässt.

Wir fällen Kohärenzurteile zu Texten relativ schnell und weitgehend intuitiv, da es zu unserer textuellen Kompetenz gehört, das Fehlen eines inhaltlichen Zusammenhangs in Texten zu erkennen. Es fällt uns entsprechend auch leicht, zwischen kohärenten und nicht-kohärenten Texten zu unterscheiden:

- (2) a) Wenn Sie das mitgelieferte Headset an Ihr Gerät anschließen, können Sie Anrufe über dieses annehmen und steuern. (Benutzerhandbuch von Galaxy S, www.handy-deutschland.de)
 b) Wenn Sie das mitgelieferte Brot an Ihr Lachen anschließen, können Sie Haselnüsse über dieses annehmen und steuern.
- (3) a) Eigentlich sollten wir nicht mehr von Mutter Erde sprechen, sondern von Mutter Plastik. Heute ist alles aus Plastik. Plastik ist schön (künstliche Blumen), Plastik ist cool (Handy), Plastik ist überlebenswichtig (Trinkwasser-Flaschen). Doch Plastik ist noch viel mehr – und in erster Linie stark gesundheitsgefährdend. (www.zeitschrift.com)
 b) Mutter Plastik beschützt ihre Kinder. Aus Plastik sprießen kleine Wasserfontänen. Überlebenswichtige Plastikreserven sind keine Handys.

Die a-Varianten der Beispieltex-te werden ohne große Überlegungen als inhaltlich zusammenhängend, als kohärent beurteilt, weil die Inhalte der Sätze semantisch-konzeptuell aufeinander bezogen werden können und in einer referenziellen Kontinuität stehen (während dies in der b-Variante nicht der Fall ist).

Aufgabe der textlinguistischen Kohärenztheorie ist es zu erklären, warum wir Texte wie in den a-Varianten als kohärent und in den b-Varianten als nicht-kohärent beurteilen, d. h. es geht darum, zum einen textinterne Kohärenzfaktoren zu erfassen, zum anderen aber auch, die geistige Basis unserer textuellen Kompetenz zu erklären, die es uns ermöglicht, Texte als kohärent oder nicht-kohärent zu erkennen.

Wann ist also ein Text kohärent? Bei den b-Varianten kommt man zunächst auch ohne Vorkenntnisse einfach zu dem Schluss, dass die Sätze des Textes in keinerlei für uns nachvollziehbarem, plausiblen Zusammenhang stehen. Der inhaltliche Zusammenhang zwischen den Sätzen muss also für den Leser erkennbar sein, damit er den Text als kohärent beurteilt. Wodurch, d. h. durch welche sprachlichen Mittel und welche Informationen wird dieser Zusammenhang nun aber hergestellt?

Wie in Abb. 3 in Kap. 4.2 gezeigt wurde, sind Texte mehrdimensionale Gebilde, die syntaktische, semantische und referenzielle Ebenen beinhalten. Werfen wir zunächst einen Blick auf die mittels spezifischer Verweis- und Verknüpfungsausdrücke explizit ausgedrückten Relationen zwischen Sätzen, betrachten wir also die Textgrammatik. Die Satz-für-Satz-Analyse, die linear vorgeht und die formale, die strukturelle Konnexität eines Textes er-

fasst, stand in der frühen Textlinguistik im Mittelpunkt. Analysiert wird dabei die Textoberfläche, das Sprachmaterial eines Textes. Die Gesamtheit der expliziten formalen Textverknüpfungsmittel auf der grammatischen Oberfläche eines Textes bildet die Kohäsion, die zumindest ansatzweise auch ohne spezifische Sprachkenntnisse zu erkennen ist:

- (4) Foruten at Björk ga ut Björk i 1977, ga hun i 1990 ut albumet Gling-Gló. Det var likevel først i 1993 at hun fikk sitt definitive gjennombrudd som soloartist. Sammen med produsent Nellee Hooper lagde hun albumet Debut som ble meget godt mottatt i hele verden. Blant annet kåret NME det til årets album. Björk sin musikalske stil var nå forandret fra pop/rock-preget fra tiden i band, til mer eksperimentell elektronisk musikk, dominert av hennes karakteristiske stemme. I årene som fulgte fikk Björk stadig mer internasjonal anseelse. (www.no.wikipedia.org)

Kohäsionsmittel
 Rekurrenz

Wer nicht gerade norwegisch versteht, wird nicht den Inhalt des Textes erfassen können. Einige Beobachtungen kann man jedoch anstellen: Das Wort *Björk* – was immer es heißen mag – kommt viermal in dem Text vor; es liegt Rekurrenz vor, d.h. die Wiederholung derselben sprachlichen Form, eine Wiederaufnahme auf rein materieller, textgrammatischer Ebene. Da das Wort groß geschrieben ist, ist es wahrscheinlich kein Funktionswort wie *ga* oder *i*, das vielleicht aus grammatischen Gründen öfter auftaucht. *Björk* dürfte also den oder einen Hauptgegenstand des Textes bezeichnen. Auch fällt eine Reihung von Zahlen auf – 1977, 1990, 1993 –, in aufsteigender Folge. Wenn dies Jahreszahlen sind, sagt der Text etwas über Björk in chronologischer Ordnung, wie eine Biografie. Rekurrenz, formale Anordnung – dies sind Kohäsionsmerkmale, die selbst bei einem unverständlichen Text erkennbar sind, wie (5) zeigt:

- (5) Psychiatrie-Patient (Diagnose: Manie), gefragt, ob Geisteskrankheiten in seiner Familie aufgetreten seien: „Erbtanten habe ich nicht, Inzucht liegt bei mir auch nicht vor, nicht einmal Unzucht, dafür stamme ich aber von Karl dem Großen, folglich auch von Karl Martell, dem Hammer. Im Hammerverlag sind seinerzeit bedeutende politische Schriften erschienen. Der ‚Hexenhammer‘ allerdings nicht, der ist mindestens fünfhundert Jahre Älter. Meine Alte fällt auch drunter, die hätt’ man damals glatt verbrannt. Heirate oder heirate nicht, bereuen wirst du beides, sagt Kierkegaard. Die Axt im Haus erspart den Scheidungsrichter, sag ich! Ich bin aber nicht gemeingefährlich, ich bin nur Gemeinen gefährlich! Ach, da kommt ja schon wieder die Straßenbahn mit ihrem saudummen Geklingel.“ (Kloos 1944, zit. n. Navratil 1966: 45)

Wenn auch dieser Text nicht bei einem Thema bleibt – und schon gar nicht auf die gestellte Frage antwortet –, so ist doch eine Art von Zusammenhang zu sehen. Die Frage lässt den Patienten ganz zutreffend an Erbkrankheiten denken, er antwortet mit *Erbtanten*, kommt von *Inzucht* auf *Unzucht*, von *Karl dem Großen* auf dessen Großvater, einen anderen Karl, von dessen deutschem Namen *Hammer* auf andere Wörter mit *Hammer*, usw. Die Zusammenhänge sind also rein formaler Natur, es sind (partielle) Rekurrenzen (teilweise Wiederholung derselben sprachlichen Form), wie sie auch dem Wortspiel *gemeingefährlich* – *Gemeinen gefährlich* zugrunde liegen. Formal

geordnet wirkt der Text auch durch verbindende Wörter wie *dafür*, *aber*, *folglich*, sog. Junktoren (auch: Konnektoren), die über ihre wörtliche Bedeutung Teile eines Textes miteinander verbinden. Die hier diskutierten Verbindungen sind rein oberflächlicher Natur, also Fälle von Kohäsion in einem ansonsten inkohärenten Text.

Welche kohäsiven Mittel gibt es also, um Sätze in einem Text formal zusammenhängend erscheinen zu lassen? In der Textlinguistik hat man Wiederaufnahme- und Verbindungsformen als die wichtigsten Kohäsionsmittel identifiziert. Textgrammatische Wiederaufnahmen erfolgen, wie wir bereits bei (4) und (5) gesehen haben, durch Rekurrenz und Teilrekurrenz. Verbindungen zwischen Sätzen, die lokale, temporale, komparative oder kausale Relationen anzeigen, werden durch Junktoren ausgedrückt (s. Kap. 5.2).

Viele Textlinguisten sehen auch Pronomina als Kohäsionsmittel unter der Vorstellung, dass durch Pronomina auf textgrammatischer Ebene auf bereits erwähnte Textelemente Bezug genommen wird bzw. diese lediglich substituiert werden. Die Wiederaufnahme von Referenten, wie sie oft mittels Pronomina geschieht, ist allerdings auf Kohärenzebene anzusiedeln, denn sie geht über rein formale, oberflächliche Texteigenschaften hinaus. Ob ein Pronomen überhaupt anaphorisch ist, wird erst im Rezeptionsprozess auf TWM-Ebene entschieden (s. Kap. 5.5).

Schauen wir uns Kohäsionsmittel an dem folgenden Beispieltext an:

(6) Träumerle Traumfee ist zum ersten Mal auf einem Fest. Das Orchester spielt wundervolle Musik. Und alle Wiesenbewohner tanzen dazu – jeder auf seine eigene Art: Der Tausendfüßler stept mit seinen tausend Füßen, die Ameisen veranstalten eine Parade und die Seidenraupe schwingt sich an ihrem seidenen Faden hin und her. Doch unvergleichlich schön anzusehen ist der der Tanz der Feen. So losgelöst und leicht wie die Musik selber. Nie zuvor hat Träumerle etwas so Bezauberndes gesehen. Sie kann ihren Blick kaum abwenden vor Begeisterung. „Ach“, seufzt sie sehnsuchtsvoll. „Wie gerne würde ich selbst tanzen können. Doch leider bin ich nur eine Traumfee. Und keine Tanzfee.“ Da springt Herr Frosch herbei. „Mach es doch so wie ich“, quakt er hilfreich und hüpfte im Takt der Musik herum. „Das ist ganz einfach.“ Träumerle sieht dem Frosch zu und fasst ein wenig Mut. „Wenn ich nicht tanzen kann wie eine Fee, kann ich zumindest springen wie ein Frosch“, hofft sie. „Einverstanden“ nickt sie daher. „Ich will es versuchen.“ (Kyra Pfeifer, *Mitternachtsfest auf der Feenwiese*, www.schmoekerkinder.de)

Der Name der Protagonistin, *Träumerle Traumfee*, enthält eine partielle Rekurrenz, indem der Wortstamm *Traum-* zweimal vorkommt. Jeder Namens- teil für sich wird dann weiter unten noch ein- bzw. zweimal wiederholt; *Feen* und später *Fee* sind partielle Rekurrenzen zu *Traumfee*. Vollständige Rekurrenz finden wir bei *Musik* und *Frosch*; Rekurrenz von Wortstämmen bei *Tausendfüßler* und *tausend Füßen*, *Seidenraupe* und *seidenen*, *tanzen* (dreimal) und *Tanz*. Man sieht an diesen Beispielen, dass es hier wirklich nur auf eine Wiederholung der materiellen Wortgestalt ankommt, nicht auf Bedeutung oder Referenz, die in Komposita wie *Tausendfüßler* und *Seidenraupe* ja nur in Bezug auf das ganze Wort bestimmt werden könnten. Das Wort *ich* kommt gleich fünfmal vor mit zwei verschiedenen Referenzbezügen

Junktor

Kohäsionsmittel

(zweimal Traumfee, zweimal Frosch, dann wieder Traumfee). Satzeinleitende Junktoren sind *doch* (mit zwei verschiedenen Bedeutungen; nur das zweite *doch* markiert einen Widerspruch oder eine Einschränkung zum vorherigen Satz, während das erste *doch* eine Intensivierung ausdrückt wie durch *besonders*) und ein temporales *da*, das Gleichzeitigkeit mit dem Geschehen im vorherigen Satz ausdrückt. *Daher*, hier nachgestellt, verweist auf eine kausale Beziehung zum vorherigen Satz.

Der Text (6) weist also ein hohes Maß an Kohäsion auf. Abstrakt lässt sich Kohäsion so definieren: Ein Text T1 ist (durchgehend) kohäsiv, wenn jeweils die beiden aufeinanderfolgenden Sätze S1 und S2, S2 und S3, S3 und S4 etc. durch mindestens einen Oberflächenausdruck explizit miteinander verbunden sind oder aufeinander verweisen. Kohäsive Mittel erzeugen somit (den Eindruck von) Konnexität (Verbindung) in Texten.

Konnexität

Das Vorhandensein kohäsiver Mittel ist jedoch als alleiniges Kriterium für die Kohärenz eines Textes keineswegs ausreichend, und die formalen Verknüpfungs- und Anknüpfungsmittel sind nicht die Hauptfaktoren des Textzusammenhangs, wie wir in (4) und (5) gesehen haben.

Wie wichtig neben der Textgrammatik die inhaltliche Plausibilität für Kohärenz ist, zeigt auch folgendes Beispiel:

(7) a) Konstanze kann nicht ins Colloquium kommen. Sie hat keinen Babysitter für Konrad bekommen/hat die Grippe/muss zum Arbeitsamt.

b) Konstanze kann nicht ins Colloquium kommen. Denn sie ?? hat keinen Orden/ ?? ist freundlich/ ?? ist eine gute Köchin.

Der zweite Satz der a-Variante liefert jeweils die (für uns plausible) Begründung für das Nicht-ins-Colloquium-Kommen. Diese Kohärenzrelation ist nicht explizit (z. B. durch *denn*) ausgedrückt, aber die Anwendung unseres Weltwissens füllt diese Lücke und verknüpft die beiden Sätze sinnvoll miteinander. Bei der b-Variante dagegen finden sich keine plausiblen Gründe in den Folgesätzen (und die Fragezeichen zeigen, dass hier eine nicht akzeptable Textsequenz vorliegt). Man braucht sehr viel Fantasie, um hier eine Kohärenzrelation zu etablieren, obgleich pronominale Wiederaufnahme und der Kausalitätskonnektor *denn* dies explizit signalisieren. Somit stößt eine rein textgrammatisch orientierte Beschreibung des textuellen Zusammenhangs schnell an ihre Grenzen.

semantische Relation

Gehen wir also zur textsemantischen Ebene: Eine wichtige Rolle beim Erkennen von inhaltlichen Beziehungen zwischen Sätzen spielen die semantischen Relationen zwischen Lexemen, die wir als Teil unserer sprachlichen Kompetenz im mentalen Lexikon gespeichert haben. Semantisch basierte Kohärenzrelationen lassen sich mittels der folgenden Kategorien beschreiben.

Hyperonymie (Überordnung) und Hyponymie (Unterordnung): *Blume* ist das Hyperonym zu *Rose*, *Tier* das Hyperonym zu *Amsel*; umgekehrt sind *Rose* und *Amsel* jeweils Hyponyme zu *Blume* und *Tier*. *Rose* und *Tulpe* sind Kohyponyme.

Meronymie (Teil-Ganzes-Beziehung): Ein Meronym bezeichnet einen Teil dessen, was ein anderes Wort bezeichnet, so ist *Nase* ein Meronym von *Gesicht*, *Gesicht* von *Kopf*.

Synonymie (Bedeutungsgleichheit): *Orange* und *Apfelsine*, *Lift* und *Aufzug* sind Synonyme, also bedeutungsgleich.

Antonymie (Gegensatz): *groß* und *klein*, *heiß* und *kalt* sind Antonyme, die jedoch Zwischenstufen und Graduierungen erlauben (*sehr groß*, *mittelgroß* etc.).

Kontradiktion (Widerspruch): *tot* und *lebendig* stehen ebenfalls im Gegensatz zueinander, sie schließen sich jedoch strikt aus.

Kohyponymie: *Ananas*, *Banane*, *Mango* etc. sind Kohyponyme, haben als gemeinsames Hyperonym *Südfrüchte* und sind als gleichwertige Hyponyme dieses Hyperonyms auf der selben Ebene im übergeordneten Feld *Früchte* angesiedelt (s. hierzu und zu weiteren Relationen Schwarz/Chur ⁵2007, Kap. 2.3.1).

Diese Relationen erlauben Zuordnung von Lexemen zu gemeinsamen semantischen Feldern (Bedeutungsfeldern), d.h. globalen Organisationseinheiten, die eine Menge von Lexemen mit gemeinsamen semantischen Merkmalen unter einem gemeinsamen Oberbegriff/Hyperonym repräsentieren. Unser semantisches Wissen im LZG ist in Feldern/Netzen gespeichert.

semantisches Feld

Im folgenden Beispiel besteht die Relation der Hyponymie zwischen *Landschildkröte* und *Tiere* sowie die Relation der Meronymie einerseits spezifisch zwischen *Landschildkröte* und *Panzer* sowie *Höcker* sowie allgemein die Relation ‚Eigenschaft von‘ zwischen *Tiere* und *Gewicht*. Insgesamt lassen sich die Sätze aufgrund der in ihnen enthaltenen Lexeme dem semantischen Feld von *Tier* zuordnen.

- (8) Die Griechische Landschildkröte wächst in den ersten sechs Jahren ziemlich linear. Sie legt in der Panzerlänge etwa einen Zentimeter pro Jahr zu. Allerdings lässt das Wachstum nach sechs Jahren etwas nach. Die Tiere wachsen dann noch ungefähr 30% pro Jahr im Vergleich zu vorher. Also nur noch 60 bis 70 mm. Ab dem 10. bis 12. Jahr legen die Tiere noch ungefähr 5 bis 15% an Wachstum und Gewicht zu. Je älter die Tiere werden desto weniger Wachstum in der Größe ist feststellbar. Auch das Gewicht nimmt fast nicht mehr zu. Bei zu starker Fütterung kann ein Tier auch wesentlich schneller wachsen. Dies kann jedoch zur Verfettung und zu Organschäden führen. Außerdem wird der Panzer dann sehr stark mit Höckern ausgebildet. (www.schildkroete.net)

Dass die Sätze eines Textes in einem semantischen Zusammenhang stehen müssen, wurde bereits in früheren Ansätzen als sogenannte Isotopie beschrieben (s. Greimas 1974). Demzufolge entsteht der Eindruck von Kohärenz durch Lexeme mit identischen oder ähnlichen semantischen Merkmalen, die einem Bedeutungsfeld angehören. Dadurch kommt es zu Isotopieketten wie in (9), wo der textuelle Zusammenhang maßgeblich durch das semantisch dominierende Feld ‚Ananas-Frucht‘ bestimmt wird (und Sie selbst jetzt beim Lesen identifizieren können, welche Relationen mittels welcher Lexeme konkret verbalisiert sind):

Isotopie

- (9) Exotische Früchte

Die Ananas gehört zu den Bromeliengewächsen. Sie besteht aus einer großen Blattrosette mit bis zu 90 cm langen und 6 cm breiten Blättern, welche an ihrer Spitze scharf sind. Mitunter können auch Randstacheln

an den Blättern vorhanden sein. Aus der Blattrosette der Ananas treibt nach 15 bis 22 Monaten eine Blüte. Diese entwickelt sich zu einer fleischigen Schein- und Sammelfrucht, mit einem Gewicht bis zu 4 kg. Die Ananas sieht warzig und schuppig aus. Diese Schale ist nicht essbar. Je deutlicher die Schuppen ausgeprägt sind, desto wohlschmeckender und aromatischer ist die Frucht. Das Fleisch der Ananas ist von gelber bis rötlicher Farbe und sehr saftig. Der Duft ist köstlich aromatisch. (www.issgesund.de)

Aber auch die Existenz äquivalenter oder ähnlicher semantischer Merkmale oder semantischer Relationen reicht allein nicht aus, um Kohärenz zu erklären. Machen wir uns dies an einem (konstruierten) Beispiel wie (10) klar:

(10) Natur und Ananas mag ich. Auch Pflanzen sind Lebewesen. Der Fruchtbäum ist reif und saftig. Exotische Früchte essen wir, Säugetiere und Mangos leben in der Natur.

Trotz des Vorkommens von Lexemen mit gemeinsamen semantischen Merkmalen ist der Text nicht kohärent, da die Propositionen der Sätze insgesamt in keinem sinnvollen, d. h. für uns nachvollziehbaren, plausiblen Zusammenhang stehen.

Die Informationen von Textgrammatik und Textsemantik liefern dem Leser zwar in der Regel Hinweise für die Erstellung von Kohärenz, haben diese aber nicht notwendig zur Folge.

Kohärenzrelationen in Texten werden zudem nicht immer durch kohäsive Vertextungsmittel ausgedrückt. Auch nicht explizit verknüpfte Textsequenzen können kohärent sein:

(11) Als sie zurück in die Stadt fuhren, tobte dort ein heftiges Gewitter. Papa Moll und Marie beeilten sich, um nach Hause zu kommen. (www.glueckaufschule-siegen.de)

Auf der Textoberfläche in (11) wird formal keinerlei Verbindung zwischen den im ersten Satz und den im zweiten Satz geschilderten Vorgängen ausgedrückt. Die Sätze stehen unvermittelt nebeneinander. Durch die Aktivierung unseres Weltwissens, dass manche Menschen Angst vor Gewittern haben, wird jedoch ein kausaler Zusammenhang erstellt. Papa Moll und Marie beeilen sich, weil sie dem Gewitter und womöglich heftigem Regen entkommen wollen und Schutz im Haus suchen. Die Kohärenz ist somit nur implizit im Text angelegt und vom Leser aktiv herzustellen.

Die textreferenzielle Ebene ergibt sich aus dem Zusammenspiel von syntaktischer und semantischer Information (s. hierzu bereits die Ausführungen in Kap. 4.1).

Koreferenz

Die wichtigste Kohärenzrelation in Texten, die sich referenziell bestimmen lässt und die einen kontinuierlichen Zusammenhang anzeigt, ist die der Koreferenz. Koreferenz liegt vor, wenn zwei oder mehrere Ausdrücke dazu benutzt werden, um auf denselben Referenten Bezug zu nehmen (s. hierzu ausführlich Kap. 5.5 zur textuellen Anaphorik).

(12) Ein einfacher junger Mann... Er... Hans Castorp... des jungen Mannes... seines Onkels und Pflegevaters... er... Familiensöhnchen und

Zärtling... den Menschen – und gar den jungen, im Leben noch wenig fest wurzelnden Menschen ... Hans Castorp... Er...
(Thomas Mann, *Der Zauberberg*, 11 f.)

Koreferenz betrifft Referenzidentität auf der außersprachlichen Ebene und ist nicht mit Synonymie, einem rein semantischen Phänomen, gleichzusetzen (und daher auch nicht der Isotopie zuzuordnen; auch nicht miteinander semantisch verbundene Lexeme können als textuelle Paraphrasen Koreferenz ausdrücken; vgl. *Ein Mann...Der Dieb...Der Safeknacker...*). Synonyme (wie *Lift* und *Aufzug*) können aber benutzt werden, um Koreferenz auszudrücken:

- (13) Der Aufzug bleibt stecken und niemand hört die Hilferufe. Tagelang nichts zu essen, nichts zu trinken – ein Albtraum, lebensgefährlich! Thomas Fleetwood (58) hat diesen Horror erlebt: Vier Tage war er im Lift seines eigenen Hotels gefangen. (www.bild.de, 21.04.2013)

Lexeme, Eigennamen und Pronomina, die Koreferenz ausdrücken, beziehen sich alle auf denselben Referenten und geben dem Leser damit eine Art roten Faden in der Textwelt (s. Kap. 5.5). Demzufolge gehört die Wiederaufnahme eines bereits etablierten referenziellen Bezugs zu den wichtigsten Textkonstitutionsprozeduren, die thematische Kontinuität gewährleisten. Aber auch eine im Text ausgedrückte Referenzidentität garantiert nicht per se Kohärenz und Akzeptanz:

- (14) Der Papst lebt im Vatikan. Er mochte schon immer die grüngestreiften Marsmenschen besonders gerne. Seine Schuhe will er aber auf dem Mond kaufen. Als Oberhaupt der katholischen Kirche suchte der heilige Vater auch sehr gerne nach Insekten in seinen Knödeln.

Bei diesem Text haben wir zwar (eine durch Pronomina und Umschreibungen ausgedrückte) Koreferenz, aber keine einheitliche Referenzdomäne. Unser allgemeines Weltwissen lässt uns den Text als inkohärent und sinnlos beurteilen, da wir wissen, dass es keine Marsmenschen gibt, man auf dem Mond keine Schuhe kaufen kann und normalerweise niemand in Knödeln nach Insekten sucht. Es fehlt also das Kriterium der konzeptuellen Plausibilität. Wir akzeptieren Texte als kohärent, wenn personale, lokale und temporale Referenz zueinander passen und in ein mentales Modell integriert werden können.

Wie unterschiedlich Texte hinsichtlich der grammatischen, semantischen und referenziellen Informationen, die Kohärenz etablieren, sein können, sieht man an den folgenden Beispielen der Textsorte Gedicht:

- (15) Sah ein Knab ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell es nah zu sehn,
Sahs mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.
(Johann Wolfgang von Goethe, *Heidenröslein*, erste Strophe)

(15) ist sowohl kohäsiv als auch kohärent: Die beiden Textreferenten *Knab* und *Röslein* werden mittels Pronomina und rekurrenter Nomina sowie Ellipsen kontinuierlich wieder aufgenommen, und auch inhaltlich stehen die referenziellen Sachverhalte in einem plausiblen Zusammenhang. Es fällt leicht, für den Text ein TWM zu etablieren.

(16) Der Mond ist aufgegangen,
 Die goldnen Sternlein prangen
 Am Himmel hell und klar;
 Der Wald steht schwarz und schweiget,
 Und aus den Wiesen steigt
 Der weiße Nebel wunderbar.
 (Matthias Claudius, *Abendlied*, erste Strophe)

(16) ist ebenfalls kohärent, obgleich der Text, außer Versform und Endreim, die man allerdings oberflächenstrukturell als kohäsionsanzeigend ansehen kann, nur ein einziges kohäsives Mittel aufweist, den additiven Konnektor *und*. Dieser verbindet den vorletzten mit dem letzten Satz recht unspezifisch. Rekurrenzen kommen gar nicht vor (und auf Kohärenzebene auch keine erkennbaren Relationen). Dennoch hat der Text eine klare konzeptuelle Ordnung, die sich aus der Zugehörigkeit von Schlüsselwörtern zum selben Bedeutungsfeld ergibt: Zunächst werden Himmelserscheinungen genannt, dann Erscheinungen auf dem Boden (Wald, Wiesen), und schließlich verbindet der Nebel, der von unten nach oben steigt, beide Ebenen miteinander. Die beschriebenen Sachverhalte lassen sich alle einer referenziellen Domäne, ABENDLANDSCHAFT, zuordnen. Dadurch stehen die grammatisch unverknüpften Sätze mit ihren Propositionen konzeptuell in einem plausiblen Zusammenhang.

(17) Wer kommt denn da so morgenschön?
 Wer morgent da so schön heran?
 Wer schönt heran so morgenda?
 Dat wär schön so am Morgen?
 Wer kömmt da mor wer dennt da schön?
 Wer gent so mör wer sot so kömm?
 Wer hert wer wert denn sö?
 Kömmt da wer?
 Mört wer dä?
 Wer dä!
 Mörg
 (Oskar Pastior, *wer kommt denn da so morgenschön?*)

(17) dagegen enthält zwar textgrammatisch betrachtet durchgängig Kohäsion, da in jeder Zeile Rekurrenzen und partielle Rekurrenzen des Wortmaterials aneinandergereiht werden, aber ein TWM lässt sich nicht einfach aufbauen. Der Text setzt spielerisch und lautmalend Formen auseinander und nebeneinander, kreiert neue Strukturelemente ohne semantischen Inhalt und setzt auf das Erkennen der Intertextualität durch das Lexem *morgenschön*.

Nicht ein einziges kohäsives Mittel weist (18) auf:

(18) Herbst

N ebelfetzen
 O hne Richtung
 V erstummte Vögel
 E ine vorwitzige Schneeflocke
 M odernde Blätter
 B lasse Sonne
 E ulenschrei
 R ieselnde Gedanken
 (Judith Bernhardt, *Herbst*)

Durch das Lexem *Herbst* im Titel wird jedoch eine übergeordnete Referenzdomäne vorgegeben (und zusätzlich durch das Akrostichon *November* bestätigt), der sich alle nachfolgenden Informationen trotz der großen referenziellen Unterspezifikation plausibel zu- bzw. unterordnen lassen. Der Text ist insgesamt (global) kohärent (zur Unterscheidung von lokaler und globaler Kohärenz s. Kap. 5.3).

Bei den meisten Texten ergibt sich die Kohärenz aus einem Zusammenspiel von grammatischen, semantischen und referenziellen Informationen. Zum Verhältnis von Kohäsion und Kohärenz lässt sich festhalten, dass die Kohäsion weder notwendig noch hinreichend für Kohärenz ist: Sie ist nicht hinreichend, da Texte kohäsive Mittel haben können und dennoch nicht kohärent sind. Und sie ist nicht notwendig, da es zahlreiche Texte gibt, die keine kohäsiven Mittel aufweisen und dennoch kohärent sind. In der neuesten Forschung besteht mittlerweile Einigkeit darüber, dass es nicht allein die sprachlichen Mittel und grammatischen Verknüpfungshinweise, sondern in erster Linie die im Text angelegten plausiblen Relationen und Weltwissensaktivierungen des Rezipienten sind, die für die Kohärenz entscheidend sind. Wenn also weder grammatische Verknüpfungsmittel noch semantische Überschneidungen zwischen den Wörtern eines Textes ein Garant für die Kohärenz sind, sondern das Kriterium der konzeptuellen Plausibilität, stellt sich die Frage, wodurch die Plausibilität determiniert wird.

Verhältnis von
Kohäsion und
Kohärenz

konzeptuelle
Plausibilität

Wir werden in Kap. 5.3 sehen, dass bei der Beantwortung dieser Frage das im LZG gespeicherte Weltwissen und die kognitive Aktivität des Lesers eine wichtige Rolle spielen. In Kap. 5.2 betrachten wir zunächst einige explizite und implizite Kohärenzrelationen genauer.



Weiterführende und vertiefende Literatur

Ein Klassiker zur Kohäsion ist *Cohesion in English* von Halliday/Hasan (1976); zur Unterscheidung von Kohäsion und Kohärenz s. de Beaugrande/Dressler (1981, Kap. IV); s. Brinker (2010, Kap. 3.3 und 3.4) zu Kohärenz; Gernsbacher (1995, Sammelband, enthält verschiedene Analysen zu Kohärenz); Rickheit/Schade (2000) geben einen Überblick; Schwarz (2001) und Schwarz-Friesel (2007a) erörtert grundlegende Aspekte.

5.2 Explizite und implizite Kohärenzrelationen

Wir haben in Kap. 5.1 gesehen, dass Kohärenz als inhaltliche Kontinuität und Verbindung zwischen referenziellen Informationen explizit in Form von Kohäsionsmitteln gekennzeichnet oder implizit vermittelt und der Elaboration durch den Leser überlassen werden kann. Explizit ausgedrückt werden Relationen in Texten, wie in Kap. 5.1 kurz gezeigt, durch Junktoren (auch: Konnektoren). Auf diese Form der Konnexität gehen wir nun etwas genauer ein; es geht um einen Überblick über grammatische und lexikalische Mittel, Relationen zwischen Textteilen auszudrücken.

Konjunktion Typische Mittel der expliziten Verknüpfung von Sätzen kennt man aus der Grammatik als Konjunktionen, schulgrammatisch „Bindewörter“. Grammatiken unterscheiden sie erstens nach syntaktischen Eigenschaften; so zum Beispiel nach den unterschiedlichen Wortstellungen, die die unterschiedlichen Typen von Konjunktionen auslösen:

(19) Sie schaffte sich keinen Hund an, weil/obwohl/nachdem ihr Freund Schluss gemacht hatte.

(20) Sie schaffte sich keinen Hund an, denn/aber/sondern ihr Freund hatte Schluss gemacht.

(21) Sie schaffte sich keinen Hund an, deshalb/allerdings/zumindest hatte ihr Freund Schluss gemacht.

Die Beispiele in (21) werden auch als unechte Konjunktionen oder Konjunkionaladverbien bezeichnet. Auf syntaktisch-logischer Ebene kann man Konjunktionen danach unterscheiden, ob sie koordinierend (beordnend) oder subordinierend (unterordnend) sind. Koordinierende Konjunktionen wie *und*, *oder* verknüpfen inhaltlich gesehen Gleichartiges, gleich Wichtiges; syntaktisch gesehen verbinden sie zwei Hauptsätze. Subordinierende Konjunktionen wie *weil*, *dass* leiten Nebensätze ein, und auch inhaltlich erwartet man eine Unterordnung des Nebensatzes unter den Hauptsatz (so gibt z. B. ein *weil*-Satz einen Grund für das *an*, was im zugehörigen Hauptsatz gesagt wird).

Koordination und Subordination

Für die Textlinguistik sind die inhaltlichen Verknüpfungen zwischen Sätzen natürlich interessanter als die syntaktischen Verhältnisse, und die vielfältigen bis rätselhaften Deutungsmöglichkeiten der Beispiele (19) bis (21) zeigen, dass es hier einiges zu untersuchen gibt. Dazu erweitert die Textlinguistik die grammatisch definierte Klasse der Konjunktionen noch etwas; wir sprechen von Konnektoren, Konnektiven oder Junktoren. Neben den Konjunktionen gehören dazu auch bestimmte andere Partikelwörter, vgl. *nur* in (22), und unter Umständen sogar die Zeichensetzung, vgl. (23):

Konnektor

(22) Sie schaffte sich keinen Hund an. Sie lieb sich nur im Tierheim manchmal einen aus.

Die Partikel *nur* stellt eine kohäsive Verbindung zum vorherigen Satz her. Sie kennzeichnet, dass der Inhalt des zweiten Satzes in irgendeiner Hinsicht weniger ist als der des ersten. Der Leser hatte vielleicht erwartet, dass die Protagonistin sich einen eigenen Hund anschafft; das Ausleihen im Tierheim ist demgegenüber eine kleinere Lösung, an einen Hund zu kommen.

- (23) Der Mensch denkt; Gott lenkt. / Der Mensch denkt: Gott lenkt. (Bertolt Brecht, *Mutter Courage*)

In der ersten Version sind die beiden Sätze durch ein Semikolon (möglich wäre auch ein Punkt) koordinierend verknüpft – menschliches Denken und göttliches Lenken sind beides faktische Vorgänge, die gleichzeitig ablaufen. Das Einfügen eines Doppelpunktes anstelle des Kommas stellt den Sinn der frommen Redensart auf den Kopf: Die Verknüpfung ist jetzt subordinierend; der Mensch bildet sich bloß ein, dass Gott lenke.

Kommen wir nun zu den wichtigsten semantischen Unterscheidungen von Konnektoren. Zu deren Kategorisierung gibt es verschiedene Ansätze und Begrifflichkeiten (z. B. Fabricius-Hansen 2000, Pasch 2003). Wichtig ist nur: Konnektoren sind sprachliche Mittel, die logische Grundoperationen unseres Denkens widerspiegeln. Mit diesen logischen Operationen verknüpfen wir Sachverhalte gedanklich, mit den entsprechenden sprachlichen Mitteln verbinden wir Teile von Texten.

A) Mit dem additiven Konnektor *und* und dem disjunktiven Konnektor *oder* werden Sätze verbunden, die syntaktisch und logisch auf gleicher Stufe stehen; die Sätze werden koordiniert.

- (24) Verärgere niemals Jessica Simpson – oder lebe mit den Konsequenzen.
(www.news.at, 18.03.2010)

Die beiden mit *oder* verbundenen Ratschläge schließen sich gegenseitig aus: Entweder man befolgt den einen, oder man befolgt den anderen Rat.

Logisch-semantisch ist der Unterschied zwischen *und* und *oder* ziemlich klar: *a und b* – beides trifft zu; *a oder b* – nur eins von beiden trifft zu (exklusives *oder*), vielleicht kann aber auch beides zutreffen (inklusives *oder*).

In die Reihe der koordinierenden Konnektoren gehören auch die adversativen Konnektoren wie *jedoch*, *doch*, *aber*.

- (25) Sie hat damit gerechnet, Marianna nicht anzutreffen. Doch als sie an ihrer Tür klingelt, öffnet Marianna ihr und scheint gar nicht verwundert, sie zu sehen. (Angelika Klüssendorf, *Das Mädchen*, 156)

- (26) Ich bin arm und doch habe ich alles.
(Zitat einer Nonne, www.kloster-hegne.de)

Hier wird durch *doch* ein Gegensatz zwischen den beiden Sätzen ausgedrückt. Eine andere Möglichkeit wäre eine Einschränkung:

- (27) Ich helfe dir gerne beim Umzug, aber nur bis drei, dann muss ich weg.

Manchmal ist der Unterschied zwischen Gegensatz und Einschränkung fließend:

- (28) Ich liebe ihn, aber ich muss loslassen. Bitte um Rat!
(www.trennungsschmerzen.de)

Schließen sich **LIEBEN** und **LOSLASSEN** gegenseitig aus, oder ist das Loslassenmüssen nur eine Einschränkung der Aussage, ihn zu lieben? Die Diskussion im Trennungsschmerzen-Forum zeigt, dass die Autorin sich hierin selber nicht sicher war, während die meisten Antworten doch eher von Trennung und Ende der Liebe ausgehen.

Disjunktive und adversative Relationen werden eher selten implizit ausgedrückt:

(29) Verärgere niemals *Jessica Simpson*, lebe mit den Konsequenzen.

Die nicht angegebene Verbindung zwischen den beiden Sätzen würde eher als additiv interpretiert, also „Lebe mit den Konsequenzen, die sich daraus ergeben, dass du Jessica Simpson nicht ärgern darfst.“

(30) Ich liebe ihn, ich muss loslassen

klingt merkwürdig inkohärent, weil man hier eher eine kausale Relation wie *Ich liebe ihn, wir werden heiraten* erwarten würde.

B) Andere Konnektoren schaffen eine logische Unterordnung. Dies sind kausale Konnektoren wie *weil, deshalb*, konzessive wie *trotzdem, dennoch*, die konsekutiven *so... dass*, und die finalen *damit, um...zu*. Hier ein Beispiel für Kausalität:

(31) Wichtig ist, dass es [der Auftritt der Kanzlerin im Hochwasser-Katastrophengebiet] nicht nach Wahlkampf aussieht. Deshalb hat Angela Merkel die Gummistiefel zu Hause gelassen. (Matthias Geis, Tina Hildebrandt, *Die Frau, die alle abschöpft*, www.zeit.de, 06.06.2013)

Deshalb und *daher* leiten Sätze ein, in denen eine Folgerung oder Wirkung genannt wird, während der Grund oder die Ursache schon im vorausgehenden Satz steht. Mit *weil* ist die umgekehrte Reihenfolge möglich, und grammatisch erhält man eine Nebensatzkonstruktion, die einer logischen Unterordnung entspricht: Dass Frau Merkel die Gummistiefel zu Hause gelassen hat, ist die wesentliche Aussage, die im Hauptsatz steht. Der Grund für die Aussage wird im Nebensatz wiedergegeben.

(32) Angela Merkel hat die Gummistiefel zu Hause gelassen, weil wichtig ist, dass es nicht nach Wahlkampf aussieht.

propositions- und
sprechaktbezogenes
weil

So eine Begründung kann sich sowohl auf den Inhalt der Aussage, die Proposition, beziehen wie in (32) und (33), oder auf den Sprechakt selbst, also auf einen Grund, warum der Sprecher diese Aussage macht wie in (34).

(33) Sie haben auf mich geschossen, weil Sie ein Idiot sind. [= Ihre Idiotie hat Sie dazu gebracht, auf mich zu schießen]

(34) Sie sind ein Idiot, weil Sie auf mich geschossen haben [= dass Sie auf mich geschossen haben, bringt mich dazu, Sie einen Idioten zu nennen] (TV-Serie *Dr. House*, deutsche Fassung, Folge *Widerspiel 2/24*)

implizite Relationen

Kausale Relationen bleiben häufig implizit; eine entsprechende Verknüpfung scheint als Schlussfolgerung naheliegend zu sein, wenn keine andere Relation ausdrücklich markiert ist.

(35) Erich Kästner über seine Schultüte: „Sie war bunt wie hundert Ansichtskarten, schwer wie ein Kohleneimer und reichte mir bis zur Nasenspitze. Ich saß vergnügt auf meinem Platz, zwinkerte meiner Mutter zu und kam mir vor wie ein Zuckertütenfürst. Die Eltern, die Kinder und die Zuckertüten stiefelten gesprächig nach Hause. Ich trug meine Tüte wie eine Fahnenstange vor mir her. Manchmal setzte ich sie ächzend

aufs Plaster. Manchmal griff meine Mutter zu. Wir schwitzten wie die Möbelträger. Auch eine süße Last bleibt eine Last.“ (Erich Kästner, *Als ich ein kleiner Junge war*, 89f.)

Wollte man hier alle Kausalrelationen explizieren, würde etwa folgender Text entstehen:

- (36) Sie war bunt wie hundert Ansichtskarten, schwer wie ein Kohleneimer und reichte mir bis zur Nasenspitze. Ich saß vergnügt WEGEN DES SCHÖNEN AUSSEHENS DER TÜTE UND DER MASSE AN SÜSSIGKEITEN DARIN auf meinem Platz, zwinkerte meiner Mutter zu und kam mir vor wie ein Zuckertütenfürst. Die Eltern, die Kinder und die Zuckertüten stiefelten gesprächig nach Hause. Ich trug meine Tüte wie eine Fahnenstange vor mir her. Manchmal setzte ich sie ächzend aufs Pflaster DA SIE SO SCHWER WAR. Manchmal griff meine Mutter zu WEIL ICH ALLEINE DIE TÜTE WEGEN IHRES HOHEN GEWICHTS NICHT TRAGEN KONNTE. Wir schwitzten WEGEN DER SCHWEREN TRAGLAST wie die Möbelträger. DENN auch eine süße Last bleibt eine Last.

C) Mit temporalen Konnektoren wie *als*, *nachdem*, *bevor* lassen sich die verschiedensten zeitlichen Verhältnisse zwischen zwei Ereignissen, Prozessen oder Zuständen ausdrücken; mit den konditionalen Konnektoren *wenn*, *falls* Bedingungen, unter denen eine Aussage gilt.

Dass es ein temporales und ein konditionales *wenn* gibt, ist wohl kein Zufall, denn diese beiden Bedeutungen von *wenn* können manchmal zusammenfallen:

- (37) Eines Tages sagte Kapinga: „Ich will gehen.“ Die Eltern sagten: „Es ist gut. [...] Wenn es regnet, dann kannst du wieder hierher kommen; komm aber nicht, wenn es nicht regnet.“ (Märchen *Die Regenfrau*, zit. aus Leo Frobenius)

Das Regnen stellt hier gleichzeitig Bedingung und potenziellen Zeitpunkt für die Wiederkehr des Helden dar. Auch in (38) wirken temporale und kausale Interpretation zusammen.

- (38) Die [Tennis-]Partie musste kurz unterbrochen werden, als es zu regnen begann. Das Dach der Rod-Laver-Arena wurde geschlossen, danach konnte es weitergehen. (www.focus.de, 29.01.2012)

Der Beginn des Regens stellt nicht nur ein gleichzeitiges Ereignis, sondern auch den Grund für die Unterbrechung der Partie dar. Auch *danach* ist nicht rein temporal („nachdem das Dach geschlossen worden war“), sondern das Schließen des Daches war eine Voraussetzung für die Fortsetzung. Explizit genannt ist also eine temporale Beziehung, eine kausale wird zusätzlich hineininterpretiert.

Anders in (39):

- (39) Erinnert ihr euch noch an dieses ereigniss [9/11], oder an andere wirklich einschneidende sachen? als das wtc einstürzte[,] war ich mit dem hund unterwegs. (Internet-Forum, www.smartphone-daily.de)

Hier markiert der *als*-Satz lediglich die Gleichzeitigkeit zwischen den Ereignissen „Schreiber geht mit Hund raus“ und „World Trade Center stürzt ein“. Niemand würde hier einen anderen Zusammenhang als einen rein temporalen vermuten. Dass der Hund auf Spaziergang das WTC zum Einsturz gebracht haben soll, schließt der Leser per Weltwissen aus.

Die bloße Aneinanderreihung von Sätzen mit gleichem Tempus, die Ereignisse beschreiben, wird je nach semantischem Gehalt als Nachzeitigkeit oder Gleichzeitigkeit interpretiert, also die Sätze S1, S2, S3 usw. beschreiben referenzielle Sachverhalte, die in der Reihenfolge RS1, RS2, RS3... oder gleichzeitig geschehen sind.

(40) Kalugin schläft und träumt, er sitze in einem Gebüsch und an dem Gebüsch vorbei gehe ein Polizist. Kalugin erwacht und schläft wieder ein, erwacht und schläft wieder ein, erwacht und schläft wieder ein, erwacht und beschließt, nicht weiterzuschlafen, und schläft doch wieder ein und träumt, er sitze hinter einem Polizisten und vorbei gehe ein Gebüsch. Kalugin schreit auf, aber aufwachen kann er nicht mehr. Er schläft vier Tage und Nächte und erhebt sich so abgemagert, daß man ihn in der Bäckerei nicht mehr erkennt und ihm heimlich Graubrot statt Weißbrot einpackt. (Daniil Charms, *Kalugin*)

Dies ist mit dem Stilmittel der Rekurrenz von *erwacht und schläft wieder ein* ungewöhnliche Literatur, aber dafür ist besonders gut zu erkennen, wie unterschiedlich der semantisch arme Konnektor *und* interpretiert wird: Bei *Kalugin schläft und träumt* sagt uns unser Weltwissen, dass beides gleichzeitig stattfindet. *Ist erwacht und schläft wieder ein* sowie *erwacht und beschließt* wird dagegen aufgrund des textsemantischen Gehalts als aufeinanderfolgend verstanden. Dass man den Helden in der Bäckerei nicht erkennt und ihm falsches Brot verkauft, dürfte kausal zusammenhängen; einen Stammkunden hätte man nicht betrogen.

Ein berühmtes *und* finden wir in Goethes *Faust*:

(41) [Mephistopheles zu Marthe:] Ihr Mann ist tot und lässt Sie grüßen.
(Goethe, *Faust I, Szene 10: Der Nachbarin Haus*)

Die referenziellen Sachverhalte sind hier ein Zustand (der des Todes des Mannes) und ein kommunikatives Ereignis (der Mann richtet Grüße aus). Die Default-Annahme einer Vertextung in chronologischer Reihenfolge beider Sachverhalte führt hier zu einer inkohärenten Lesart, die mit dem Weltwissen nicht vereinbar ist: Die Grüße muss der Mann noch zu Lebzeiten ausgerichtet haben. (Die literarische Stilanalyse nennt das Phänomen *Hysteron proteron*, Umkehrung der richtigen Reihenfolge). Mit expliziten Kohäsionsmitteln (Konnektoren, Tempusfolge) wäre dergleichen kein Problem; sie lassen die Default-Annahme über die Chronologie nicht zustande kommen:

(42) Ihr Mann ist tot, zuvor hat er Sie grüßen lassen. / Ihr Mann ist tot, er hatte Sie noch grüßen lassen.

D) Schließlich sind modale oder instrumentale Konnektoren zu nennen:

(43) Kann ich[,] indem ich keine Süßigkeiten esse[,] abnehmen? (www.gutefrage.net)

(44) Gelegentlich kann der Schreibende dadurch, dass er ein Komma setzt oder nicht, deutlich machen, ob er die Adjektive als gleichrangig verstanden wissen will oder nicht. (www.canoo.net)

In (43) und (44) wird im Nebensatz mit *indem* bzw. *dadurch, dass* angegeben, mit welchen Mitteln oder Instrumenten oder auf welche Art und Weise (Modalität) die Handlungen vollzogen werden sollen, die im Hauptsatz angegeben sind. Auch solche Verknüpfungen sind in impliziter Form vorstellbar:

(45) Der Schreibende hat ein Komma gesetzt. Er will beide Adjektive als gleichrangig verstanden wissen.

Ein authentisches Beispiel dazu:

(46) Keine Klümpchen in Soße oder Kakao: mit dem Sieb umrühren. (www.frag-mutti.de)

Die knappe Überschrift wird so elaboriert, dass das Umrühren mit einem kleinen Sieb dazu dient, Klümpchen zu verhindern.

Zusammenfassung

Dies war zum einen eine Auswahl lexikalischer Kohäsionsmittel, mit denen Textteile verknüpft werden. Die systematische Beschreibung solcher Mittel ist eine Aufgabe an der Schnittstelle zwischen Semantik und Textlinguistik. Es wurde zum anderen deutlich, dass die eigentliche logische bzw. plausible Kohärenzrelation zwischen den Textteilen auch ohne sichtbaren Ausdruck bleiben kann und in der Regel doch vom Leser erkannt wird. Bei solchen Elaborationsprozessen spielen Textsemantik und Weltwissen eine Rolle. Mit entsprechenden Prozessen beschäftigt sich der nächste Abschnitt.



Weiterführende und vertiefende Literatur

Zur Semantik von Konnektoren s. Blühdorn et al. (2004), zu inhaltlichen Relationen in Texten s. die Beiträge in Bublitz et al. (1999) sowie die Aufsätze von Sanford/Moxey (1995), Sanders/Spooren (1999) und (2001) zu Kohärenzrelationen.

5.3 Kohärenz als das Ergebnis kognitiver Prozesse: Lokale und globale Kohärenz

Die bisherigen Betrachtungen haben gezeigt, dass Kohärenz die inhaltliche Kontinuität, den konzeptuellen Zusammenhang betrifft und alle im Text enthaltenen Relationen, die diesen Zusammenhang konstituieren, beinhaltet. Kohärenzrelationen können entweder durch Vertextungsmittel zwischen Sätzen explizit ausgedrückt oder über Semantik sowie Weltwissensaktivierung erschließbar sein. Die Kontinuität zwischen den Teilen eines Textes zu erkennen, bedeutet, plausible Relationen zu erkennen. Entscheidend ist also das Kriterium der Plausibilität. Plausibilität ergibt sich kognitiv durch Sche-

Plausibilität

Weltmodell

ma-Aktivierung oder Inferenzziehung. Die textuellen Informationswerte werden in Relation zu im LZG gespeicherten Standardwerten gesetzt und (blitzschnell und unbewusst) vom kognitiven Prozessor auf Stimmigkeit bzw. Übereinstimmung geprüft. Die Kohärenz eines Textes hängt, wie wir bereits an einigen Beispielen (in Kap. 4 und 5.1) gesehen haben, wesentlich von unserer geistigen Aktivität und unserem im Gedächtnis gespeicherten Weltwissen ab. Was plausibel ist, richtet sich somit zunächst immer nach dem Weltmodell im Kopf des Rezipienten, in dem Kenntnisse über Realitätsstrukturen in Form von Frames und Skripts repräsentiert sind. Aufgrund unserer Sozialisation sind diese Kenntnisstrukturen weitgehend homogen aufgebaut, d. h. sie variieren nicht etwa individuell von Rezipient zu Rezipient, sondern man kann davon ausgehen, dass Kohärenzeta-blierung von allgemeinen Standardannahmen, die in einer Sprachgemeinschaft von allen Teilnehmern geteilt werden, bestimmt wird. Diese Standardannahmen ermöglichen Konzeptualisierungen, die sich referenziell auf die Alltagswelt, die „reale Welt“ des Rezipienten beziehen. Im Leseprozess werden automatisch und unbewusst die im Text geschilderten Sachverhalte mit dem Standardwissen über die Welt verglichen.

Diese Vergleichsprozesse können jedoch variieren, und Plausibilität ist somit eine relative Größe: Der menschliche Geist kann sich bei der Begegnung mit anderen Textwelten im Leseprozess (z. B. im Bereich der Fiktion) schnell an neue ontologische Gegebenheiten anpassen und z. B. fliegende Besen, sprechende Hunde und grinsende Hüte in der jeweiligen Textrealität akzeptieren. Das Textverständnis von Harry-Potter-Romanen, Science-Fiction- und Fantasy-Literatur wird maßgeblich bestimmt durch die kognitive Akzeptanz der jeweiligen Textweltmodelle. Und entsprechend hängt dann auch die Akzeptanz von Kohärenzrelationen vom jeweiligen Text (und damit auch vom Textsortenwissen) ab:

(47) So nahm der Soldat sein Feuerzeug und schlug Feuer, ein-, zwei-, dreimal! Da standen alle drei Hunde. (Hans Christian Andersen, *Das Feuerzeug*, 130)

Die kausale Relation zwischen dem Entzünden des Feuerzeugs und dem Erscheinen der Hunde ist nur in dem spezifischen Textweltmodell des Märchens von Christian Andersen plausibel und zwar vor dem Hintergrundwissen, dass das Feuerzeug die magische Kraft besitzt, Hunde mit besonderen Eigenschaften herbeizuzaubern. Diese Konzeptualisierung entspricht nicht unserem Weltmodell (und dessen Plausibilitätskriterien) im LZG. Im Textweltmodell des Märchens jedoch (das sich als Textsorte dadurch auszeichnet, dass in den Darstellungen von der Realität abweichende Gesetzmäßigkeiten normal sind) wird sie akzeptiert.

Kohärenzeta-blierung und Textweltmodell-Aufbau sind somit untrennbar miteinander verbunden. Um also das Phänomen der Kohärenz umfassend erklären zu können, muss eine Kohärenztheorie über die textinternen Strukturen hinaus die textexternen kognitiven Phänomene der Weltwissensaktivierung und kognitive Konstruktivität beim Textverstehen berücksichtigen. In Kap. 4.3.2 hatten wir diesbezüglich erörtert, dass unser im LZG permanent gespeichertes Wissen in Form von Konzeptverknüpfungen als komplexe Schemata repräsentiert wird. Diese beinhalten Standardannahmen über Ge-

genstände, Prozesse, Sachverhalte, Motive, Begleiterscheinungen, Folgen etc. Zusammenhängende Teile von repräsentierten Realitätsbereichen sind als kognitive Domänen zu charakterisieren, d.h. miteinander systematisch verknüpfte Konzepte, die referenzielle Informationen in einem gemeinsamen Netz integrieren. Die Aktivierung dieser Wissenseinheiten ermöglicht uns das Verständnis von referenziell unterspezifizierten Texten wie den folgenden:

kognitive Domäne

(48) Sehr – wirklich sehr – gutes Restaurant! Das Stammlokal unserer Familie schon seit über 10 Jahren. Die Gerichte sind immer frisch und sehr lecker! Meiner Meinung nach der beste Grieche in Essen! Außerdem sind die Kellner sehr freundlich und das Essen kommt immer gleichzeitig. [...] (www.probiert-das-revier.de)

Bei (48) wird durch den Ausdruck *Restaurant* das Schema RESTAURANT als mentale Einordnungsinstanz für die weiteren Textinformationen vorgegeben. Requisiten- und Rolleninstanzen wie Kellner und Essen werden trotz ihrer Nicht-Vorerwähnung definit bezeichnet und problemlos verstanden. Die als prototypisch erachteten konzeptuellen Standardwerte von Schemata spielen eine wichtige Rolle bei der Etablierung und Akzeptanz von Kohärenz(relationen). Die textuelle Kontinuität ist durch das aktivierte Skript gewährleistet, die Propositionen sind für den Rezipienten plausibel aufeinander bezogen.

Bei (49) ist dagegen inferenziell zu erschließen, dass das Geschehen in einem Krankenhaus stattfindet, was uns aber auch nicht schwer fällt, da die textuellen Informationen uns diese Lesart als die einzig plausible nahe legen:

(49) SIE HAT GUT GESCHLAFEN. So ohne Schläuche ist es schön. Zweimal hat sie aber schon vergessen, die Schwester zu rufen, obwohl der Knopf gleich neben der linken Hand auf dem Bettrand liegt. (Kathrin Schmidt, *Du stirbst nicht*, 28)

Beim Lesen dieses Textes aktivieren wir bei der Rezeption von *Schwester* (mit der semantischen Instanzierung KRANKENSCHWESTER und nicht etwa Verwandte oder Nonne) das Krankenhaus-Schema und elaborieren die mentale Repräsentation passend dazu (zur konzeptuellen Elaboration im Textverstehensprozess s. Kap. 4.3.1). Betrachten wir nun den folgenden Witz:

(50) „Von rechts kommt ein Trabbi“ – „Links auch frei!“

Um ein TWM aufzubauen, in dem die (extrem unterspezifizierten) referenziellen Sachverhalte des ersten und zweiten Satzes plausibel miteinander in Beziehung stehen, müssen wir eine ganze Reihe von Inferenzen ziehen:

1. aktivieren wir das Skript AUTOVERKEHR mit der Spezifikation KREUZUNG,
2. aktivieren wir unser Wissen über den Autotyp Trabbi mit den Eigenschaften ‚nicht sehr stabil, besteht z. T. aus Pappe‘ etc.,
3. setzen wir über die Semantik des Junktors *auch* den heranfahrenden Trabbi mit *frei* gleich (obwohl dies den logischen Gesetzen unserer Alltagserfahrung widerspricht),
4. legitimieren wir diese semantische Kontradiktion durch die Bewertung TRABBIS SIND SO MISERABEL GEBAUT, DASS SIE NICHT DEN STATUS ‚AUTO‘ HABEN,
5. erschließen wir auf der Basis dieser Inferenzen den kommunikativen Sinn des Trab-

bi-Witzes: Lächerlichmachen dieser Automarke durch ontologische Verschiebung; Trabbis sind in der Textwelt des Witzes keine Autos, sondern Nichts, sie sind wie Luft. Das Beispiel zeigt, dass die Aktivierung deklarativen Wissens, also der Abruf eines Schemas oft nicht ausreicht, um Kohärenz aufzubauen. Prozedurales Wissen kommt ebenfalls zur Anwendung.

An einem (konstruierten) Beispiel wie (51) sieht man deutlich, dass die kognitive Aktivität bei der Kohärenztablierung nun aber nicht rein subjektiv im „luftleeren Raum“ geschieht, sondern durch die im Text vorgegebenen grammatischen und semantischen Informationen gesteuert wird:

(51) „Gerade geöffnet.“ „Kants Kategorien überholt!“

(51) ist für uns (ohne einen entsprechenden Kontext) nichts als eine lose, unplausibel zusammengestellte Ansammlung von zwei Sätzen, die auch durch große kognitive Anstrengung nicht kohärent wird (s. hierzu bereits Kap. 5.1). Nicht anders ist es bei den folgenden Gedichtzeilen (denen wir in einem Interpretationsprozess zwar einen übergeordneten Sinn zusprechen können, die jedoch keine erkennbare Kohärenz aufweisen; s. zur Abgrenzung von Kohärenz und Textsinn Kap. 6.1 und Schwarz-Friesel 2006):

(52) INS DUNKEL GETAUCHT

Ins Dunkel getaucht sind die Kirschen der Liebe,
zu spinnen gekrümmt mir die Finger: ungepflückt blieb der
/Schatten der Schwalbe.

Ihr Kleid einst unsichtbar. Ihr Schleier im Morgen gesponnen.
Dem Herold des Schmerzes ein kostbar Geschenk, seiner
/Schwinge zu schwer und entsunken

unten im Tann, wo gelöst wird die Fessel des Mondstrahls.
Geraubt sind dem Sommer die Herzen, das Obst, das dir reifte zum
Dämmer, gehißt

/auf den zackigen Türmen
der Luft. Über Zinnen aus Asche.

In Gottes wölfischem Schoß.

(Paul Celan, *Ins Dunkel getaucht*)

Dies zeigt, dass die viel und kontrovers diskutierte Frage in der Textlinguistik, ob Kohärenz eine interne Texteigenschaft oder das Ergebnis der geistigen Aktivität des Rezipienten sei, nur mit einem „sowohl als auch“ zu beantworten ist. Texte haben bestimmte formale und inhaltliche Merkmale, die kognitive Prozesse auslösen. Diese kognitiven Prozesse führen (auf der Basis der Textinformationen) zur Kohärenz. Die sprachlichen Strukturen sind, wie in Kap. 2.3 erörtert, Signale für den Rezipienten, die seine mentale Aktivität auf eine bestimmte Weise steuern. Dass wir textinterne und textexterne Faktoren sinnvoll aufeinander beziehen können, ist Teil unserer textuellen Kompetenz.

lokale Kohärenz Bislang haben wir Texte betrachtet, deren Kohärenz sich aus der linearen Abfolge miteinander verbundener Sätze bzw. Textteile ergibt. Hierbei handelt es sich um lokale Kohärenz.

Ein Text T1 ist lokal kohärent, wenn die aufeinanderfolgenden Sätze S1 und S2 etc. Propositionen P1 und P2 etc. enthalten, deren referenzielle Werte im jeweiligen Textweltmodell in konzeptuell plausiblen Relationen stehen und somit eine inhaltliche Kontinuität gewährleisten.

Im folgenden Text ist diese lineare Kontinuität sowohl inhaltlich durch die gleichbleibende referenzielle Domäne CHARLOTTE UND DIE OP IHRER TOCHTER als auch grammatisch auf der Textoberfläche durch zahlreiche kohäsive Mittel (die unterstrichen sind) angezeigt. Satz 2 bezieht sich rückbezüglich auf Satz 1, Satz 3 bezieht sich auf Satz 2 usw. Dadurch bestehen Interdependenzen der Art, dass das Verstehen von Satz 2 abhängig ist von der Kenntnis von Satz 1 usw.

- (53) Währenddessen schaut sich Charlotte Bilder von ihrer Tochter an und spricht in Gedanken mit ihr. Schließlich wird es ihr zu viel und sie will aufstehen, doch dann spürt sie ihre anderen zwei Babys. Jake kommt schließlich zu ihr und sagt, dass ihre Tochter immer noch im Operationssaal ist. Charlotte gibt sich die Schuld am Zustand ihrer Tochter und zwar, weil sie zu Anfang die Kinder nicht unbedingt wollte. Nun betet sie, dass die Kleine nicht stirbt. (Maria Schoch, *Private Practice. Episode: Georgia* (6.10))

Lokale Kohärenz kann aber auch, wie wir bereits an zahlreichen Beispielen in Kap. 5.1 und 5.2 gesehen haben, durch implizite Relationen ausgedrückt werden, dann ergibt sich der „rote Faden“ allein aus der Herstellung von Bezügen zwischen den Satzinhalten. Bezogen auf unser Gedächtnismodell (Abb. 4 in Kap. 4.3.1) lässt sich die Kohärenzbildung auf lokaler Textebene prozedural als das Erkennen von Wiederaufnahme- und Anknüpfungseinheiten auf der KZG-Ebene erklären: Aktivierung und Re-Aktivierung wechseln sich ab; jede Informationsspanne im KZG hat rückbezüglich mindestens eine bereits aktivierte, bekannte Einheit, die mit der neuen Lesespanne reaktiviert wird. Konkret am Beispiel: *Schließlich* bezieht sich auf eine Zeitspanne, die im ersten Satz erwähnt wird, *ihr* und *sie* reaktivieren den Textreferenten CHARLOTTE. Um diese Re-Aktivierungen vollziehen zu können, müssen die aktiven Elemente noch im KZG repräsentiert sein.

Kohärenzbildung

Betrachten wir nun einen Text wie (54), fällt auf, dass dieser zwar keine lokale Kohärenz, wohl aber eine globale (den Textinhalt als Ganzes betreffende) Kohärenz aufweist. Die Sätze sind beliebig vertauschbar (ohne dass der Sinn des Textes sich wesentlich verändern würde) und bilden somit autonome Bedeutungseinheiten. Die Inhalte der benachbarten Sätze weisen keine semantische Überlappung, keine konzeptuelle Identitäts- oder Näherrelation auf, aber der Text an sich ist dennoch nicht inkohärent:

globale Kohärenz

- (54) Aktuelle Meldungen:
 Nordkoreas Machthaber verteilt zu Geburtstag Süßigkeiten
 Regierung wusste offenbar erst seit Wochenende von Terminproblemen
 Obamas Anti-Terror-Berater Brennan soll neuer CIA-Direktor werden
 Einbürgerung bei falscher Identität ist wichtig
 (www.welt.de/newsticker, 07.01.2013)

Die Überschrift *Aktuelle Meldungen* bietet eine den einzelnen Textteilen übergeordnete Einordnungsdomäne, quasi eine konzeptuelle Klammer für

Überschrift als
Einordnungsdomäne

die an sich nicht miteinander verbundenen referenziellen Sachverhalte, die durch die Sätze dargestellt werden. Der Text hat globale Kohärenz durch das gemeinsame Thema. Dass dieses Thema nicht beliebig sein darf, sondern konzeptuell geeignet sein muss, um als hierarchische Struktur für die einzelnen Textteile zu fungieren, sieht man, wenn man statt *Aktuelle Meldungen* die Überschrift *Kartoffelauflauf zubereiten* oder *Urlaub am Ostseestrand* vor die Sätze setzt. Weder unser im LZG gespeichertes Weltwissen noch eine zusätzliche kognitive Anstrengung in Form einer Inferenzziehung führen hier zu einer globalen Kohärenzstruktur.

Ein Text T1 ist global kohärent, wenn sich die Propositionen P1 und P2 etc. der Sätze S1 und S2 etc. T1 oder einem einem Teil des Textweltmodells von T1, d. h. einer übergeordneten kognitiven Domäne, zuordnen lassen.

Gestaltprinzip

Globale Kohärenz veranschaulicht hierarchische Zusammenhänge in Texten (s. hierzu auch den Punkt Textthema und Makrostrukturen in Kap. 5.4). Der Rezipient konzentriert sich hierbei nicht auf den Text als Sequenzanordnung, sondern übergeordnet und ganzheitlich betrachtet als Struktur (nach dem psychologischen Gestaltprinzip, dass das Ganze mehr und etwas anders ist, als die einzelnen Teile für sich genommen). Im Kohärenzprozess spielt nicht nur die Informationsrepräsentation auf der KZG-Ebene eine Rolle, sondern auch die konzeptuelle Struktur im Arbeitsgedächtnis. Der Rezipient muss die lokalen Propositionen in Verbindung zum Textganzes setzen.

Hierarchie

Die globale Kohärenzetafelierung setzt also maßgeblich Abstraktions- und Klassifikationsleistungen voraus, die eine Hierarchie zwischen Textteilen und so den Zusammenhang herstellen. Bei (54) z. B. klassifizieren wir die referenziellen Sachverhalte der einzelnen Sätze als AKTUELLE (WELT)POLITISCHE GESCHEHNISSE und setzen (die individuellen Eigenschaften dieser Geschehnisse beiseite lassend) sie aufgrund dieses gemeinsamen Merkmals in die konzeptuelle Kategorie AKTUELLE MELDUNGEN DES NEWSTICKERS. Als Textganzes ergibt sich so eine übergeordnete Strukturebene, die einen globalen Zusammenhang gewährleistet.

Viele (expressionistische und moderne) Gedichte zeichnen sich dadurch aus, dass sie im Reihungsstil (Aneinanderreihung von kurzen, z. T. elliptischen Sätzen) gehalten sind und lediglich globale Kohärenz haben. Das bekannte Gedicht *Die Dämmerung* von Alfred Lichtenstein z. B. erhält allein aufgrund des Titels einen Zusammenhang:

(55) Die Dämmerung

Ein dicker Junge spielt mit einem Teich.

[...]

Der Wind hat sich in einem Baum gefangen.

An einem Fenster klebt ein fetter Mann.

Ein Jüngling will ein weiches Weib besuchen.

Ein grauer Clown zieht sich die Stiefel an.

Ein Kinderwagen schreit und Hunde fluchen.

(Alfred Lichtenstein, *Die Dämmerung*, Anfang der ersten Strophe und dritte Strophe)

Die Propositionen der Sätze stehen in keinem konzeptuell plausiblen Zusammenhang. Die Information *Die Dämmerung* jedoch ermöglicht globale

Kohärenztablierung mit der Inferenz ALLE REFERENZIELLEN AKTIVITÄTEN FINDEN SIMULTAN ZUM ZEITPUNKT DER DÄMMERUNG STATT. Alfred Lichtenstein (1913) selbst intendierte diese Lesart und äußerte sich entsprechend zur Struktur seines Gedichts: „Absicht ist, die Unterschiede der Zeit und des Raumes zugunsten der Idee zu beseitigen. Das Gedicht will die Einwirkung der Dämmerung auf die Landschaft darstellen. In diesem Fall ist die Einheit der Zeit bis zu einem gewissen Grade notwendig.“

Ein anderer übergeordneter Zusammenhang (und auch eine andere Lesart des gesamten Gedichts) würde entstehen, wenn der Titel *Leben in der Großstadt, Jugendzeit* oder *Zirkusleben* lauten würde. Das zeigt, wie auch nicht standardmäßig im LZG gespeicherte kognitive Domänen beim Textverstehen konstruiert werden können und wie ein und derselbe Text aufgrund kontextueller Informationen unterschiedliche Auslegungsvarianten erhalten kann. Titel geben allerdings sehr oft bereits vorab das im Text dann entfaltete Thema an und lenken damit von Anfang an Textverstehen und Kohärenztablierung (indem sie ein Schema als Einordnungsinstanz anbieten, das u. a. Erwartungen über den Inhalte des Textes steuert; s. hierzu auch Kap. 5.4).

Das folgende Gedicht des expressionistischen Dichters August Stramm wurde in Seminaren verschiedenen Gruppen von Studierenden vorgelegt (die alle das Gedicht nicht kannten), und zwar entweder mit oder ohne Titel. Die Aufgabe lautete, anzugeben, worum es in dem Text geht.

(56) Patrouille

Die Steine feinden
Fenster grinst Verrat
Äste würgen
Berge Sträucher blättern raschlig
Gellen
Tod
(August Stramm, *Patrouille*)

Die am häufigsten genannten Referenzdomänen der Studierenden mit Gedicht ohne Titel waren FEINSELIGE NATUR, TODESERERFAHRUNG bzw. TODESANGST, NACHTS AUF DEM FRIEDHOF. Das Gedicht hat den Titel *Patrouille*. Entsprechend wurde die referenzielle Unterspezifikation von den Gruppen mit Titelangabe spezifischer elaboriert etwa durch SOLDAT GEHT DURCH GEFÄHRLICHE LANDSCHAFT UND IST IN TODESGEFAHR. Die surrealen Beschreibungen mit ihren grammatischen und semantischen Abweichungen wurden von beiden Gruppen als Stilmittel zur Verstärkung des Eindrucks des lyrischen Ichs akzeptiert.

Zusammenfassung

Kohärenz, als die konzeptuelle Kontinuität (die Menge aller plausiblen Relationen zwischen Textteilen), entsteht durch die Interaktion text- und wissensgeleiteter Prozesse im Kopf des jeweiligen Rezipienten. Kohärenztablierung ist jedoch kein willkürlicher, kein hochgradig subjektiver Prozess, sondern verläuft weitestgehend vorhersehbar (und automatisch) nach bestimmten Prinzipien, die durch unsere textuelle

Kompetenz und die an diese gekoppelte Konzeptualisierungsfähigkeit (auf der Basis unseres Weltwissens) determiniert werden. Zu unterscheiden sind lokale und globale Kohärenz. Lokale Kohärenz betrifft die konzeptuelle Kontinuität zwischen Textteilen, also die lineare Abfolge plausibler Relationen. Globale Kohärenz ergibt sich aus dem Blick auf den gesamten Text und liegt vor, wenn sich die Textteile einer übergeordneten kognitiven Domäne zuordnen lassen. Hierarchische Organisationsprinzipien sind hier relevant.

Die globale Kohärenz spielt auch bei der Beschreibung und Erfassung des Themas von Texten eine wichtige Rolle. Mit der Themaerkennung befasst sich der nächste Abschnitt.



Weiterführende und vertiefende Literatur

Schnotz (1994) und (2006) erörtert Aspekte der Schema-Aktivierung bei der Etablierung von Kohärenz im Textverstehensprozess, McKoon/Ratcliff (1992) und Singer et al. (1994) sowie Singer (1994) erörtern Inferenzen beim Leseprozess, Sanford/Moxey (1995) sowie Givón (1995) erläutern den kognitiv orientierten Ansatz einer Kohärenztheorie, in Schwarz (2001) und Schwarz-Friesel (2011) wird anhand zahlreicher Beispiele Kohärenztablierung als kognitiver Prozess diskutiert. Eine allgemeine Überblickseinführung zur linguistischen Kohärenztheorie gibt Averintseva-Klisch (2013).

5.4 Thema und Makrostrukturen: Wovon handelt der Text?

Das Thema eines Textes oder Diskurses zu bestimmen und zu benennen, gehört zu den zentralen Aktivitäten in der Kommunikation. Die zahlreichen Wendungen wie *ein interessantes, beliebtes, brisantes, aktuelles, historisches, literarisches Thema ansprechen, ein (Tabu-)Thema behandeln, auslassen, ignorieren, fokussieren, kein Thema sein, das Thema wechseln, auf ein Thema eingehen, aufgreifen, anschneiden, das Thema verfehlen, vom Thema abkommen, abschweifen, ablenken, zum Thema zurückkommen, das Problem, das Thema klar angeben* etc. zeugen von der Relevanz des Konzeptes THEMA sowie der Themenbehandlung sowohl in der alltäglichen als auch der öffentlichen, massenmedialen, der wissenschaftlichen und künstlerischen verbalen Interaktion.

Definitionen von
Thema

Kurz erwähnt sei hier, dass der Ausdruck *Thema* in der Sprachwissenschaft allerdings mehrdeutig ist und sich allein in der Textlinguistik auf zwei verschiedene Aspekte von Textstrukturen bezieht: Zum einen (im Gegensatz zum *Rhema*) auf die als alt oder bekannt eingestufte Information; hierzu Kap. 5.5), zum anderen auf das dem Alltagsverständnis entsprechende Konzept des Kern- oder Hauptinhalts eines Textes (zur Diskussion s. u. a. Hoffmann 2000).

Hier geht es zunächst um die zweite Lesart, also um die komprimierte Information, die den wesentlichen Inhalt eines Textes angibt und die Frage beantwortet, worum es in dem Text geht (s. hierzu auch den Quaestio-Ansatz von Klein/von Stutterheim 1992, der Texte danach untersucht, was sie mitteilen, welche Antworten sie auf Fragen geben wie „Wovon handelt der Text,

wer agiert mit wem, wo und wann findet etwas statt?“). Beim Lesen eines Textes sind das Thema und seine Entfaltung oft maßgeblich dafür verantwortlich, ob wir den Text als relevant, interessant, spannend, informativ und/oder unterhaltsam einstufen und ob wir uns die Mühe machen, den Text (zumal wenn er lang ist) zu Ende zu lesen. Wir haben bereits in Kap. 5.3 gesehen, dass das Thema eines Textes, wenn es als Titel oder Überschrift vorgegeben ist, eine entscheidende textorganisierende Funktion hat und als konzeptuelle Einordnungsinstanz globale Kohärenz etablieren kann (s. die Bsp. (54) und (55)). Generell ist die Themenidentifikation als kognitiver Prozess, der text- und wissensgeleitet ist, ein zentraler Bestandteil des Textverstehens und somit ein wichtiger Untersuchungsaspekt der Textlinguistik. Es stellt sich die Frage, wie Leser das Thema eines Textes erkennen, wie sie den Kerninhalt eines Textes erfassen und mittels welcher Strukturen sie diesen beschreiben. Dass die Themenerkennung wie die Kohärenztablierung allgemeinen Prinzipien folgt und nicht willkürlich geschieht, kann man sich an einem konkreten Text schnell klarmachen.

- (57) Gewaltig endet so das Jahr
mit goldnem Wein und Frucht der Gärten.
Rund schweigen Wälder wunderbar
und sind des Einsamen Gefährten.
(Georg Trakl, *Verklärter Herbst*, erste Strophe)

Auch ohne die Kenntnis der Überschrift werden alle Leser aufgrund der Textinformation (*endet das Jahr, goldnem Wein, Frucht der Gärten*) und ihres Wissens über die Jahreszeiten zu dem Schluss gekommen sein, dass das Gedicht vom Herbst handelt. Sicher hat niemand als Thema *Soßen andicken* oder *Frühlingsspaziergang* ausgewählt. Unsere textuelle Kompetenz ermöglicht es zudem, ähnliche oder identische Themen in Texten zu erkennen, auch wenn die grammatischen und lexikalischen Eigenschaften der Texte sehr verschieden sind:

- (58) Herr: es ist Zeit. Der Sommer war sehr groß.
Leg deinen Schatten auf die Sonnenuhren,
und auf den Fluren lass die Winde los.
Befiehl den letzten Früchten voll zu sein;
gib ihnen noch
zwei südlichere Tage,
dränge sie zur Vollendung hin und jage
die letzte Süße in den schweren Wein.
(Rainer Maria Rilke, *Herbsttag*, erste Strophe)

Das Thema zu erkennen setzt also voraus, den Inhalt des Textes erfasst zu haben. Die Textsemantik ist ausschlaggebend. Diese stellt die Basis für die Extraktion der als wesentlich einzustufenden Hauptinformation des Textes. Was wesentlich ist, lässt sich in der Regel über die referenziellen Angaben und die Art ihrer Entfaltung erschließen. Bei bestimmten literarischen Texten kann die Themenerkennung aber auch durchaus schwierig sein, insbesondere bei sogenannter hermetischer Poesie, einer Lyrik, die eine eigene Textwelt schafft und für die es kein aktivierbares Schema gibt, so dass keine Standardkonzeptualisierung möglich ist:

(59) Augenblicke, wessen Winke,
keine Helle schläft.
Unentworden allerorten,
sammle dich,
steh.
(Paul Celan, *Augenblicke, wessen Winke*)

(59) ist syntaktisch und semantisch ungewöhnlich, extrem referenziell unter-spezifiziert und versagt sich einer Kohärenztablierung lokaler wie globaler Art, so dass es fast unmöglich scheint, ein Thema zu benennen, das intersubjektiv von allen Rezipienten auch als Kerninhalt gesehen wird. Weder auf allgemeine Fragen wie „Worum geht es in diesem Text?“, „Was steht im Mittelpunkt“ noch auf spezifische Fragen wie „Wer ist *dich?*“, „Wessen Winke sind gemeint?“, „Welche Augenblicke werden angesprochen?“ gibt es Antworten. Ähnlich ist es bei dem dadaistischen Text in (60):

(60) Es war weihnachten, der 1. mai. Vom Himmel fielen männer aus
schnee und
tonnen voll donner. Über der welt schwebten die drei letzten kalfater-
ten herzen:
die freiheit, die gleichheit, die brüderlichkeit.
(Hans Arp/Vicente Huidobro, *Drei und drei surreale Geschichten, Auszug*)

Auch in (60) lässt sich nicht erkennen, was das Thema, was eigentlich der zentrale Gegenstand oder Sachverhalt ist, über den im Text etwas gesagt wird, da jeder Satz neue Referenzdomänen (mit z. T. widersprüchlichen Informationen) anspricht.

Wie die beiden letzten Beispiele zeigen, stehen globale Kohärenztablierung und Themaerkennung offenkundig in enger, untrennbarer Relation: Könnten wir als Leser zu (59) und (60) eine globale Kohärenz konstruieren, wären wir auch in der Lage, das Thema der Texte zu benennen. Hätten wir ein übergeordnetes Thema, würde dieses Kenntnis zur Kohärenz der Texte beitragen. Dies lässt sich sehr anschaulich anhand des folgenden Gedichtes vor Augen führen:

(61) Blicklos
geweitete Augen.

Hinter der Stirn
sinken die Wände der Zellen.

Innen und Außen
ein einziger
flutender Raum.
(Rainer Malkowski)

Zunächst lässt sich kein Textweltmodell aufbauen; der Text ist weder lokal noch global kohärent, eine spezifische Referenzdomäne ist nicht aktivier- oder inferierbar. Hinsichtlich der auf das Thema ausgerichteten Frage, worum es in diesem Gedicht geht, vermögen Sie keine klare Antwort zu geben. Eventuell haben Sie aber eine erste Hypothese über das Thema des Textes

gebildet, z. B. ‚Raumerfahrung eines blinden Menschen‘ (u. a. aufgrund des Wortes *blicklos*) oder ‚Denkprozesse‘ (*hinter der Stirn*). Der Titel des Gedichts lautet *Musik*. Lesen Sie den Text nun noch einmal, und Sie werden sofort erleben, wie die Bedeutung dieses Wortes Ihnen das Thema gibt, das als übergeordnete Informationseinheit nun auch Kohärenz etabliert sowie ein TWM entstehen lässt, das repräsentiert, wie jemand/das lyrische Ich sich auf die akustischen Sinneseindrücke beim Musikhören konzentriert. Der Prozess der Themaerkennung verläuft hier als ein In-Bezug-Setzen der einzelnen Textelemente zu einer bestimmten konzeptuellen Kategorie.

In der Alltagskommunikation ist es für uns normalerweise meist gar kein Problem, spontan anzugeben, was das Thema eines Textes ist (auch wenn wir vorher keine Überschrift oder Zusammenfassung erhalten), wenn der Text lokal kohärent ist:

- (62) Alles aus der Waschmaschine nehmen und sofort tropfnass aufhängen. Bügeln würde ich dann schon, wenn Sachen noch nicht knastertrocken sind, da wirds einfach glatter. Klamotten nicht bunt durcheinander in den Schrank werfen, sondern ordentlich zusammenfalten und dann sortiert in Schubladen legen.

Bei (62) wird sofort die übergeordnete Informationseinheit ‚Wäsche waschen, bügeln und sortieren‘ konstruiert, die als Thema des Textes zu sehen ist. Die thematische Relevanz ergibt sich aus der Zuordnung der einzelnen Referenzinformationen zum kognitiven Schema *WÄSCHE* (vgl. hierzu auch Sanford/Moxey 1995: 162).

Das Thema der ersten Strophe des Gedichts (63) lässt sich ebenfalls unkompliziert angeben mittels der allgemeinen Proposition ‚Ein Adliger namens Ribbeck verschenkt an die Dorfkinder im Herbst seine reifen Birnen‘.

- (63) Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland,
 Ein Birnbaum in seinem Garten stand,
 Und kam die goldene Herbsteszeit
 Und die Birnen leuchteten weit und breit,
 Da stopfte, wenn's Mittag vom Turme scholl,
 Der von Ribbeck sich beide Taschen voll,
 Und kam in Pantinen ein Junge daher,
 So rief er: „Junge, wiste 'ne Beer?“
 Und kam ein Mädél, so rief er: „Lütt Dirn,
 Kumm man röwer, ick hebb 'ne Birn.“
 (Theodor Fontane, *Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland*)

Solche übergeordneten Propositionen fassen als semantische Makrostrukturen, d. h. allgemein gehaltene, komplexe Informationsrepräsentationen, den Inhalt einzelner spezifischer Propositionen zusammen, die als Mikrostrukturen zu sehen sind. Unsere textuelle Kompetenz ermöglicht es also in der Regel schnell und meist intuitiv, das Thema anzugeben. Wenn wir nun aber versuchen, über diese Intuition wissenschaftliche Aussagen zu machen, d. h. mit Hilfe linguistischer Methoden zu erklären, wie wir als Sprachbenutzer genau zu dieser übergeordneten, allgemeinen Information, die wir als Thema bezeichnen, kommen, wird es problematisch. Wie kristallisiert sich das

Makro- und
 Mikrostruktur

Thema im Kopf der Leser, und aufgrund welcher Prozesse kommt es zu einer Art inhaltlichen Destillation bzw. Kondensation?

Dass semantisch übergeordnete und den Inhalt komprimiert zusammenfassende Makrostrukturen bei der Bestimmung des Themas eine wichtige Rolle spielen, zeigt ein Text(ausschnitt) wie (64):

(64) „Meine Herrschaften. – Gut. Alles gut. Er-ledigt. Wollen Sie jedoch ins Auge fassen und nicht – keinen Augenblick – außer acht lassen, daß – Doch über diesen Punkt nichts weiter. Was auszusprechen mir obliegt, ist weniger jenes, als vor allem und einzig dies, daß wir verpflichtet sind, – daß der unverbrüchliche – ich wiederhole und lege alle Betonung auf diesen Ausdruck – der unverbrüchliche Anspruch an uns gestellt ist – – Nein! Nein, meine Herrschaften, nicht so! Nicht so, daß ich etwa – wie weit gefehlt wäre es, zu denken, daß ich – – Er-ledigt, meine Herrschaften! Vollkommen erledigt. Ich weiß uns einig in alldem, und so denn: zur Sache!“ (Thomas Mann, *Der Zauberberg*, 755 f.)

Trotz der vielen Wörter und Phrasen, die jedoch lediglich Floskeln ausdrücken, ohne referenzielle Informationen zum Aufbau eines TWM zu geben, lässt sich für den Redebeitrag, den Mynheer Peeperkorn gibt, kein Thema angeben, da nicht eine einzige vollständige Proposition vermittelt wird. Die Fähigkeit, Makropropositionen zu bilden und zu verbalisieren, spielt bei bestimmten Berufsausübungen eine eminent wichtige Rolle: So müssen z. B. Protokollführer auf der Basis vieler einzelner, z. T. heterogener und abschweifender Redebeiträge die zentralen Themenaspekte erkennen und im Ergebnis beschreiben.

semantischer Kern

In vielen textsemantischen Ansätzen wird das Textthema als semantischer Kern eines Textes gesehen, von dem aus der Text als Ganzes informationell entfaltet wird. Von der in der Generativen Grammatik vorgeschlagenen Unterscheidung von Oberflächen- und Tiefenstruktur ausgehend, wird das Thema der sogenannten Texttiefenstruktur zugeordnet. Diese Tiefenstruktur wird als rein semantisch charakterisiert. All diesen Ansätzen gemeinsam ist dabei auch die Auffassung, dass der semantische Kern durch ein auf dem Text operierendes Analyseverfahren extrahierbar sei (s. van Dijk 1980a, b, van Dijk/Kintsch 1983, Brinker 2010). Dieses Verfahren besteht aus Konzentration (auf das Wesentliche) und Abstraktion (von irrelevanten Informationen): Durch diesen Prozess gelangt man zum Wesentlichen des Textinhalts, dem Grund- oder Hauptgedanken, der als Makroproposition zu fassen ist. Nach van Dijk (1980a, b) ist entsprechend das Textthema „eine Makroproposition auf einem bestimmten Abstraktionsniveau“. Diese fungiert als Makrostruktur, die als Hyperinformation an der Spitze einer hierarchisch geordneten Zusammenstellung aller Propositionen eines Textes steht. Die in Bezug auf das Textganze übergeordnete Makrostruktur (eine semantische Textgröße) muss nicht in sprachlicher Form im Text vorkommen, sondern kann sich aufgrund kognitiver Prozesse als Resultat des Textverstehens ergeben (s. z. B. (62)). Die Makrostruktur eines Textes wird von Dijk zufolge (der bislang den wichtigsten Beitrag zur Themenextraktion für die Textlinguistik vorgelegt hat) mittels bestimmter Regeln aus dem Text abgeleitet. Die Makroregeln (nach van Dijk 1980a, b), zumeist automatisch ablaufende Prozesse, die das Thema eines Textes erfassen, lassen sich folgendermaßen bestimmen:

Makroproposition

Makroregeln

Auslassung, d. h. alle nicht relevanten Propositionen werden weggelassen, d. h. nicht mehr aktiviert: Auslassung

(65) Peter flog von Köln nach Berlin. Peter ging in Köln zum Flugschalter. Er gab sein Gepäck auf. Er erhielt eine Boarding Card. Er ging durch die Sicherheitskontrolle. Er betrat das Flugzeug. Er setzte sich, aß etwas. Der Flug dauerte 40 Minuten. Er landete in Berlin.

(65) lässt sich reduzieren auf die wesentliche Proposition ‚Peter flog von Köln nach Berlin‘.

Generalisierung, d. h. eine Folge von Propositionen wird ersetzt durch ein übergeordnetes Kategorienkonzept (ein Hyperonym). Generalisierung

(66) Eine Puppe lag auf dem Stuhl. Eine Eisenbahn stand auf dem Tisch, Bauklötze waren auf dem Boden verstreut.

(66) lässt sich verallgemeinernd zusammenfassen als ‚Spielzeug befand sich im Zimmer‘. Die einzelnen Propositionen auf der Mikroebene werden so durch eine einzelne Proposition repräsentiert, die deren Inhalt auf einer höheren Abstraktionsebene zusammenfasst.

Integration und Konstruktion, d. h. eine Reihe von Propositionen wird durch eine neue Proposition ersetzt, die eine Voraussetzung oder Folge der einzelnen Propositionen ist. Integration, Konstruktion

(67) Ich ging ins KaDeWe, wo ich mir die neue Herbstkollektion ansah. Ich kaufte ein paar Schuhe bei Sports. Zwischendurch trank ich schnell einen Kaffee und durchstöberte ein Antiquariat nach einer Erstausgabe von Heinrich Manns *Der Untertan*. Schließlich ging ich noch in die Boutique an der Ecke, um ein Halstuch zu erwerben.

(67) lässt sich durch die globale Proposition erfassen ‚Ich habe einen Einkaufsbummel gemacht‘.

Nach dem Prinzip der Reduktion auf das Wesentliche des Inhalts und der paraphrasierenden Generalisierung erfolgt die Identifikation des Themas, dabei wird eine hierarchisch übergeordnete Makrostruktur gewonnen. Die drei genannten Regeln Auslassung, Generalisierung und Integration/Konstruktion lassen sich nicht immer klar trennen, man könnte sie auch als Regel der Abstraktion zusammenfassen. Anhand bestimmter narrativer Texte mit einer klaren (und chronologischen) Erzählstruktur und bei erklärenden Texten mit einem Argumentationsmuster kann man die Makroregeln gut zur Anwendung bringen: Regel der Abstraktion

(68) Über die Wirkungsweise von Emotionen auf das Gedächtnis bzw. die kognitiven Funktionen der gedächtnisgetragenen Informationsverarbeitung legen neuere und neueste Untersuchungen (s. u. a. Schürer-Necker 1994, Dalgleish/Power 1999, Dahl 2003, Kenny ²2003, Isen 2004) die Annahmen nahe, dass emotionale Bewertungen die Aufmerksamkeit beeinflussen und dadurch auch die Gedächtnisleistung affizieren, dass subjektiv Bedeutsames, also emotional Evaluiertes, tiefer verarbeitet wird, dass über als subjektiv relevant Bewertetes ein besser ausgearbeitetes Vorwissen vorhanden ist, und dass Kenntnisse, die metakognitiv eine emotionale Bewertung erhalten haben, leichter verknüpft und in-

tegriert sowie aktiviert werden. In der Psychologie gelten emotionale Faktoren seit längerem als relevante Einflussgrößen hinsichtlich memorialer Prozesse (s. z. B. Doan 2010, Derakhshan/Eysenck 2010). (Monika Schwarz-Friesel, *Sprache und Emotion*, 114)

Das Auslassen der spezifischen kognitiven Teilfähigkeiten, der zitierten Literatur und der Erwähnung der Forschung sowie die generalisierende Integration der ersten und der letzten Proposition im Text führt folgerichtig zur Makroproposition ‚Emotionen haben großen Einfluss auf kognitive Prozesse‘.

Diese Methode hat allerdings auch Schwächen (die sich u. a. daraus ergeben, dass sie in erster Linie mit Hilfe künstlicher, eigens konstruierter, passender Textbeispiele wie (65) bis (67) exemplifiziert wurde): Die Regeln lassen sich keineswegs auf alle natürlichen Texte anwenden, denn bei Texten wie (59) und (61) lässt sich nicht klar festmachen, was ausgelassen und was generalisiert bzw. integriert werden kann, um zum Thema zu gelangen. Was sollte beispielsweise bei Celans *Augenblicke, wessen Winke* ausgelassen, was integriert werden? Die Themenidentifikation gestaltet sich hier als schwierig, die Makroregeln allein helfen nicht weiter. Auch der Prosatext (69) ist diesbezüglich problematisch:

(69) Bei Aldi Schlangen an der Kasse. Ich habe Schweinefilet, Kartoffeln, Champignons, Rotwein und Milch im Einkaufswagen. Rentnerinnen zahlen mit Centmünzen, Trainingshosenträger diskutieren mit Kassierinnen übers Wetter. Buddhistische Geduld ist gefragt vor der Kasse. Natürlich verleitet mich das, noch DVDs mitzunehmen und einen Straus Blumen. Kleine hilflose rote Rosen. Eine blaue Blume brauchte ich. Dann noch zum Tabakhändler und die Vorräte aufgefrischt. (Léonard Sukov, *Warten auf Ahab oder Stadt Liebe Tod*)

Das Ergebnis von Reduktion und Integration zur Makroproposition ‚Sie war einkaufen‘ erfasst nicht alle wesentlichen Informationen (die implizit vermittelten Gefühle und Bewertungen der Protagonistin (*hilflose rote Rosen*) werden nicht erfasst, der intertextuelle Verweis auf das Symbol der Romantik *blaue Blume* fällt weg). Die Regelnanwendung kann also unter Umständen zu einer Nivellierung relevanter Textinhalte führen und eine Makrostruktur erzeugen, die eben nicht das Wesentliche repräsentiert. Wie die Identifizierung von wichtigen und weniger wichtigen Aspekten des Textinhalts für das Thema geschieht, wird durch die Makroregeln nicht präzise gefasst.

Makroregeln müssen stärker kontextsensitiv, textsortenabhängig und wissensgeleitet definiert werden (z. B. ist der intertextuelle Hinweis auf die *blaue Blume* nur von Rezipienten mit einem entsprechenden Hintergrundwissen als solcher zu verstehen). Der Leser versucht, das in der gesamten Kommunikation geltende Relevanzprinzip bei der Themenidentifikation stets zu berücksichtigen, (‚Sei relevant‘, ‚Verbalisiere nur, was in der Kommunikationssituation wesentlich für Dein Anliegen ist‘; s. hierzu Kap. 2.1 und 4.3); dies ist offensichtlich. Wie er dies tut und wie dies kognitiv als Prozess zu modellieren ist, bleibt bislang noch unklar. Bislang gibt es jedenfalls keine Methode zur eindeutigen Bestimmung von relevanten Textthemen, zur Filterung der Essenz von der Akzidenz, also des Wesentlichen vom Unwesentlichen.

Komplexe Texte weisen nicht nur eine, sondern mehrere Makrostrukturen auf: So lässt sich z. B. für den Roman *Buddenbrooks* als hierarchieoberste Makroproposition angeben ‚Aufstieg und Untergang einer Lübecker Kaufmannsfamilie im 19. Jahrhundert‘. Diesem komplexen Thema lassen sich weitere Makrostrukturen in Form von Hyperpropositionen zuordnen, z. B. kapitelweise organisiert als ‚Die Familienmitglieder und ihr Haushalt werden vorgestellt‘, ‚Die Jugendzeit Tonys wird erzählt‘ etc. Innerhalb dieser Domänen wiederum lassen sich erneut referenzielle Sachverhalte als Subthemen identifizieren, z. B. ‚Tonys Begegnung mit Hagenström‘, ‚Tonys Aufenthalt im Pensionat‘ usw. Es zeigt sich eine Themenhierarchie, d. h. aus dem Hauptthema lassen sich diverse Nebenthemen ableiten (s. zum Ableitbarkeitsprinzip auch Brinker⁷2010: 51 f.). Diese Nebenthemen müssen hinsichtlich ihrer Relevanz gewichtet werden: Sind z. B. die Schilderungen von Tonys gescheiterten Ehen für das Gesamtthema des Romans so relevant wie die Beschreibungen des Todes von Thomas und Hanno? Organisations- und Reflexionsprozesse zum Thema ergeben sich somit auf den verschiedenen Ebenen der Textstruktur:

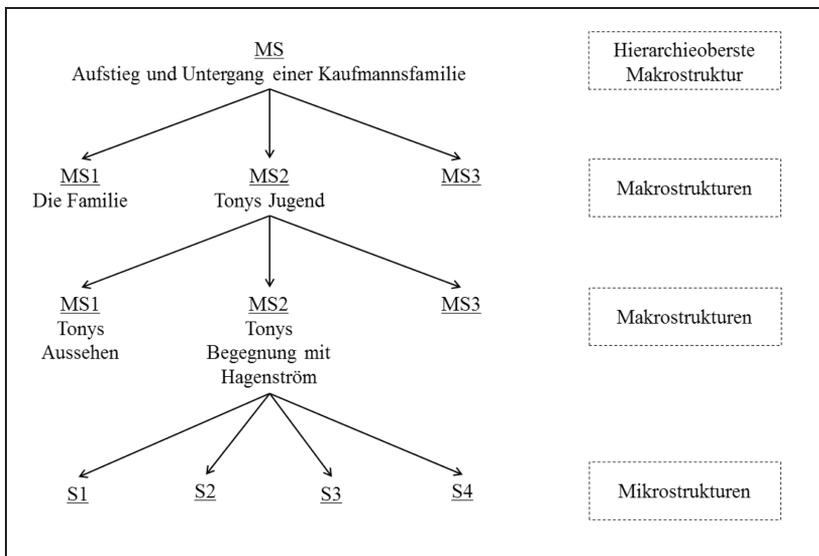


Abb. 6: Hierarchische Darstellung von Mikro- und Makrostrukturen im Roman *Buddenbrooks*

Bei vielen komplexen und anspruchsvollen Texten gibt es zudem oft mehrere Themen, die auch auf der obersten Hierarchieebene angesiedelt werden können. Goethes *Faust* z. B. lassen sich als Hauptthemen zuordnen: ‚die Lage/Existenz des Menschen in der Welt‘, ‚Erkenntnismöglichkeiten des Menschen‘, ‚der Mensch zwischen Körper und Seele‘, ‚das Böse in der *conditio humana*‘, ‚der wissbegierige Mensch zwischen Natur und Gott‘, ‚Schuld und Sühne‘ etc. Welches Thema im Lese- und Interpretationsprozess jeweils dominant ist, inwiefern es eine besondere kognitive Salienz (einen Aufmerksamkeitsfokus, einen besonderen Stellenwert bei der Repräsentation)

Salienz

tion) erhält, hängt nicht nur von der Textstruktur, sondern auch maßgeblich vom Vorwissen des jeweiligen Rezipienten und der Rezeptionssituation ab: So kann vor der Rezeption des Textes bereits eine Textzusammenfassung oder eine Interpretation mit bestimmten Schwerpunkten gelesen oder gehört worden sein, die Einfluss auf die Themenfokussierung nimmt; eine bestimmte Aufgabe („Bestimmen Sie Faust als Repräsentanten des Menschengeschlechts“) kann eine spezifische Salienzstruktur hinsichtlich der Thematik etablieren.

Die Themenidentifikation ist ein Prozess, der von vielen verschiedenen Faktoren bestimmt wird: Lexik, Syntax, Referenzstrukturen, lokale und globale Kohärenz, Textsortenwissen, Kontext, allgemeines und spezifisches Weltwissen. Die Themafindung beinhaltet verschiedene Teilprozesse: Identifizierung relevanter Textinhalte, Einordnung von Textinhalten in übergeordnete Struktureinheiten, Gewichtung relevanter Textinhalte nach ihrer Salienz. Es bleibt festzuhalten, dass die Themenidentifikation maßgeblich von informationsgeneralisierenden und -konstruierenden Prozessen abhängt, denn sie erfordert vom Leser stets Abstraktionsprozesse und die Konzentration auf die wesentliche Idee, die im Text vermittelt wird. Dabei laufen offensichtlich wissensgesteuerte und kontextuell abhängige Präferenzregeln ab, die entscheiden, was tatsächlich als relevant zu erachten ist. Die Bestimmung dieser Präferenzmechanismen muss in der zukünftigen Forschung intensiver vorgenommen werden. Wie Relevantes von Irrelevantem unterschieden, wie das Relevanzprinzip textspezifisch im themaaorientierten Rezeptionsprozess zur Anwendung kommt, ist bislang noch nicht hinreichend erklärt worden.

Im folgenden Abschnitt werden wir uns nun anschauen, wie die Themenentfaltung auf der Mikroebene des Textes vonstattengeht, d. h. nach welchen Prinzipien die Informationsverteilung sequenziell so elaboriert wird, dass Kohärenz gewährleistet ist.



Weiterführende und vertiefende Literatur

Wulff (1979) geht auf die Relevanz von Titeln für das Textthema ein; van Dijk (1980a, b) erörtert Makroregeln und Makrostrukturen; von Stutterheim (1994) erläutert den themenorientierten Quæstio-Ansatz. Einen allgemeinen Überblick zur Thema-Problematik gibt Hoffmann (2000). Bärenfänger (2011) stellt in den ersten Kapiteln ihrer computerlinguistischen Arbeit grundlegende Fragen und Probleme der Thematik dar.

5.5 Anaphorik und Informationsstruktur: Kontinuität und Progression

5.5.1 Progressionstypen und Themenentfaltung

In Kap. 4 wurde erörtert, inwiefern Texte sich auf referenzielle Sachverhalte beziehen. Jeder Text berichtet auf eine spezifische Weise über etwas, vermittelt dem Rezipienten bestimmte Informationen über Personen, Dinge, Handlungen etc., gibt also Angaben zum Aufbau eines Textweltmodells. Wie wir in Kap. 5.4 gesehen haben, spielt dabei das übergeordnete Thema eines

Textes eine entscheidende Rolle, da es die Entfaltung der Informationen bestimmt. Ein wichtiges Anliegen der Textlinguistik besteht darin, genauere Angaben über die Art und Weise der Informationsverteilung in Texten machen zu können. Wie entfaltet sich die Information im Text? Wie ist das Verhältnis von bekannter, alter und unbekannter, neuer Information und entsprechend die Wechselwirkung von Aktivierung, Re-Aktivierung und De-Aktivierung? Wie die Sätze in einem Text Informationen vermitteln, wie sie jeweils die Information der vorherigen Sätze und Satzteile wieder aufnehmen und wie die Verknüpfung alter und neuer Informationen dabei gegliedert wird, mit diesen Fragen beschäftigt sich die Thema-Rhema-Analyse oder die Theorie der Informationsstruktur(ierung). Zu beachten ist hier, dass der Terminus *Thema* in der Thema-Rhema-Analyse etwas anders definiert wird als der auch alltagssprachlich benutzte Terminus *Thema* (s. Kap. 5.4). *Thema* meint im Rahmen der Informationsstrukturanalyse einen bestimmten Informationswert, nämlich das Bekannte, die alte Information, während *Rhema* das Unbekannte, Neue bezeichnet.

Informationsstruktur

Thema-Rhema

Aus kognitiver Perspektive werden Thema und Rhema als Informations- oder Aktivierungszustände im Arbeitsgedächtnis des Lesers betrachtet. Übertragen wir dies auf die Konzeption des Textweltmodells, dann haben thematische Einheiten im Textweltmodell bereits eine Repräsentationseinheit und re-aktivieren diese nur, während rhematische Textelemente neue Einheiten im Textweltmodell etablieren oder erstmalig aktivieren.

Wie wichtig die Verteilung und Organisation von Informationen ist, wenn man sinnvoll, effizient und erfolgreich kommunizieren will, zeigen die folgenden (konstruierten) Texte (wobei wir bereits natürliche Texte ähnlicher Art betrachtet haben):

(70) Die Rosen im Garten blühen schon. Das Buch ist fertig. Unsere Uni ist pleite. Konrad liest Harry Potter. Der Mond ist aufgegangen. Sigi hört Chopin. Sie tanzen und tanzen. Er ruft „Komm!“

Ein Text, der wie (70) kontinuierlich nur neue Informationen aneinanderreihet, die in keinem erkennbaren lokalen oder globalen Zusammenhang stehen, ist nicht nur verwirrend, auf die Dauer ermüdet er auch und bietet keinen Anreiz, weiter gelesen zu werden.

Ein Text, der nur bekannte Informationen aneinanderreihet, ist ebenfalls langweilig und komplett uninformativ: Der Leser kommt in eine Endlosschleife, die schnell kognitiv ermüdet.

(71) Eine Rose ist eine Rose eine Rose eine Rose eine Rose, ist eine Rose.
Eine Rose ist eine Rose... (frei nach Gertrude Stein)

Manchmal wird allerdings gerade die eine oder andere gezeigte Form bewusst benutzt, um künstlerische, poetische Effekte zu erzielen (insbesondere in der visuellen Poesie; s. hierzu auch (2) in Kap. 1, (19) in Kap. 2 und Übung 2 zu Kap. 5.1 im Onlinematerial):

Natürliche Texte (sehen wir einmal von konkreter Poesie, visueller Lyrik und Dadaistik etc. ab) zeichnen sich aber in der Regel dadurch aus, dass sie bekannte und unbekannte Information so miteinander verbinden, dass ein hinreichend hohes Maß an Informativität gewährleistet ist.

Thematische Progression Unter thematischer Progression versteht man dementsprechend die Entfaltung von neuer, unbekannter Information auf der Basis alter, bekannter Information. Typisch für die dynamische Progression ist, dass sie vom Bekannten (Thema) zum Unbekannten (Rhema) verläuft, wenn Informationsexpansion bewirkt werden soll. Vom Bekannten (Thema) zum Bekannten (Thema) verläuft die Progression dagegen, um Kontinuität zu bewahren. Man kann den Wechsel von Kontinuität und Progression auch als referenzielle Bewegung oder referenzielle Dynamik bezeichnen. Thema und Rhema kommen also bei der Textkonstitution komplementäre Funktionen zu: Thematische Elemente sichern durch Wiederholung referenzielle Kontinuität, rhematische Elemente bringen durch Wechsel neue Repräsentationen in das TWM und erreichen damit Weiterentwicklung und informationellen Zuwachs. Durch die beständige Interaktion von Kontinuität und Progression vollzieht sich die Themenentfaltung und Dynamik in einem Text. Bezogen auf unsere kognitive Modellvorstellung in Kap. 4.2 geht es prozedural um die Interdependenz von Aktivierungs-, Re-Aktivierungs- und De-Aktivierungsphasen.

Themakonstanz Man kann verschiedene Typen thematischer Progression (als kontinuierliche Entwicklung der Informationen in Texten) unterscheiden, von denen wir uns nun die Wichtigsten anschauen: Bei einer Progression mit durchgehender Themakonstanz (Progression mit durchlaufendem Thema) wird der als rhematisch eingeführte Referent im nächsten Satz zum Thema:

(72) Seit Mai 2012 ist das jüngste Schiff der AIDA Flotte, AIDamar (RHEMA/Aktivierung), auf den Weltmeeren unterwegs – und ist schon jetzt ein gefeierter Star. Am 22. November 2012 erhielt das Kreuzfahrtschiff (THEMA/Re-Aktivierung) im Rahmen der diesjährigen „Cruise Night“-Gala in Hamburg den begehrten Kreuzfahrt Guide Award 2012 [...] Es (Thema/Re-Aktivierung) [...] Es [...] (www.aida.de, 23.11.2012)

Gleichbleibendes Thema ist das Schiff Aidamar, das als Textreferent im Fokus bleibt, aber zugleich durch die prädikativ vermittelten rhematischen Informationen (*gefeierter Star*, *erhielt Kreuzfahrt Award*) spezifiziert wird. Wir sehen hier eine kontinuierliche Phase der thematischen Re-Aktivierung.

Bei der linearen thematischen Progression wird das Rhema des ersten Satzes auch zum Thema des nachfolgenden Satzes, das Rhema des zweiten Satzes wird zum Thema des dritten Satzes usw.

(73) Es war einmal in einem dunklen Sumpf (Rhema/Aktivierung). Dort (Thema/Re-Aktivierung) lebte ein hässliches grünes Monster: Shrek, der Oger (Rhema/Aktivierung). Er (Thema/Re-Aktivierung) lebte dort ganz alleine, [...] (www.amazon.de)

Aktivierung und Re-aktivierung wechseln sich also ab, das TWM wird durch immer mehr hinzukommende Textreferenten angereichert. In Beispiel (74) bleibt dieser Progressionstyp bis zur Einführung des Waldelbs und wechselt dann zwei Sätze lang zum Typ Themakonstanz (wobei es zu zwei Re-Aktivierungen kommt, einer kontinuierlichen, unmittelbar den Waldelb betreffend, und einer diskontinuierlichen, die alte Eiche wieder aufnehmend). Danach erfolgt wieder lineare thematische Progression:

(74) Im Sommer ist im Nachbargarten eine Feenfamilie (Rhema) eingezogen. Sie (Thema) wohnen in der alten Eiche (Rhema) hinter dem verwilderten Rosenbeet. Früher wohnte dort (Thema) ein griesgrämiger Walddelb (Rhema). Der (Thema) ist schon vor einer Weile umgezogen. Dem (Thema) gefiel es dort (Thema) nicht mehr. Wegen den frechen Eichhörnchen (Rhema). Die (Thema) ärgerten ihn oft. (www.leselupe.de)

Unterscheiden lässt sich auch Progression mit einem gespaltenen Rhema oder Thema, wobei Rhema oder Thema in mehrere Themen zerlegt, also gespalten werden:

gespaltenes
Thema/Rhema

(75) Es war einmal eine Zauberin (Rhema1), die (Thema1) hatte drei Söhne (Rhema2), die (Thema2) sich brüderlich liebten: aber die Alte (Thema1) traute ihnen (Thema2) nicht und \emptyset (Thema1) dachte[,] sie (Thema2) wollten ihr (Thema1) ihre (Thema1) Macht rauben. Da verwandelte sie (Thema1) den ältesten (Teil von Thema2 = Thema2a) in einen Adler, der (modifiziertes Thema2a = Thema2a') mußte auf einem Felsengebirge hausen und man sah ihn (Thema2a') manchmal am Himmel in großen Kreißen auf und nieder schweben. Den zweiten (Teil von Thema2 = Thema2b) verwandelte sie (Thema1) in einen Wallfisch (Thema2b'), der (Thema2b') lebte im tiefen Meer, und man sah nur, wie er (Thema2b') zuweilen einen mächtigen Wasserstrahl in die Höhe warf. Beide (Thema2a' + 2b') hatten nur zwei Stunden jeden Tag ihre (Thema2a + 2b) menschliche Gestalt. Der dritte Sohn (Thema2c), da er (Thema2c) fürchtete sie (Thema1) möchte ihn (Thema2c) auch in ein reißendes Thier verwandeln, in einen Bären oder einen Wolf, so gieng er (Thema2c) heimlich fort. (Gebrüder Grimm, *Die Krystallkugel*)

(75) zeigt, dass eine strikt binäre Einteilung der Satzinformation in ein Thema und ein Rhema nicht aufrecht zu erhalten ist: Im ersten Satz sind sowohl *eine Zauberin* als auch *drei Söhne* neue Information, die beide als Thema-konstanz durch Pronomina und die Zauberin durch eine Umschreibung (*die Alte*) sowie eine sogenannte Null-Anapher (\emptyset , wobei die syntaktische Position der Anapher leer bleibt) wieder aufgenommen werden. Dann erfolgt die thematische Aufspaltung: Nicht alle Referenten werden plural gemeinsam als Thema fortgeführt, vielmehr erfolgt die Bezugnahme auf die einzelnen Referenten (*den ältesten, den zweiten, der dritte Sohn*).

Null-Anapher

Wie wir nun bereits gesehen haben, muss ein Referent oder referenzieller Sachverhalt nicht notwendigerweise kontinuierlich aufgenommen werden, damit referenzielle Kontinuität in einem Text besteht. Die Progression mit abgeleitetem Thema zeichnet sich dadurch aus, dass eine übergeordnete Referenzdomäne, ein kognitives Schema die thematische Entfaltung bestimmt. In der Thema-Rhema-Analyse spricht man auch von einem Hyperthema. Die lineare Dimension des Textes reicht also allein nicht aus, um thematische Strukturen zu erklären (s. hierzu bereits die Makrostrukturebene in Kap. 5.4).

Hyperthema

(76) Was ist Kino? (Rhema, aktiviert Schema KINO)

Man geht an die Kinokasse (Thema durch *Kino*/zugleich rhematisch durch *Kasse*), kauft sich eine Eintrittskarte vielleicht noch etwas Süßigkeiten und ein Getränk dazu (Rhemata), vor allen Dingen darf natürlich

Popcorn (Rhema) nicht fehlen. Was wäre Kino ohne Popcorn (Thema)? Es klingt alles so einfach, man setzt sich in den Kinosaal (Thema durch *Kino*/zugleich rhematisch durch *Saal*) und schaut auf die großen Bilder auf der Leinwand (Rhema, aber grammatisch durch bestimmten Artikel als Thema gekennzeichnet). Und nach dem Film (Rhema, aber grammatisch durch bestimmten Artikel als Thema gekennzeichnet) geht man wieder nach Hause und erinnert sich an das eben erlebte (Thema; fasst den gesamten Sachverhalt zusammen) oder auch nicht. (www.derchiemgauer.de)

Kino ist das Hauptthema und führt als Schema zu referenziellen Informationen im LZG, deren globale Aktivierung es ermöglicht, zu der übergeordneten Referenzdomäne passende Referenten definit einzuführen, obgleich sie noch nicht vorerwähnt wurden. Der Leser hat kein Problem, diese Textreferenten im Schema KINO kognitiv als Standardwerte zu verankern und damit als re-aktiviert zu behandeln. Es handelt sich um rhematische Thematisierungen, da sie sowohl Kontinuität als auch Progression gewährleisten (s. hierzu auch das Phänomen der indirekten Anaphorik weiter unten in diesem Kapitel).

Die Typen der thematischen Entfaltung zeigen Möglichkeiten auf, wie Informationen in Texten verteilt und organisiert sein können. Die meisten natürlichen Texte weisen aber informationsstrukturell eine Vielfalt von Informationsorganisationen auf, d. h. sie sind durch unterschiedliche Kombinationen verschiedener Progressionstypen gekennzeichnet (wie man bereits in (75) und (76) gesehen hat).

(77) „Was ist das. – Was – ist das ...“

„Je, den Düwel ook, c'est la question, ma très chère demoiselle!“

Die Konsulin Buddenbrook, neben ihrer Schwiegermutter auf dem geradlinigen, weiß lackierten und mit einem goldenen Löwenkopf verzierten Sofa, dessen Polster hellgelb überzogen waren, warf einen Blick auf ihren Gatten, der in einem Armsessel bei ihr saß, und kam ihrer kleinen Tochter zu Hilfe, die der Großvater am Fenster auf den Knien hielt.

„Tony!“ sagte sie, „ich glaube, daß mich Gott –“

Und die kleine Antonie, achtjährig und zartgebaut, in einem Kleidchen aus ganz leichter changierender Seide, den hübschen Blondkopf ein wenig vom Gesichte des Großvaters abgewandt, blickte aus ihren graublauen Augen angestrengt nachdenkend und ohne etwas zu sehen ins Zimmer hinein, wiederholte noch einmal: „Was ist das“, sprach darauf langsam: „Ich glaube, daß mich Gott“, fügte, während ihr Gesicht sich aufklärte, rasch hinzu: „– geschaffen hat samt allen Kreaturen“, war plötzlich auf glatte Bahn geraten und schnurrte nun, glückstrahlend und unaufhaltsam, den ganzen Artikel daher, getreu nach dem Katechismus, wie er soeben, anno 1835, unter Genehmigung eines hohen und wohlweisen Senates, neu revidiert herausgegeben war.

(Thomas Mann, *Buddenbrooks*, Anfang des Romans)

Der Text beginnt unmittelbar mit zwei Äußerungen in direkter Rede, wobei der Leser jedoch nicht weiß, worauf sich die Ausdrücke *das*, die *la question*

und die *chère demoiselle* beziehen (und die damit nicht zurück- sondern vorwärtsverweisend sind), von wem die Redebeiträge stammen und welche Rolle sie im Geschehen der Geschichte spielen. Der Einstieg in die Textwelt erfolgt ohne Einleitung, ohne spezifische Themenanbindung. Es gibt noch keine Referenzdomäne lokaler, temporaler oder personaler Art. Für den Leser ist dieser Anfang aufgrund seiner informationellen Vagheit und referenziellen Unterspezifikation wie ein Rätsel. Die Informationen stehen sozusagen luftleer im mentalen Raum, lassen sich nicht verankern, da es noch kein TWM gibt. Aufgrund der Erwartungen, die an die Textsorte Roman gestellt werden sowie das Vertrauen in die Einhaltung des Relevanzprinzips gehen wir als Leser jedoch hypothetisch davon aus, dass uns im nachfolgenden Text dafür eine Erklärung und thematische Anbindung gegeben wird. Durch den Titel *Buddenbrooks* und Untertitel *Zerfall einer Familie* ist zudem wenigstens eine sehr globale Makroproposition vorgegeben, die antizipieren lässt, dass die beiden Äußerungen mit dieser Familie irgendetwas zu tun haben. Die Redebeiträge beziehen sich auf eine unvollständige, nicht zu Ende gebrachte Äußerung der kleinen Tony, die einen Artikel des Katechismus auswendig aufsagen soll, dabei aber stecken bleibt. Die Ausdrücke *das* und *la question* beziehen sich auf die Proposition von *dass mich Gott geschaffen hat samt allen Kreaturen*, die Tony nicht sofort eingefallen ist. Diese Auflösung der Unterspezifikation und die referenzielle Spezifizierung erfolgen aber erst spät, nachdem zuvor einige Familienmitglieder und ihr Mobiliar eingeführt wurden: Bis dahin bleibt im Textverstehensprozess eine gewisse Spannung und Antizipationshaltung (s. hierzu auch Kataphorik und Spannung). Die Informationsstruktur zeichnet sich durch eine Kombination von Themasprung, Themenkonstanz, linearer Progression und Progression mit abgeleitetem Thema aus. Die Repräsentation des konzeptuellen Textreferenten TONY, eingeführt zunächst mit der Informationseinheit *kleine Tochter*, wird sukzessive angereichert und erhält im TWM die Repräsentationseinheit (TOCHTER DER KONSULIN BUDDENBROOK, HEISST ANTONIE, GENANNT TONY, IST ACHT JAHRE ALT, ZART GEBAUT, TRÄGT EIN KLEIDCHEN AUS SEIDE, IST HÜBSCH, HAT BLONDE HAARE, GRAUBLAUE AUGEN). Dieses Konzept wird im weiteren Leseprozess auf über 700 Seiten dann noch erheblich elaboriert.

Die spezifische Anordnung von Informationen im Text gewährleistet nicht nur Informativität, Spannung, Kohärenz und Themenidentifizierung. Die jeweilige Platzierung und Hervorhebung, aber auch das Weglassen von Informationen tragen entscheidend dazu bei, dass bestimmte Perspektivierungen und Evaluierungen (Bewertungen) ausgedrückt werden. Gerade im massenmedialen Diskurs kann dies der Persuasion, d. h. der Beeinflussung der Rezipienten hinsichtlich Bewusstseinssteuerung und Meinungsbildung dienen (s. hierzu ausführlicher Kap. 6.4).

Zusammenfassung

Der Erklärungsansatz der thematischen Progression orientiert sich an der satzbezogenen Thema-Rhema-Analyse, die die Informationsstruktur von Sätzen durch die beiden Informationswerte alt (bekannt)/neu (unbekannt) gegliedert sieht und die Themenentfaltung in Texten durch die Interaktion zwischen diesen beiden Werten

bestimmt sieht. Thema und Rhema haben komplementäre Funktionen: Thematische Einheiten sind textkonstituierend und etablieren Kontinuität, während rhematische Einheiten neue Informationen in die Textwelt bringen und damit eine Erweiterung, eine Expansion und somit Progression bewirken. Es gibt verschiedene Progressionstypen, die jeweils im Wechsel bestimmte Aneinanderreihungen von Thema und Rhema aufweisen. Natürliche Texte zeichnen sich mehrheitlich aber dadurch aus, dass mehrere Typen der Informationsentfaltung miteinander kombiniert werden.

Wir werden nun im Detail anhand des Phänomens der Anaphorik betrachten, wie und nach welchen Prinzipien die thematische Progression auf der mikrostrukturellen Textebene im Prozess der kognitiven Kohärenztablierung verläuft. Dabei werden wir die strukturell ausgerichtete Theorie der Themenentfaltung und Thema-Rhema-Analyse um die prozedurale Dimension erweitern und wichtige Aspekte des Textverstehensprozesses in unsere Analysen einbeziehen.

5.5.2 Anaphorik und Kataphorik: Direkte und indirekte Typen

Anaphern sind die wichtigsten lokalen Kohärenzmittel in Texten, da sie dazu beitragen, dass satzübergreifend referenzielle Kontinuität besteht. Daher ist die Analyse und Erklärung von anaphorischen Relationen das Herzstück jeder Kohärenztheorie. In der Textlinguistik versteht man unter Anaphern etwas anderes als in der Stilistik, wo Anapher jede Wiederholung am Anfang eines Satzes oder Verses in einem Text meint. Die textlinguistische Definition fasst jeden definiten Ausdruck, der einen bereits erwähnten Referenten sprachlich wieder aufnimmt, als Anapher. Anaphorische Ausdrücke drücken folglich Koreferenz (Referenzidentität) aus (s. hierzu bereits 5.1).

Definition Anapher

Referenz

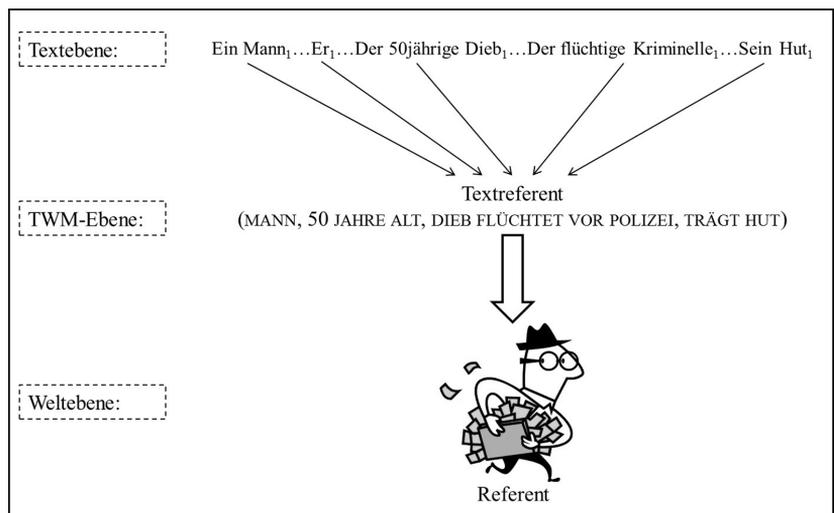


Abb. 7: Drei-Ebenen-Modell des Anaphernverstehens

Wie das Modell zeigt, sind bei der Analyse von Anaphern drei Ebenen zu unterscheiden: Auf der sprachlichen Ebene des Textes zeigen sich Anaphern als sprachliche Ausdrücke (definite Nominalphrasen, dazu gehören auch Pronomina), die grammatisch und semantisch exakt beschrieben werden können. Diese Ausdrücke verweisen auf denselben Referenten (oder bei

Komplexanaphern auf einen referenziellen Sachverhalt) in der außersprachlichen Realität (wobei diese Realität die Alltagswelt oder eine fiktive Welt sein kann). Diese Funktion etabliert die Relation der Koreferenz. Zudem etablieren Anaphern auch auf der konzeptuellen Ebene des TWM Referenzeinheiten, die im Arbeitsgedächtnis der Rezipienten als mentale Informationsknoten gespeichert und im Laufe des Textverstehensprozesses sukzessive angereichert werden (können). Somit existieren, wie wir bereits in Kap. 4 erörtert haben, zwei Referenzebenen.

Eine zentrale Eigenschaft des TWM ist seine Dynamik: Im Laufe des Textverstehens verändert es sich, wird elaboriert, die Textreferenten werden modifiziert, verschwinden eventuell (ganz oder nur für eine Weile), werden wieder aufgenommen, neue Textreferenten kommen hinzu, tauchen in anderen Sachverhalten und Handlungen auf, und verändern sich (so wie zwei Söhne der Zauberin in (75) zu Tieren werden). In Kafkas Erzählung *Die Verwandlung* z. B. wird Gregor Samsa als Mensch eingeführt, der sich allerdings in ein Insekt verwandelt hat. Seine Familie bezeichnet ihn zunächst noch mit *er*, am Ende aber mit dem genusneutralen Pronomen *es*. Der schleichende Prozess der Dehumanisierung aus der Perspektive der Romanfiguren wird so verdeutlicht. Vgl. auch:

Dynamik

- (78) Wieder zurück im Freien verwandelt sich Lupin aufgrund des Vollmondes in einen Werwolf. Um die Menschen um sich zu schützen, verwandelt sich Sirius wieder in einen Hund und kämpft gegen seinen Freund. (www.de.wikipedia.org)
- (79) Während Betty₁ Bruce₂ telefonisch über das Gespräch mit ihrem₁ Vater informiert, wird Bruce₂ immer wütender und verwandelt sich schließlich in ein übermenschengroßes grünes Ungeheuer, den „Hulk“₂. ... Auf seiner Flucht durch die Wüste wird der Hulk₂ von dem Militär gejagt. In San Francisco angekommen, kann ihn₂ erst Bettys₁ Anblick besänftigen; er₂ verwandelt sich in Bruce₂ zurück. (www.de.wikipedia.org)

Die tiefgestellten Ziffern (sogenannte *Referenzindizes*) in den Beispielsätzen zeigen formal die jeweiligen Koreferenzrelationen an. Der erstgenannte referenzielle Ausdruck wird das Antezedens oder in Anlehnung an die englische Terminologie auch der Antezedent genannt, wörtlich „das Vorausgehende“. Antezedenten erwähnen erstmalig im Text einen Referenten. Der Antezedent ist der Bezugspunkt für alle weiteren anaphorischen Ausdrücke. In ihrem Informationsstatus sind anaphorische Ausdrücke immer ‚thematisch‘, da sie sich auf vorerwähnte, bereits aktivierte Referenten beziehen. Ihr Gebrauch setzt voraus, dass der Referent schon eine Repräsentation im Textweltmodell hat. Im TWM kommt es bei einer Anapher immer zu einer Re-Aktivierung des bereits repräsentierten Referenten.

Antezedens

In kognitiven Ansätzen wird der Aktivierungsstatus solcher Referenten auch als Salienz (Auffälligkeit) beschrieben (s. Chafe 1976, Givón 1983). Saliente Textreferenten sind diejenigen, die die höchste kognitive Aufmerksamkeit erhalten, also im TWM am stärksten aktiviert sind. Daher sind sie im TWM die wahrscheinlichsten Anknüpfungspunkte für anaphorische Beziehungen. Prozedurale Salienz entsteht online während des Leseprozesses.

Salienz

- Aufmerksamkeitsfokus Ein Textreferent (auch wenn er eine Nebenfigur ist), ist salient, während er im KZG verarbeitet wird, er ist dann im Aufmerksamkeitsfokus. Ob er über längere Passagen der Textrezeption salient bleibt oder als Nebenfigur bald wieder de-aktiviert wird, hängt von Texteigenschaften auf zwei Ebenen ab, nämlich der Ebene von Textgrammatik und -semantik und der konzeptuellen Ebene: Auf der ersten Ebene tragen die syntaktische Position und Funktion des Ausdrucks (z. B. als Erstglied eines Satzes und als Subjekt), Agentivität (die semantische Rolle als Handelnder) und die Anzahl sowie die Art der Mehrfacherwähnung zur Erhaltung von Salienz bei. Je häufiger ein Textreferent in exponierter Stellung in der Agens-Rolle im Text erwähnt wird, desto salienter wird er. Auf konzeptueller Ebene ist ein Textreferent salient aufgrund seiner Relevanz in der Textwelt (auch wenn er eventuell über mehrere Sätze hinweg nicht erwähnt wird): Die Familienmitglieder in den *Buddenbrooks* z. B. sind alle saliente Textreferenten, da sie die Hauptfiguren in der Romanwelt sind; sie sind sogenannte Diskurstopiks, für die Koreferenz-Ketten über den ganzen Text hinweg zu erwarten sind.
- Diskurstopik

Es steht eine Vielfalt an sprachlichen Mitteln zur Verfügung, um Koreferenz auszudrücken: Zur anaphorischen Referenz können Personal-, Possessiv- oder Demonstrativpronomina wie in Beispiel (80) und ((89); Anapher¹⁰) verwendet werden, des Weiteren die gleichen Ausdrücke, also Rekurrenz wie in (81) und (91), Beispiel weiter unten), Null-Anaphern (s. Ø im Märchentext *Krystallkugel*, Bsp. (75) oben im Text), Synonyme wie in (82)a, (82)b und Quasi-Synonyme wie in (82)c (Synonym auf unterschiedlichen Stilebenen), Hyperonyme wie in (83) (*Musiker* ist Hyperonym zu *Schlagerstar*), (84) und (85)a, Hyponyme wie in (85)b, Paraphrasen (Umschreibungen) wie in (86), textuelle Paraphrasen (d. h. Ausdrücke, die kontextgebunden nur im jeweiligen TWM Koreferenz ausdrücken wie in (87) und (89); Beispiel kommt weiter unten) oder Eigennamen wie in (83) und (88):

- (80) Der Professor₁ ist über dem Studium der Schmetterlinge verrückt geworden. Er₁ wird zuerst in die Anstalt gebracht, nach zwei Jahren jedoch wieder entlassen, weil man darauf gekommen ist, daß seine₁ Verücktheit für die Welt nicht gefährlich ist.
(Thomas Bernhard, *Der Professor*, aus: *Ereignisse*)
- (81) Schneeballschlachten auf dem Schulhof sind verboten – ein Lehrer₁ machte trotzdem mit. [...] Ein Schneeball traf den Lehrer₁ direkt aufs Auge, das war kein harmloser Treffer. (www.spiegel.de, 07.01.2013)
- (82) a) Besoldung von Hochschullehrern₁ – Was dem Professor₁ gebührt (Der Tagespiegel, 12.01.2012)
b) Einen Alptraum im Fahrstuhl₁ haben zwei Männer in Japan erlebt: Als die beiden Mitarbeiter einer Tokioter Transportfirma in den Lastenaufzug₁ stiegen, schoss der Lift₁ plötzlich in die Höhe. (www.t-online.de, 10.07.2013)
c) Gegen Parkinson und andere Krankheiten ist ein Gras₁ gewachsen. Während in Deutschland die gesetzlichen Hürden für den medizinischen Gebrauch von Marihuana₁ nach wie vor extrem hoch sind, ist man in Israel eindeutig weiter. (Jüdische Allgemeine, 04.07.2013)

- (83) Geklauter Zug kracht in Wohnhaus von Schlagerstar₁. Richard Herrey₁ hörte zuerst ein Geräusch, dann ein lautes Krachen: Genau in diesem Moment fuhr eine 22-jährige Putzfrau einen Stockholmer Vorortzug mitten in das Haus des Musikers₁, der einst mit seinen₁ Brüdern den Eurovision Song Contest gewann. (www.tagesschau.de)
- (84) [...] der Regen₁ zerplatzte auf der Terrasse vor dem Haus und fegte durch die Ebene des Ruppiner Landes. Das Wasser₁ floss vom Hausdach [...]. (Louise Jacobs, *Gesellschaftsspiele*, 9)
- (85) a) Immer mehr Staatschefs entdecken Twitter₁ für sich, um mit dem Volk direkt zu kommunizieren. Nicht nur der Papst twittert – mittlerweile nutzen drei von vier Regierungen den Mikrobloggingdienst₁, zeigt eine Studie. (www.berliner-zeitung.de, 07.01.2013)
b) Der Hund, der am Samstag bei „Wetten, dass...?“ aufgetreten war und kurz danach gestorben ist₁, kommt nach Berichten der „Bild“-Zeitung zur Obduktion. Der preisgekrönte Toy-Pudel₁ „Gently Born Monarch“ war nach einer Wette [...] gestürzt. (www.web.de, 11.10.2012)
- (86) Eine nicht repräsentative Studie in Studentenwohnheimen ergab, dass mehr und mehr angehende Akademiker am Morgen ihre Brote mit Nuttossi anstelle von Nutella bestreichen. Die Nuttossibrote seien angeblich schmackhafter.
- (87) Stefan Pinnows kundige Reisebegleiterin₁ ist die Journalistin Tatjana Reiff₁. Die gebürtige Kölnerin₁ lebt seit über 15 Jahren in Stockholm. [Bildunterschrift] (www.wdr.de, 19.08.2012)
- (88) Was ist der Unterschied zwischen dem Großflughafen BER und dem Regierenden Bürgermeister₁? Antwort: Der Flughafen kann auch ohne Klaus Wowereit₁, Wowereit₁ aber nicht ohne den Flughafen. (www.taz.de, 27.12.2012)

Bei anaphorischer Wiederaufnahme mit Pronomina, nicht-textuellen Paraphrasen und rekurrenten sowie synonymen und hyperonymen Nominalphrasen wird in der Regel dieselbe Repräsentationseinheit im TWM re-aktiviert, ohne dass neue Informationen hinzukommen. Die Repräsentation des Textreferenten wird nicht spezifiziert oder elaboriert. Hyponyme, Eigennamen und textuelle Paraphrasen dagegen bringen neue Informationen in die Textwelt; die konzeptuellen Einträge der Textreferenten werden erweitert.

In den meisten Texten finden sich mehrere Formen anaphorischer Wiederaufnahme miteinander kombiniert. Im nachfolgenden Text werden die jeweiligen Ausdrücke danach indiziert, ob sie auf der textgrammatischen Ebene Antezedent oder Anapher sind und auf welche Textreferenten sie sich beziehen. Im ersten Satz werden drei Textreferenten (TR) durch verschiedene Antezedens-Ausdrücke eingeführt, die dann in den nachfolgenden Sätzen mit anaphorischen Ausdrücken wieder aufgenommen werden. Entsprechend wird TR3 als erster mit einer Anapher (daher Anapher1) im Text re-aktiviert.

(89) Am 02.05.2011 wurde [ein 76-jähriger Mann (Antezedent1/TR1)] in [einem Bankgebäude in Erlangen (Antezedent2/TR2)] Opfer [eines unter Drogen stehenden Tatverdächtigen (Antezedent3/TR3)]. [Der 25-jährige (Anapher1/TR3)] wird [dem Ermittlungsrichter (indirekte Anapher/TR4)] vorgeführt. Gegen 11:30 Uhr hatte [der spätere Tatverdächtige, ein 25-jähriger, in Erlangen wohnhafter Mann (Anapher2/TR3)], zunächst [den Kontoauszugsdrucker (indirekte Anapher/TR5)] bedient. Beim Verlassen [der Bank (Anapher3/TR3)] vergaß [er (Anapher4/TR3)] offensichtlich [[seine (Anapher5/TR3)] Geldbörse (Antezedent4/TR6)]. Kurz darauf betrat [ein 76-jähriger Rentner aus Erlangen (Anapher6/TR1)] ebenfalls [die Bank (Anapher7/TR2)] und Ø (Null-Anapher/TR1) begab [sich (Anapher8/TR1)] zu [dem Kontoauszugsdrucker (Anapher9/TR5)]. [Dieser (Anapher10/TR1)] bemerkte [die Geldbörse (Anapher11/TR6)] und Ø (Null-Anapher/TR1) war in Begriff, [das Fundstück (Anapher12/TR6)] an [den Bankschalter (indirekte Anapher/TR7)] zur Aufbewahrung zu bringen. In [diesem Augenblick (Anapher13/Zeitreferenz)] betrat [der 25-jährige Mann (Anapher14/TR3)] erneut [das Anwesen (Anapher15/TR2)] und Ø (Null-Anapher/TR3) schlug unvermittelt auf [den 76-Jährigen (Anapher16/TR1)] ein. [Eine 57-jährige Bankbedienstete (Antezedent4/TR8)] konnte zunächst einen weiteren Angriff auf [das bereits am Boden liegende Opfer (Anapher17/TR1)] abwenden. Während [die Bankangestellte (Anapher18/TR8)] beruhigend auf [den Aggressor (Anapher19/TR3)] einredete und zeitgleich [die Polizei (Antezedent5 oder indirekte Anapher/TR9)] verständigt wurde, sprang [der 25-Jährige (Anapher 20/TR3)] unvermittelt erneut auf [den Rentner (Anapher21/TR1)] zu und versetzte [ihm (Anapher22/TR1)] gezielt [einen Fußtritt gegen [den Kopf (indirekte Anapher/TR1)] (Neueinführung/TR10), so dass [der noch sitzende Mann (Anapher23/TR1)] erneut zu Boden ging. [Eine Streifenbesatzung der Polizeiinspektion Erlangen-Stadt (Anapher24/TR9)] konnte [den Schläger (Anapher25/TR3)] noch vor Ort festnehmen. [Die Beamten (Anapher26/TR9)] mussten zu[r Festnahme (indirekte Anapher, TR10)] [körperliche Gewalt (Neueinführung/TR11)] anwenden. Nach der Verbringung zu[r Dienststelle (indirekte Anapher/TR12)] stellte [ein hinzugezogener Arzt (Neueinführung/TR13)] fest, dass [der Mann (Anapher27/TR3)] offenbar unter dem Einfluss von Drogen stand. Nach Rücksprache mit [dem zuständigen Staatsanwalt (indirekte Anapher/TR14)] ordnete dieser [die Vorführung bei[m Ermittlungsrichter (indirekte Anapher/TR16)] zur Klärung der Haftfrage (indirekte Anapher/TR15)] an. [Der 76-Jährige (Anapher28/TR1)] wurde durch [den körperlichen Angriff (Anapher29/TR10 und vorheriges)] glücklicherweise nur leicht verletzt und durch [den herbeigerufenen Rettungsdienst (indirekte Anapher/TR17)] zu[r ambulanten Behandlung (indirekte Anapher/TR18)] in [ein Klinikum (Antezedent 6/TR19)] eingeliefert. [Dieses (Anapher30/TR19)] konnte [er (Anapher31/TR1)] mittlerweile wieder verlassen. (Pressportal.de, 03.05.2011, Hinweise: Zur Übersichtlichkeit wurden einige referenzielle Ausdrücke nicht markiert. Einführungen von Referenten, die nicht wieder aufgenommen werden, sind als Neueinführung benannt.)

Die textuelle Verbindungsfunktion anaphorischer Ausdrücke besteht, wie wir an (89) sehen, in der Weiterführung referenzieller Bezüge, auch über längere Textstrecken hinweg. Auf der mikrostrukturellen Textebene sieht man referenzielle Ketten miteinander in Beziehung stehender Anaphern. Diese Referenzketten in Texten, d. h. Abfolgen von Antezedent zu Anaphern, sichern thematische Kontinuität, indem sie für den Leser wie ein „roter Faden“ fungieren. Dabei läuft eine Reihe von kognitiven Prozessen ab, auf die wir unten im Kapitel näher eingehen werden.

Referenzkette

Die Wahl des jeweiligen anaphorischen Ausdrucks ist kontext- und intentionsabhängig, je nachdem was der Sprachproduzent im Text fokussieren will. Synonyme und Hyperonyme werden z. B. gewählt, um stilistisch zu variieren, Anaphern mit unterschiedlichen oder teiläquivalenten semantischem Inhalt, um komprimiert neue Informationen einzubringen. Viele Anaphern sind semantisch reicher als ihre Antezedens-Ausdrücke, sie bringen zusätzliche Informationen ins TWM. Als Spezifikationsanaphern elaborieren sie die Einträge der Textreferenten: *der 25-Jährige, der Rentner*.

Spezifikationsanapher

Eine Sequenz wie (90) wäre informationell sehr eintönig:

(90) Hanno Buddenbrook ... Er ist ... Er macht ... Er sucht ... Er ... Er ... etc.

Manchmal werden anaphorische Ausdrücke aber auch (bewusst) nicht informationsanreichernd oder -abwechselnd, sondern „monoton“ als Rekurrenzen benutzt, um eine bestimmte Wirkung zu erzielen (s. auch die Kurzgeschichte von Wolfgang Borchert *Das Brot*, in der die beiden Eheleute durchweg immer nur mit *er* und *sie* referenzialisiert werden; dadurch wird ihnen eine individuelle Charakterisierung verweigert und ihre (austauschbare) Identität als Kriegshungernde betont).

anaphorische
Rekurrenz

(91) Er hatte die Eigenart, mit einem Schmetterlingsfänger im Park herumzutänzeln, was sehr lustig aussieht; denn der Professor hat eine zierliche Figur. Er nimmt fast keine Mahlzeiten zu sich und auf seinen Wunsch läßt man in seinem Zimmer eine große schwarze Schultafel aufstellen, auf die er das Wort FREUDE schreibt. Immer, wenn er das Wort Freude darauf geschrieben hat, läutet er dem Anstaltsgehilfen, der es mit einem großen Schwamm wieder auslöschen muß. Jedesmal bekommt er dafür von dem Professor eine Münze, so daß er schon einen ganzen Sack solcher Münzen beisammen hat. Als der Professor die Anstalt verlassen muß, worüber er sehr traurig ist, bittet er, man möge das Wort FREUDE auf der Tafel stehen lassen. Er werde dem Gehilfen den Befehl zum Auslöschen zu einem Zeitpunkt geben, der noch sehr ferne sei. Tatsächlich sind die Angestellten der Anstalt nicht zu trösten, als der Professor abgeholt und auf das Landgut seiner Schwester gebracht wird. Dort kann er sich zwar frei bewegen, aber er lebt nur noch in der Erinnerung an den Aufenthalt in der Anstalt. [...] (Thomas Bernhard, *Der Professor*, aus: *Ereignisse*)

Die einzigen anaphorischen Mittel sind *der Professor* und *er*, mit denen auf den Protagonisten Bezug genommen wird. So entsteht der Eindruck, dass die Person in der Textwelt primär über die soziale Funktions- und Berufsbezeichnung ihre Identität erhält.

Es gibt auch Anaphern, die keine Koreferenz ausdrücken, aber dennoch kohärenzstiftend fungieren: Diese nennt man in der Forschung Faulheits-Pronomina (*pronouns of laziness* oder einfach *lazy pronouns*), da sie keine Referenz-Identität, sondern nur Äquivalenz oder eine funktionale Beziehung zu ihrem Antezedenten ausdrücken, also eine ungefähre Identität (*sloppy identity*). Sie werden aus Ökonomiegründen benutzt: Es ist einfach und bequem, diese verkürzte (faule) Verbalisierung zu wählen (statt auf komplexere grammatische Formen zurückzugreifen).

(92) Letzte Woche war das Essen (Antezedent1/TR1) in der Mensa ganz furchtbar. Heute schmeckt es (Anapher1/TR2) richtig gut. (Hörbeleg)

Das Pronomen *es* bezieht sich auf eine andere Entität als *das Essen* (obgleich diese Nominalphrase als Antezedent fungiert), es wird aber eine (intensionale) Äquivalenz, keine (extensionale) Identität ausgedrückt: Das Mensa-Essen letzte Woche und heute sind mit demselben verallgemeinernden, unspezifischen Ausdruck zu fassen, *Mensa-Essen an der Uni X*. Die koreferenzielle Lesart würde ein eher zweifelhaftes Bild der Essensqualität in der Mensa liefern. Grammatisch betrachtet unterscheiden sich Faulheits-Pronomina und Koreferenz etablierende Pronomina nicht voneinander. Sie zeigen eine Identitätsrelation an, und sie etablieren auch beide Kohärenz: Niemand wird aber ein TWM aufbauen, in dem in einer Mensa das Essen von letzter Woche wiedergekaut wird. Das bekannteste und immer wieder zitierte Beispiel für *pronouns of laziness* ist von Karttunen:

(93) The man who gave his paycheck to his wife was wiser than the man who gave it to his mistress. „Der Mann, der seiner Ehefrau seinen Gehaltsscheck (Antezedent1/TR1) gab, war weiser als der Mann, der ihn (Anapher1/TR2) seiner Geliebten gab.“
(Beispiel aus Karttunen 1969: 114)

Hier ist von zwei verschiedenen Männern die Rede, die folglich auch nicht denselben Gehaltsscheck zu vergeben haben. Die Anapher *it/ihn* ist also nicht wirklich referenzidentisch mit ihrem Antezedenten *his paycheck/seinen Gehaltsscheck*. Eine Relation zwischen Anapher und Antezedent besteht wiederum nicht in ihrer konkreten Referenz, sondern in der Zugehörigkeit beider Referenten zum selben übergeordneten, unspezifischen Konzept GEHALTSSCHECK.

Solche verkürzten Formulierungen sind beim anaphorischen Sprachgebrauch weit verbreitet und finden sich z. B. bei den Token-zu-Type- oder Type-zu-Token-Anaphern wie in (94) (s. auch die Beispiele in Schwarz 1997).

(94) Manfreds Katze mag kein Futter aus der Dose. Eigentlich mögen sie so was doch.

Mit *Manfreds Katze* wird auf ein konkretes, spezifisches Exemplar einer Katze referiert; mit dem Pronomen *sie* hingegen hier auf die Klasse aller Katzen.

Das Phänomen der Faulheits-Verwendungen ist nicht auf Pronomina beschränkt; es gibt auch „bequeme Nominalanaphern“:

- (95) „Dr. House“ musiziert in Deutschland – Hugh Laurie gibt vier Konzerte
(www.fernsehserien.de)

Antezedens „*Dr. House*“ und Anapher *Hugh Laurie* drücken zwar Koreferenz aus, d. h. es ist tatsächlich jeweils derselbe Textreferent gemeint (denn die fiktive TV-Figur Dr. House musiziert nicht in Deutschland). Referenziell korrekt müsste der Antezedent *Der Darsteller von Dr. House* lauten. Die Referenz folgt hier aber dem Ökonomieprinzip: Durch Nennung der bekanntesten Rolle Hugh Lauries (in Anführungszeichen) zur Einführung der realen Person wird auf bequeme Art an das Vorwissen von Lesern angeknüpft, die die TV-Serie *Dr. House* vielleicht kennen, aber nicht den Namen des Hauptdarstellers. Die Vermischung von fiktiver und realer Textwelt verhindert nicht die Kohärenzetahlung (s. hierzu Schwarz 2000a: 57 f.).

Betrachten wir nun den Prozess des Anaphernverstehens (englisch *anaphora resolution*) etwas genauer.

In Kap. 4.1 haben wir schon die Rolle des bestimmten Artikels erörtert; er macht eine Nominalphrase definit und signalisiert dadurch dem Leser, dass der jeweilige Referent für ihn identifizierbar bzw. erreichbar ist. Das gleiche gilt auch für Personalpronomina, die in diesem Sinne ebenfalls definite Nominalphrasen sind. Ein möglicher Grund für Identifizierbarkeit bzw. Aktivierbarkeit ist, dass der Referent bereits ins TWM eingeführt wurde und die Referenz also anaphorisch ist. Der bestimmte Artikel gibt dem Leser also die Anweisung, im TWM nach einem bestimmten, bereits erwähnten Referenten zu suchen und gibt damit Aufschluss über den Aktivierungszustand/Status des Textreferenten im TWM. Prinzipiell verlangt jede Anapher bei ihrer Verarbeitung vom Rezipienten einen Zuordnungsprozess im TWM, bei dem die Identitätsrelation ‚Referent 2 ist identisch mit Referent 1‘, (bei längeren anaphorischen Sequenzen entsprechend ‚Referent 3 ist identisch mit R2 und R1‘ etc.) erkannt werden muss (s. hierzu ausführlicher Schwarz-Friesel 2011).

- (96) [...] der Jugendliche, der nicht einsehen wollte, dass sein Baden-Württemberg-Ticket im IC nicht gilt – dabei hatte die Schaffnerin ihm schon angeboten, dass er einfach bei der nächsten Station aussteigt, obwohl sie genau so gut darauf hätte bestehen können, dass er auch für diese eine Station eine Fahrkarte kauft [...]. (www.seemadel.wordpress.com, 05.08.2013)

Hier hilft die grammatische Kategorie Genus bei der Zuordnung der Identitätsrelationen: *Der Jugendliche* als maskuliner Ausdruck kann sich auf denselben Referenten beziehen wie *er*, jedoch nicht auf denselben wie *die Schaffnerin*. Auch ohne konzeptuelle Plausibilität sind die Pronomina *er* und *sie* also eindeutig zuzuordnen.

Auch lexikalisch-semantische Informationen der Kopfnomen in Nominalphrasen helfen beim Zuordnungsprozess weiter, da sie erkennen lassen, ob die Identitätsrelation überhaupt möglich (s. (97) und (98)) oder plausibel ist (99).

- (97) Kinder suchen sich, wenn sie wählen können, nach wie vor mehrheitlich Spielzeug aus, das ihrem traditionellen Rollenmuster entspricht.

Mädchen lieben Puppen, Jungs bevorzugen Autos und Klötze, Erziehungsbemühungen hin oder her. (www.vaterfreuden.de, 30.11.2010)

- (98) Kinder suchen sich, wenn sie wählen können, nach wie vor mehrheitlich Spielzeug aus, das ihrem traditionellen Rollenmuster entspricht. Die Eltern dulden das.
- (99) Einbrecher sind zur Tatzeit in Münster unterwegs gewesen. Die Täter versuchten vergeblich die Haupteingangstür eines Bürogebäudes aufzuhebeln, wurden aber von Polizisten überrascht. Unerkannt flüchteten die Ganoven vor den Beamten und ließen einen Sachschaden von etwa 500,- Euro zurück. (Konstruierter Text nach www.presseportal.de)

Hier entscheidet entweder das semantische Wissen (97) (Mädchen und Jungen sind Anaphern zu *Kinder*; *Eltern* jedoch (s. (98)) kann nicht Koreferenz ausdrückende Anapher zu *Kinder* sein) oder das konzeptuelle Plausibilitätskriterium (99) über die Zuordnung (also wird niemand *die Ganoven* als Anapher dem Antezedenten *Polizisten* zuordnen). Der grammatisch-lexikalische kompatible und konzeptuell passende Antezedent wird jeweils ausgewählt (zu den Restriktionen bei der Anapher-zu-Antezedent-Zuordnung s. Schwarz 2000a: Kap. 3.2.3).

Insbesondere bei den semantisch armen pronominalen Anaphern, die keine hilfreichen Informationen wie lexikalische NPs bieten, kann der Rezipient aber oft allein aufgrund von Weltwissensaktivierung diese korrekte Zuordnung von Anapher zu Antezedent etablieren:

- (100) Das Tierheim ruft bei Frau Bummel an: „Ihr Mann₁ ist mit dem Hund₂ da und bittet uns, ihn_{1/2?} hierzubehalten. Ist das denn auch in Ordnung?“ „Klar, und den Hund₂ können Sie raus setzen, er₂ findet den Heimweg.“

Das Pronomen *ihn* ist grammatisch gesehen mehrdeutig, mit seinen grammatischen Merkmalen 3. Person, Maskulin, Singular kommen sowohl *Ihr Mann* als auch *dem Hund* als Antezedenten in Frage. Allein die konzeptuelle Plausibilität sagt uns, dass der Hund und nicht der Mann im Tierheim gelassen werden soll, da ein Tierheim ein Asyl für Tiere ist. Die Pointe liegt in der überraschenden, da konzeptuell wenig plausiblen Interpretation des Pronomens durch die Frau, womit natürlich auf Eheklischees der Art „Haustier ist wichtiger als Partner“ angespielt wird.

Bei den NPs *dem Ermittlungsrichter* und *den Kontoauszugsdrucker* in Text indirekte Anapher (89) handelt es sich um Anaphern, obgleich kein expliziter Antezedens-Ausdruck vorhanden ist und damit keine Koreferenz (im strikten Sinne einer totalen Referenzidentität) vorliegt. Diese sogenannten indirekten Anaphern (in der Forschung manchmal auch *bridging reference/bridges*, *inferred* oder *assoziative Anaphern* genannt) beziehen sich auf einen Anker-Bezugsausdruck im Vortext (in (89) sind dies *Tatverdächtiger* und *Bankgebäude*), zu Anker dem sie in einer bestimmten semantisch-konzeptuellen Relation stehen.

Wir können aufgrund unseres Weltwissens über Banken (und deren prototypische Requisiten etc.) die folgende Zuordnung machen: ‚Kontoauszugsdrucker stehen in Banken. Dieser Drucker steht in dem vorerwähnten Bankgebäude.‘ Durch die Vorerwähnung der Bank ist im LZG das mentale

Schema mit den entsprechenden Standardwerten global aktiviert worden. Dies ermöglicht die Verankerung, da die indirekte Anapher sich auf einen dieser Standardwerte bezieht.

Wie die direkten Anaphern fungieren indirekte Anaphern kontinuierkeitsweiterföhrend als Kohärenzmittel. Als definite Ausdrücke signalisieren sie dem Leser entsprechend, dass der Textreferent im TWM aktiviert und erreichbar ist. Dieser Textreferent ist aber, anders als bei den direkten Anaphern, nicht explizit eingeföhrt worden. Vielmehr hat der Ankerausdruck eine kognitive Domäne aktiviert, die einen bereits zumindest latent aktivierten Referenten repräsentiert, der dann re-aktiviert wird und dadurch in den Fokus kommt. Dieser ganze Prozess ist gekoppelt an die in 4.2 und 4.3 erörterten Gedächtnisvorgänge der Vor-Aktivierung und Aktivierungsausbreitung in kognitiven Domänen.

Es lassen sich semantisch-konzeptuell verschiedene Typen von indirekten Anaphern unterscheiden (s. ausführlich Schwarz 2000a und Schwarz-Friesel 2007b):

Anker und indirekte Anapher stehen semantisch in der Teil-Ganzes-Relation (Meronymie) wie in dem folgenden Beispielen, wo *den Kopf* Teil des Rentners und *die Augenhöhlen* Teil des Kopfes benennen.

(101) [...] sprang der 25-Jährige unvermittelt erneut auf den Rentner zu und versetzte ihm gezielt einen Fußtritt gegen den Kopf [...] (aus Bsp. (89))

(102) Darco Sangermano wurde an Silvester in den Kopf geschossen und hat nun die Kugel aus seiner Nase geschnäuzt. Das Unglück geschah, als er mit seiner Freundin durch die Stadt ging, die bekannt für Silvesterkrawalle aller Art ist.

Die Kugel trat seitlich am Kopf – hinter die Augenhöhle ein – und verharrte in der Nasenzone. Wundersamerweise verletzte die Kugel den Mann nicht ernsthaft. Im Krankenhaus blutete er zwar heftig, konnte aber durch Schnäuzen die Kugel aus seinem rechten Nasenflügel heraus schleudern. Nach einer Operation an dem Auge konnte der Italiener bereits wieder aus dem Krankenhaus entlassen werden.

(www.shortnews.de, 11.01.2011)

Es gibt nicht allzu viele echte Meronymie-Relationen. Oft handelt es sich nicht um Teil-Ganzes-Beziehungen, sondern eher um funktionale Zuordnungen. So ist auch *die Kugel* in (102) eine indirekte Anapher mit dem Anker *erschießen*. Eine Kugel ist aber nicht wirklich ein Teil einer Pistole wie die Nase ein Teil des Gesichts ist, sondern nur die typische Requisite einer Pistole. Vgl. auch das folgende Beispiel, das zeigt, wie schwierig eine eindeutige Abgrenzung manchmal ist:

(103) Drei Orte sollen der Erweiterung des Braunkohletagebaus Jänschwalde-Nord in der Lausitz weichen. Die Anwohner wehren sich.

(www.welt.de, 06.01.2013)

Die Anwohner sind in einem bestimmten Sinn Teil der Orte, sind aber keine Meronyme. Die Orte gibt es auch unabhängig von den Anwohnern (es gibt verlassene, menschenleere Orte etc.), während ein Kopf ohne Mund, Nase, Ohren schwer vorstellbar ist. Die Teile sind konstitutiv für das Ganze. Offen-

sichtlich sind die Übergänge zwischen semantischer Meronymie und konzeptuellen Schema-Werten jedoch oft nur graduell zu fassen.

Verbsemantisch gebundene indirekte Anaphern besetzen eine Rolle im semantischen Argument-Schema eines Verbs: so ist z. B. in (104) die Instrumentollenbesetzung von *abschließen* (abschließ (ich=Agens, Zimmertür=Objekt, Schlüssel=Instrument)), in (105) die Agens-Rolle von *erschließen* zu sehen.

(104) Ich kann meine Zimmertür nicht abschließen, da meine Mutter den Schlüssel verloren hat. (www.gutefrage.net)

(105) Aus nächster Nähe wurde am Samstag in einem Bremer Parkhaus ein 46-jähriger Geschäftsmann *erschossen*. *Der Täter* konnte fliehen. (www.bz-berlin.de, 02.09.2012)

In (106) ist der Textreferent der indirekten Anapher *die nette, junge Kellnerin* im Schema GASTWIRTSCHAFT zu erreichen: Schema-basierte indirekte Anaphern benennen typische Werte, Rollen, Requisiten etc. eines bestimmten Skripts:

(106) Letzteres natürlich besonders bei der wohl verdienten isotonischen Kaltschale in der dem Sportcenter angeschlossenen Gastwirtschaft. Am Ende des Tages verabschiedete uns die nette, junge Kellnerin mit den durch die ganze Gaststube gerufenen Worten „Auf Wiedersehen!“ (www.rogowskis-welt.de, 02.11.2012)

In (107) ist die NP *ein Zirkus* Anker für die nachfolgenden indirekten Anaphern *der Löwendirektor*, *der Akrobat* und *der Zauberer*.

(107) Eines Tages kam ein Zirkus in die Stadt. [...] Danach kam der Löwendirektor. Danach kam der Akrobat. Als letztes kam der Zauberer. (www.glueckaufschule-siegen.de, 04.09.2012)

Bei inferenzbasierten indirekten Anaphern muss der Leser Inferenzen ziehen, um den Textreferenten verankern zu können (s. hierzu Bsp. (108), identisch mit (83)).

(108) Geklauter Zug kracht in Wohnhaus von Schlagerstar. Richard Herrey hörte zuerst ein Geräusch, dann ein lautes Krachen: Genau in diesem Moment fuhr eine 22-jährige Putzfrau einen Stockholmer Vorortzug mitten in das Haus des Musikers, der einst mit seinen Brüdern den Eurovision Song Contest gewann. Die Behörden rätseln nun über die Hintergründe. (www.tagesschau.de, 15.01.2013)

Der vorherige Text in (108) enthält keinen spezifischen Anker-Ausdruck für die indirekten Anaphern *die Behörden* und *die Hintergründe*. Damit die Sätze kohärent verbunden sind, muss der Leser die Inferenz ziehen, dass nach einem solchen Ereignis behördliche Ermittlungen stattfinden, um die Hintergründe zu klären. Ähnlich ist es bei (109). Die Inferenzen ‚Es handelt sich um Mord. Bei Mord ermitteln Polizisten. Die Berliner Mordkommission hat Ermittlungen übernommen‘ werden gezogen.

(109) In einer Wohnung in Oberschöneweide ist am Dienstagmorgen ein toter Mann gefunden worden. [...] Die Leiche soll mehrere Messersti-

che aufgewiesen haben. Die Mordkommission ermittelt. (Berliner Morgenpost, 18./19.05.2013)

Dass eine neue Information, die definit kodiert wird, zu einer alten in Beziehung gesetzt werden muss, um verstanden zu werden, haben wir bereits anhand vieler Beispiele gesehen. Bei indirekten Anaphern ist die alte, die bekannte Information nicht auf der Textoberfläche, der Textgrammatik, sondern in der Textsemantik zu finden. Der Rezipient, der vom Kooperationsprinzip des Produzenten ausgeht, wird die definiten sprachlichen Mittel als Suchanweisungen verarbeiten, die ihm helfen, das TWM des Produzenten nachzuvollziehen und insgesamt den Text zu verstehen. Er geht also davon aus, dass die Ausdrücke ihm problemlos ermöglichen, die Textreferenten zu finden. Dieser Aspekt wird in der Forschung auch Zugänglichkeit oder Erreichbarkeit genannt: Textreferenten sind zugänglich, wenn der Text, der Kontext und/oder das Weltwissen eine Möglichkeit bieten, sie kognitiv zu erreichen und zuzuordnen. Indirekte Anaphern haben eine doppelte Funktion bei der Kohärenzetahlung und beim Aufbau des Textweltmodells: Sie führen einerseits progressiv neue Referenten ein und signalisieren andererseits auch referenzielle Kontinuität, da sie die Referenz der Ankerdomäne global fortführen. Sie sind somit als anaphorische Ausdrücke rhematische Themata.

Zugänglichkeit

rhematisches Thema

Eine besondere Form der Textreferenz, die Kontinuität bewirkt, ist die Kataphorik, wie sie am Anfang des folgenden Textes zu sehen ist:

(110) Zwei Tage lang hatte er₁ wie tot auf seinem Büffelledersofa gelegen. Dann stand er₁ auf, duschte ausgiebig, um auch den letzten Partikel Krankenhausduft von sich₁ abzuwaschen, und fuhr nach Neuendorf. Er₁ fuhr die A115, wie immer. [...] Neuendorf besaß neuerdings eine eigene Autobahnabfahrt – „neuerdings“ hieß für Alexander₁ immer noch: nach der Wende. (Eugen Ruge, *In Zeiten des abnehmenden Lichts. Roman einer Familie*, 7, Beginn des Romans)

Der Rezipient weiß nicht, worauf das inhaltsarme Pronomen *er*, das mehrfach benutzt wird, um auf den neuen Textreferenten zu referieren, Bezug nimmt. Die Identität des Referenten bleibt unbestimmt, der Textreferent ist nicht im TWM (bzw. nur als eine Art Platzhalter) zu etablieren. Die Auflösung und Zuordnung kommt erst Sätze später durch den Postzedenten *Alexander*. Postzedenten sind die Äquivalente der Antezedenten, nur dass die Richtung der Erwartung jeweils anders ist. Über den Textreferenten *Alexander* erfährt der Leser dann im weiteren Verlauf mehr, der Platzhalter im TWM wird sukzessive elaboriert (s. hierzu auch das Tony-Beispiel in (77), das zeigt, wie ein Textreferent allmählich im TWM Gestalt annimmt). Kataphern sind also Vorwärtsverweise, die einen Referenten mittels informationsarmer Ausdrücke einführen (ansonsten aber wie Anaphern, die Rückwärtsverweise sind, fungieren; s. Consten (2004) zur Kritik am Kataphernkonzept). Dabei haben sie in Romanen und Zeitungsartikeln die Funktion, Spannung aufzubauen:

Kataphorik

Postzedent

(111) Schnell gelebt, früh gestorben

Sie sind jung, sie sind erfolgreich, sie leben auf der Überholspur, sie verglühen wie Sternschnuppen: Eine ganze Reihe von Jungstars, die

früh zu Ikonen wurden, haben ihren Ruhm mit dem Leben bezahlt. [...] Der deutsch-französische Kultursender Arte dokumentiert vier solcher Schicksale in einer Serie [...] Den Auftakt macht an diesem Samstag um Mitternacht ein Film über John Belushi, einen der beiden „Blues Brothers“. (www.sz-online.de, 14.07.2012)

Bislang haben wir Anaphern kennengelernt, mit denen Sprecher auf einzelne Personen oder Gegenstände erneut Bezug nehmen. Die Antezedenten dieser Anaphern sind folglich Nominalphrasen. Betrachten wir nun komplexere Typen wie in den nachfolgenden Beispielen:

(112) Nicht der eigene Wille, sondern ein Zaubertrank ließ Tristan und Isolde – unschuldig – in sündiger Liebe entbrennen. Aus diesem Grund konnte König Marke, Isoldes Ehemann, dem Liebespaar wider Willen am Schluss auch großmütig verzeihen. (Gabriela Signori, *Von der Paradiesehe zur Gütergemeinschaft. Die Ehe in der mittelalterlichen Lebens- und Vorstellungswelt*, 125)

(113) Jacob (* 1785) und Wilhelm (* 1786) waren die ältesten Söhne der Dorothea Grimm, geborene Zimmer, und des Hanauer Juristen und späteren Steinauer Amtmannes Philipp Wilhelm Grimm. In Hanau brachte Dorothea Grimm insgesamt neun Kinder zur Welt, drei von ihnen starben im Kleinkindalter. Nach dem Tod des Vaters im Jahr 1796 nahm sich Henriette Philippine Zimmer, die ältere Schwester der Dorothea Grimm und Hofdame am landgräflichen Hof in Kassel, der Familie an. (www.grimm2013nordhessen.de)

In (112) werden die Referenten Tristan und Isolde zunächst einzeln (mit koordinierten NPs) eingeführt. Die Autorin könnte jeden der beiden mit einer normalen direkten Anapher wieder aufnehmen, z. B. *während Tristan nicht weiter darüber nachdachte, hatte Isolde doch ein paar Gewissensbisse*. Stattdessen wird aber aus den beiden Referenten mit *dem Liebespaar wider Willen* ein einheitlicher Referent gebildet, der im Textweltmodell wie ein einziges Objekt behandelt werden kann. So folgen dem Textauszug (112) noch zwei Referenzen auf dieses Objekt (*das Liebespaar, das an Trauer starb, den Liebenden*). Wir nennen diese Art der Anaphorik Pluralanaphorik. Der anaphorische Ausdruck kann grammatisch im Singular stehen (*das Paar, die Gruppe, die Bande*) oder im Plural (*die Liebenden, die beiden, die Geschwister*). Entscheidend ist, dass mehrere Referenten mittels einer Anapher zu einem Knoten im Textweltmodell zusammengefasst werden.

In (113) ist es schwierig, den Antezedenten zur Pluralanapher *der Familie* im Text zu bestimmen. Insgesamt sind hier zwölf Personen erwähnt (die Grimmschen Eltern, ihre neun Kinder und die Schwester der Mutter). Die Familie, der die Schwester sich annahm, bestand nicht aus allen eingeführten Personen, sondern natürlich nur noch aus den überlebenden sechs Kindern und vermutlich auch deren Mutter. Die Referenten, aus denen der Knoten *FAMILIE* gebildet wird, werden so nicht vorerwähnt. Die Konstitution des Referenten der Pluralanapher *der Familie* ist hier also auch eine Sache des Weltwissens, dennoch wirkt der Text nicht unklar oder inkohärent.

Pronominale Plural-Anaphern zeigen bestimmte konzeptuelle Beschränkungen: So müssen die Referenten entweder derselben ontologischen Kate-

Pluralanapher

gorie angehören oder sich in einem gemeinsamen Konzept plausibel zusammenfassen lassen (s. hierzu auch Kaup et al. 2002). Vgl.

- (114) a) Sigi ging mit Jossi und Eli auf die Promenade. Sie hatten viel Spaß zusammen.
 b) Sigi ging mit Ball und Rollschuhen auf die Promenade. *Sie hatten viel Spaß zusammen.

Vgl. aber auch:

- c) Sigi umarmte den Schimpansen ein letztes Mal. Sie waren dicke Freunde geworden.

Werfen wir nun einen Blick auf (115) und (116):

- (115) Ab bestimmten Korngrößen werden die Zwischenräume beim Vermischen wichtig. Wenn Sie z.B. 1 m³ groben Kies (oder grobe Steine) mit 1 m³ Erde vermischen, wird das fertige Gemisch keine 2 m³ ergeben, sondern weniger.
 (Ratgeber eines Baustoffhändlers, www.baustoffe-liefern.de)

- (116) [Über ein seltenes, historisches Automodell] Man nehme die Fahrgastzelle des Austin 1800 mitsamt Türen, lasse bei Farina ein längeres Heck und eine andere Front entwerfen, implantiere einen Sechszylindermotor und versehe den Wagen mit Heckantrieb. Schließlich garniere man das Ganze mit Kunstledersitzen und einem hydroelastischen Fahrwerk und fertig ist der Austin 3 litre. (www.sueddeutsche.de)

In diesen Beispielen geschieht noch etwas mehr als die bloße Summierung mehrerer vorerwählter Referenten. Man benötigt auch ein dynamisches Element, also ein Geschehen oder Handeln, ausgedrückt in (115) durch das Verb *vermischen*, in (116) durch *nehmen*, *entwerfen lassen*, *implantieren*, *versehen* und *garnieren*. Die jeweiligen Referenten, benannt mit *das fertige Gemisch* bzw. *das Ganze* sind erschließbar aus den vorerwählten Einzelbestandteilen und den Handlungen, die damit vollzogen werden. Wir sprechen hier von Kombinationsanaphern. Dass (116) typische formale Merkmale eines Kochrezeptes aufweist (*Man nehme...*), ist sicherlich eine stilistische Absicht des Autors. Er spielt mit intertextuellen Bezügen und will dadurch den Eindruck vermitteln, das beschriebene Automodell sei aus fertigen Komponenten zusammengestellt worden wie eine Mahlzeit. Tatsächlich wird man Kombinationsanaphern häufig in instruktiven Textsorten wie Rezepten oder Bauanleitungen finden.

Kombinationsanapher

Einen besonderen Subtyp der textuellen Anaphorik stellen die Komplexanaphern (wie *Das Unglück* in (102)) dar (auch *abstract object anaphora* oder *situational anaphora* genannt). ‚Unglück‘ findet sich als semantische Information noch nicht im Antezedenssatz, sondern erst in der Komplexanapher. Im Textweltmodell entsteht somit ein ganz neuer konzeptueller Repräsentationsknoten für einen abstrakten Textreferenten. Komplexanaphern nehmen nicht Bezug auf einzelne Referenten, sondern auf komplexe Sachverhalte oder Prozesse.

Komplexanapher

- (117) Was war bloß am 04.10.2012 zur Gemeinderatssitzung in die CDU-Fraktion gefahren? Da lehnt sie die Aufnahme der Resolution auf die Tagesordnung ab, obwohl sie sie selbst mit unterschrieben hat. [...] Nichts, gar nichts hat sich in wenigen Tagen so stark verändert, dass diese Handlungsweise einigermaßen verständlich wäre.
(www.wsdh.de, 05.10.2012)

Diese Handlungsweise ist eine direkte Komplexanapher, ihr Antezedent ist der gesamte zweite Satz des Textauszugs. Dieser Satz beschreibt den Referenten zum ersten Mal in diesem Text, nämlich ein bestimmtes Abstimmungsverhalten einiger Politiker. Weil dieser Referent ein Geschehen ist, das zu einem ganz bestimmten Zeitpunkt an einem ganz bestimmten Ort stattgefunden hat, ist es nach Kategorien der Semantik ein Ereignis. Weitere solche Kategorien sind ‚Prozess‘ (in der Regel an einen Ort gebunden, aber nicht auf einen Zeitpunkt beschränkt) und ‚Zustand‘ (kann, muss aber nicht auf einen Ort beschränkt sein; kann, muss aber nicht, von beschränkter Dauer sein). Ereignis, Prozess und Zustand sind ‚ontologische Kategorien‘; die Ontologie ist ein Teil der theoretischen Philosophie, die ‚Lehre vom Sein‘, und versucht, konkrete und abstrakte Dinge aller Art zu ordnen. Dies ist dann auch manchmal für die Semantik nützlich, wo es darum geht, wie diese Dinge benannt werden. (118) und (119) zeigen Beispiele zu Komplexanaphern mit Prozess- und Zustands-Referenten:

- (118) Der Werkstoffbrei wird nochmal zerkleinert, wobei sich die ersten standfesten Einheiten bilden. Nach diesem ersten wichtigen Qualitätskontrollvorgang kommt der noch unfertige Werkstoff in die erste Säurebadeinheit [...]. In dieser Einheit werden übrig gebliebene Reste zersetzt und erste harte Vollverbindungen geknüpft. [...]. Auch dieser Prozess nimmt wieder eine Stunde in Anspruch. [auch möglich: Auch dies nimmt wieder eine Stunde in Anspruch. Nicht möglich: Auch er nimmt wieder...] (www.stupidedia.org [mit kleineren Rechtschreibkorrekturen])

Antezedent der Komplexanapher *dieser Prozess* ist der gesamte vorher zitierte Textabschnitt. Es ist eine scherzhaft-technische Beschreibung der Kau- und Verdauungsvorgänge einer Kuh. Der Vorgang ist nicht zeitgebunden, sondern im Prinzip immer wiederholbar.

- (119) Wenn man verletzt ist, ist man immer ziemlich alleine. Man kann nicht ins Geschehen eingreifen und hat das Gefühl, nicht mehr benötigt zu werden. [...] Ich habe immer nach Lösungen gesucht und gehofft, dass ich bald wieder fit bin. Aber ich wurde nicht so schnell fit. Dieser Zustand hat mich fast aufgefressen.
(Aus einem Interview mit dem Fußballer Matthieu Delpierre, www.stuttgarter-zeitung.de, 05.05.2012)

Wie in (119) kann der gesamte zitierte Vortext als Antezedent von *dieser Zustand* gelten. Mit der Komplexanapher referiert der Sprecher auf seinen Zustand des Verletztseins, wie er vorher ausführlich beschrieben wurde, und macht den abstrakten und komplexen Sachverhalt dadurch als Textreferent greifbar.

Die textuelle Funktion solcher Komplexanaphern ist folgende: Die Ereignisse, Prozesse oder Zustände werden durch die Sätze oder längeren Textpassagen, mit denen sie benannt werden, noch nicht zu Textreferenten, d. h. sie sind im Textweltmodell noch nicht als klar abgrenzbare, einheitliche Objekte handhabbar. Dies sieht man daran, dass sie noch nicht mit Personalpronomina wieder aufgenommen werden können so wie eingeführte Personen oder Dinge. Erst durch die Wiederaufnahme per Komplexanapher entsteht ein Textreferent, der im Diskurs dann wie ein konkreter Gegenstand behandelt werden kann. Danach ist auch eine Referenzkette mit Personalpronomina möglich. In (118) kann der gerade gebildete Prozess-Referent nun mit einem Personalpronomen aufgenommen werden, z. B. *Wenn er abgeschlossen ist, geht alles von vorne los.*

Komplexanaphern leisten aber noch mehr als Bildungen von neuen Textreferenten. Vgl. die folgenden Beispiele:

- (120) a) Kurze Hosen lassen die meisten Männer einfach ein wenig lächerlich aussehen [...]. Wenig bewusst war diese Tatsache dem damaligen Verteidigungsminister Rudolf Scharping, der sich mit seiner Lebensgefährtin Gräfin Pilati im Pool planschend ablichten ließ.
(www.sueddeutsche.de)

Der erste Satz, Antezedent der Komplexanapher *diese Tatsache*, bezeichnet einen Zustand. Die Komplexanapher macht daraus einen anderen ontologischen Typ, nämlich einen Fakt. Der Sprecher legt sich damit explizit auf den Wahrheitsgehalt des ersten Satzes fest. Möglich wären aber auch:

- b) Kurze Hosen lassen die meisten Männer einfach ein wenig lächerlich aussehen. Unbeeindruckt von diesem hartnäckigen Gerücht ließ sich der damalige Verteidigungsminister Rudolf Scharping mit seiner Lebensgefährtin Gräfin Pilati im Pool planschend ablichten.

Hier hebt die Komplexanapher *diesem hartnäckigen Gerücht* die pragmatisch getroffene Annahme auf, dass der Sprecher den ersten Satz für wahr hält. Der komplexe Referent wird zur reinen Proposition, also zu einer sehr abstrakten referenziellen Struktur, die nicht an einen Wahrheitsgehalt gebunden ist. Je nach gedanklicher Welt, in der diese Proposition geäußert wird, könnte sie wahr oder falsch sein.

- c) Kurze Hosen lassen die meisten Männer einfach ein wenig lächerlich aussehen. Mit dieser boshaften Lüge wollten seine Gegner Scharpings Ruf beschädigen, obwohl er auf den Poolfotos richtig gut aussah.

In dieser Variante macht die Komplexanapher *dieser boshaften Lüge* aus dem Referenten des ersten Satzes einen negierten Fakt, also eine Proposition, auf deren Falschheit sich der Sprecher festlegt. Dazu ein authentisches Beispiel:

- (121) Und wie ist nun unser Bild vom Engel? Engel sehen nach unseren Vorstellungen immer bildschön aus. Dieser Irrtum hat sicherlich manchen für mich abgestellten Engel vorbeigehen lassen, ohne dass ich hingeschaut habe. (www.utopia.forumprofi.de, 02.02.2011)

Eine Angabe des Wahrheitsgehaltes ist nicht alles, was Sprecher mittels Komplexanaphern tun können. Sie dienen auch der Strukturierung des Textes, etwa indem vorherige Textstellen als *These*, *Vorschlag* oder *Scherz* kategorisiert werden.

(122) „Die einzigen Belgier wohnen im Königspalast.“ Dieser Scherz kursoriert in dem Beneluxland. Damit wird darauf angespielt, dass alle Mitglieder der Königsfamilie von Kindheit an fließend Niederländisch, Französisch und Deutsch sprechen – die drei Sprachen des Landes. (www.finanzen.net)

Dass der erste Satz, der Antezedent der Komplexanapher *dieser Scherz*, ein Scherz ist, wird durch die Komplexanapher explizit gemacht.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich Komplexanaphern dadurch auszeichnen, dass sie sich auf komplexe syntaktische Antezedenten (Antezedensfelder; s. Marx 2011) beziehen, abstrakte Textreferenten benennen und dass ihre Rezeption vom Rezipienten die kognitive Strategie der Komplexbildung verlangt. Mit Komplexanaphern konstituiert man nicht nur, sondern man kategorisiert auch Textreferenten (z. B. als *These*, *Witz*, *Vorschlag*, als wahr oder unwahr). Die in der Proposition des Vorgängersatzes genannten Vorgänge, Sachverhalte oder Zustände werden mittels der Komplexanapher informationell komprimiert (und zusätzlich oft mit einer spezifischen Evaluation; s. hierzu Kap. 6.2) zu einem einheitlichen Text-Referenten zusammengefasst und sprachlich wieder aufgenommen. Komplexanaphern sind somit ein wesentliches Mittel für die Konstruktion von Kohärenz in Texten jeder Art.

Zusammenfassung

Wie kann man das anhand der Beispiele oben erörterte Phänomen der textuellen Anaphorik nun im kognitiv-prozeduralen Ansatz theoretisch erklären? Werfen wir zusammenfassend einen Blick auf die Beschränkungen, denen die kohärenztablierende Verwendung von Anaphern unterliegt. Welche Bedingungen müssen für das erfolgreiche Verstehen von Anaphern in Texten gegeben sein?

Die erste Voraussetzung ist, dass es im vorherigen Text einen Antezedenten gibt, der für den Leser problemlos auffindbar/identifizierbar ist und der dabei hilft, den anaphorischen Ausdruck zu verstehen, d. h. im TWM zu verankern. Damit diese Auffindung problemlos ist, müssen die folgenden Bedingungen gegeben sein:

Antezedent und Anapher stehen nicht zu weit auseinander: Der Antezedent-Ausdruck ist für den Rezipienten auf der grammatischen Oberfläche des Textes präsent, er ist syntaktisch rekonstruierbar, d. h. er befindet sich in der Bewusstseinsspanne des KZG. Dies ist ein strukturelles Kriterium. Oder der Textreferent ist konzeptuell salient in der Textwelt und hat damit einen besonderen Status im Arbeitsgedächtnis (AG). Dann kann er auch nach vielen Sätzen aufgenommen werden. Dies ist ein prozedurales Kriterium.

Antezedent und Anapher stehen in einem plausiblen semantischen oder konzeptuellen Verhältnis: Entweder ist die Relation zwischen den beiden Ausdrücken semantisch (z. B. durch Hyperonymie oder Synonymie) oder konzeptuell (durch TWM-spezifische Identität/textgebundene Paraphrase) gegeben. Hier handelt es sich um eine semantisch-konzeptuelle Bedingung. Ausnahme: In der Textwelt gelten andere ontologische Regeln; z. B. können im Märchen, in Fantasy-Romanen etc. Personen zu Dingen, Dinge zu Personen werden, s. (75) und (79).

Typisch (aber nicht notwendig) ist, dass Anapher und Antezedent auf denselben Referenten Bezug nehmen, also die Relation der Koreferenz ausdrücken. Diese referenzielle Bedingung kann aufgehoben werden, wenn statt Referenzidentität eine andere konzeptuell plausible Relation etabliert werden kann.



Weiterführende und vertiefende Literatur

Murphy (1985), Gundel et al. (1993), Ariel (1990) zum Accessibility-Ansatz, kritisch dazu Consten (2004: 131–133); Sanford/Garrod (1981) und Garrod (1995) zu direkten und indirekten Anaphern; Consten (2004) zu pronominalen indirekten Anaphern. Schwarz (2000a, b), Schwarz-Friesel (2007b, 2011) und Schwarz-Friesel/Consten (2011) ausführlich zu direkten und indirekten Anaphern in Texten; zu Komplexanaphorik vor allem Marx (2011), aber auch Schwarz-Friesel et al. (2004) und Consten et al. (2009).

6. Angewandte Textanalyse

6.1 Auf der Suche nach dem Sinn: Textsinnerschließung und interpretative Inferenzen

Wenn Lesen sich auch da als nicht bequem erweist,
sei's ein Begegnen doch mit dieses Geistes Geist.
(Rainer-Maria Rilke)

Bislang haben wir primär die wesentlichen Grundlagen der Textlinguistik, ihre theoretischen Grundannahmen und Methoden erörtert sowie ihre wesentlichen Erklärungsansätze durch die Beschreibung und Analyse diverser authentischer Beispiele erläutert. In diesem Kapitel möchten wir nun exemplarisch anhand einiger ausgewählter textueller Kommunikationsphänomene, die in vielen Disziplinen auf die eine oder andere Weise untersucht werden, zeigen, wie die textlinguistische Vorgehens- und Darstellungsweise helfen kann, diese Phänomene wissenschaftlich präzise(r) zu fassen und zu erklären.

Wir haben bereits in den vorangegangenen Kapiteln erörtert, wie hilfreich textlinguistische Kenntnisse bei der Beschäftigung mit Texten aller Art sind; am Ende dieser Einführung sollen zumindest einige weitere ausgewählte Fallbeispiele skizziert werden, um die interdisziplinäre Relevanz textwissenschaftlicher Analysen zu exemplifizieren. Wir konzentrieren uns dabei auf die Phänomene der interpretativen Textsinnerschließung (eine Dimension der Textanalyse, die traditionell im Mittelpunkt der Literaturwissenschaft steht), der forensischen Linguistik (wobei dieser Abschnitt von Konstanze Marx verfasst worden ist), und der Facetten des persuasiven Potenzials von Texten (die in medien- und kommunikationswissenschaftlichen Untersuchungen eine wichtige Rolle spielen). Textlinguistik, so unser Resümee, ist weit mehr als die sprachwissenschaftliche Beschreibung grundlegender Texteigenschaften; Textlinguistik gibt die Möglichkeit, alle funktional und sozial eingebetteten sprachlichen Phänomene der Kommunikation mit Hilfe ihrer Analysekategorien zu erklären, ihre jeweiligen Spezifika (mit ihrem Wirkungspotenzial) transparent zu machen und sie exakt zu beschreiben. Ein wichtiges Anliegen dieses Kapitels ist dabei auch, die Relevanz des Emotionspotenzials von Texten in das Bewusstsein unserer Leser zu rücken: Die emotive Dimension von Texten, von Sprache allgemein, wurde (zu) lange aus der Sprachwissenschaft ausgeklammert, obgleich alle empirischen Untersuchungen seit vielen Jahren eindrucksvoll belegen, wie stark Kognition und Emotion (nicht nur beim Textverstehen) interagieren und wie sehr die emotive Komponente von Texten deren Verarbeitung, Speicherung und Wirkung beeinflusst (s. hierzu den Text (68) in Kap. 5).

In der Textlinguistik wird Textsinn sehr oft mit Kohärenz gleichgesetzt, so wie bei de Beaugrande/Dressler (1981), wo Sinn aufgefasst wird „als tatsäch-

lich durch Textausdrücke aktiviertes Wissen“ (8) und Kohärenz als „dem Text zugrundeliegende[r] Sinnzusammenhang“ (88) definiert wird. Kohärenz ist dementsprechend das „Ergebnis der Bedeutungsaktualisierung, die den Zweck der ‚Sinn-Erzeugung‘ verfolgt“ (117). Doch Kohärenz und Textsinn sind zwei voneinander zu unterscheidende Phänomene und eine Gleichsetzung dieser beiden Phänomene nivelliert wichtige Dimensionen von Textverstehensprozessen, textueller Kompetenz und Interpretation. Auch nichtkohärente Texte sind mit entsprechendem kognitiven Aufwand und unter Berücksichtigung eines bestimmten Kontextes interpretierbar, wir können ihnen zumindest einen globalen Sinn zusprechen, obgleich sie inkohärent und auf den ersten Blick völlig unverständlich erscheinen (s. hierzu z. B. die Beispiele in 5.1 und 5.3).

Die Menge der kohärenten Texte ist also nicht identisch mit der Menge der interpretierbaren Texte. Wir unterscheiden daher terminologisch und definitorisch zwischen Kohärenz und Textsinn (s. hierzu ausführlich Schwarz-Friesel 2006): Solange keine gravierenden Kohärenzbrüche im Text anzutreffen sind, verläuft der Vorgang der Kohärenzeta-blierung beim Lesen unbewusst und automatisch und wird von unserer textuellen Kompetenz gesteuert (s. 5.2 und 5.3).

Der Textsinn ist dagegen eine der gesamten Textstruktur übergeordnete konzeptuelle Auslegungsvariante, die auch die Hauptfunktion des jeweiligen Textes erfasst. Bei einem Gedicht über den Herbst z. B. wie in (57) und (58) in Kap. 5 steht die ästhetische, die poetische Funktion im Vordergrund, bei einem politischen Gedicht wie (55) zu Kap. 6.2 im Onlinematerial kommt die aufklärende, die agitative oder persuasive Funktion hinzu. Der Textsinn ergibt sich somit aus der kommunikativen Funktion in Verbindung mit der hierarchiehöchsten konzeptuellen Makroproposition. Bsp. (50) in Kap. 5 kann man dementsprechend den Textsinn ‚Trabbi-Witz, der Heiterkeit durch das Lächerlichmachen dieser Automarke auslösen will‘ zusprechen, dem Arp-Gedicht (15) in Kap. 2.1 z. B. ‚dadaistisches Gedicht, das mittels einer surrealistischen Sprache ungewöhnliche Sinneseindrücke in der Nacht vermittelt‘. Bei diesen beiden Beispielen sieht man sehr deutlich, dass manchen Texten wesentlich schwerer ein bestimmter Textsinn zuzuordnen ist als anderen.

Den Textsinn zu bestimmen, ist oft nicht nur von unserer textuellen Kompetenz abhängig, sondern auch von enzyklopädischem Spezial- und Fachwissen, der Berücksichtigung von Textsortenwissen sowie bewusst und kontrolliert eingesetzten kognitiven Interpretationsstrategien. In der Alltagskommunikation müssen wir solche Interpretationen in der Regel gar nicht leisten: Niemand würde z. B. auf die Idee kommen, bei einer Aufbauanleitung, einem Kassenzettel oder einem Protokoll nach dem ‚tieferen Sinn‘ zu fragen, nach der kommunikativen Funktion zu suchen, da diese auf der Hand liegt. Interpretative Prozesse laufen aber bei der Rezeption und Analyse von literarischen Texten ab. Eine Interpretation geht als kognitiver Prozess weit über die bloße Bedeutungs-zuordnung und Kohärenzeta-blierung hinaus. Kohärenzeta-blierung ist als Prozess der Kontinuitätserkennung beim Textverstehen daher von der Interpretation als Prozess der Sinnerkennung abzugrenzen. Die Sinnerkennung bei Literatur kann entweder als Rekonstruktion der potentiellen Autoren-Illokution erfolgen (nach dem klassischen Credo

Textsinn

Rezeptionsästhetik der werkimmanenten Auslegung ‚Was will der Autor uns mit diesem Text sagen‘) und/oder als Sinnerzeugung, d. h. als Konstruktion einer möglichen, plausiblen Auslegungsvariante im Rahmen des Interpretationspotenzials des Textes. In der Literaturwissenschaft wird die zuletzt genannte Dimension vor allem seit den Arbeiten der Rezeptionsästhetik berücksichtigt, einem Ansatz, der die aktive Rolle des Lesers bei der Auslegung von literarischen Texten betont. Vgl. auch: „Denn interpretieren heißt: ‚sagen, was dies oder jenes für mich bedeutet“ (Bauriedl 1984: 75).

Prinzip der Sinnsuche Trotz aller Kreativität und Variabilität beim Interpretieren sind auch hier durch den Text selbst gewisse Grenzen gesetzt: Ein Stadtgedicht wie (38) oder ein Gedicht wie (37), beide in Kap. 5 im Onlinematerial, können schwerlich als ‚Anleitung zur Sterbehilfe‘ oder ‚metaphorisch ausgedrückte Bewältigung des Alters‘ interpretiert werden.

Ziel des Textverstehens ist es immer, Sinn zu erzeugen. Diese Sinnerzeugung verläuft nach dem Prinzip der Sinnsuche (von Hörmann ²1994 etwas irreführend das Prinzip der Sinnkonstanz genannt): Der Rezipient wird alle Informationen und geistigen Schlussfolgerungen benutzen, um dem Text einen Sinn zu verleihen. Meist geschieht auch dies automatisch. Wie wir bereits in den Kap. 5.1, 5.3 und 5.4 gesehen haben, gibt es jedoch zahlreiche Texte im Bereich der Literatur, die weder kohäsiv noch kohärent sind und sich einer schnellen Sinnzuschreibung entziehen. Dennoch akzeptieren wir sie als Texte, die mit einer Intention produziert wurden und versuchen, ihnen einen bestimmten globalen Sinn zuzusprechen. Wir nehmen an, dass sich der Produzent relevant geäußert und eine bestimmte Intention mit dem spezifischen Text verfolgt hat. Also werden wir versuchen, das jeweilige sprachliche Gebilde als thematisch relevant und kommunikativ sinnvoll zu interpretieren, sei es auch noch so seltsam, sei es auch ungrammatisch, semantisch kryptisch und referenziell ambig.

interpretative Inferenz Die Suche nach der Relevanz und nach dem kommunikativen Sinn im Prozess der Textrezeption entspricht der Interpretation des Textes. Die Konstruktion von lokaler und globaler Kohärenz kann dabei maßgeblich helfen, sie ist jedoch keine notwendige Voraussetzung. Um den Sinn eines Textes zu erschließen oder zu konstruieren, müssen wir interpretative Inferenzen ziehen. Diese Prozesse laufen nicht auf der lokalen, der Mikrostrukturebene eines Textes ab (wie wir sie anhand der referenziellen Unterspezifikation in 4.3 beschrieben haben), sondern auf der hierarchiehöchsten Ebene, der höchsten Makrostruktur des Textes ab (s. hierzu 5.4). Bei den *Buddenbrooks* etwa gibt der Untertitel *Untergang einer Familie* als oberste Makroproposition des Autors eine wichtige übergeordnete Sinnlesart vor. Auf der Basis dieser globalen Information können dann weitere Sinnkonstruktionen erfolgen. Die kognitive Regel ‚abstrahiere‘ spielt bei interpretativen Prozessen eine maßgebliche Rolle. Weltwissens- und inferenzgesteuerte Generalisierungen auf der Basis der Textstruktur führen zu einer (oder mehreren) Sinnauslegung(en).

Oft gibt uns der Titel eine kognitive Domäne, die hilft, den Text zu interpretieren (s. hierzu bereits 5.4):

(1) Hälfte des Lebens

Mit gelben Birnen hänget
 Und voll mit wilden Rosen
 Das Land in den See,
 Ihr holden Schwäne
 Und trunken von Küssen
 Tunkt Ihr das Haupt
 Ins heilignüchterne Wasser.

Weh mir, wo nehm' ich, wenn
 Es Winter ist, die Blumen, und
 Wo den Sonnenschein
 Und Schatten der Erde?
 Die Mauern stehn
 Sprachlos und kalt, im Winde
 Klirren die Fahnen.
 (Friedrich Hölderlin, *Hälfte des Lebens*)

Dieses Gedicht von Hölderlin (1803 verfasst) weist insgesamt kaum Kohärenz auf: In der ersten Strophe wird über Sinnesadjektive und Nomina, die Früchte und Blumen bezeichnen, eine Landschaftsbeschreibung im Spätsommer gegeben. Die NPs *gelbe Birnen* und *wilden Rosen* vermitteln Sinneseindrücke, die das Reifen und Blühen der Natur in den Mittelpunkt stellen. Gewisse surreale und sakrale Züge fließen in diese referenzielle Domäne ein: *Holde Schwäne*, die wie Personen angesprochen werden und *trunken von Küssen* sind, das *heilignüchterne Wasser* enthält semantisch eine Antonymie. Insgesamt entsteht jedoch der Eindruck, dass sich das lyrische Ich gefühlsmäßig in einem schönen und angenehmen Zustand befindet. In der zweiten Strophe erfolgt ein radikaler Wechsel, sowohl in der Beschreibung als auch im Gefühlsausdruck: Exklamativ erfolgt eine Klage (*Weh mir*), die Sorge und Furcht vor der Zukunft verrät. Der Eintritt des Winters wird als ein desolater Mangelzustand antizipiert, der sich durch das Fehlen von Licht und Wärme auszeichnet, die für jede Form des Lebens existenziell sind. *Kalt* und *sprachlos* sind Eigenschaften, die mit dem Tod assoziiert werden. Nimmt man die Information der Überschrift, ergibt sich globale Kohärenz: Die beiden Hälften des Lebens werden kontrastiv mittels der Metaphern Sommer und Winter beschrieben, das Älterwerden als Annäherung an den Tod, als das Ende des Lebens dargestellt. Die oberste Makroproposition lässt sich somit als ‚Furcht vor dem Alter und vor dem Tod‘ fassen.

Ein ganz anderer Text liegt mit (2) vor:

AUGEN AUF	INTERESSANT, INTERESSANT
<p>VON UNS hat niemand für solch eine Bratpfanne die sozusagen</p>	<p>Später war ich Notenständerfabrikant, Partiturlektor, Blechblasinstrumentenreinigungsassistent, in einer staubig chaotischen und transaxiomatischen Großstadt, die mit Philosophie zu tun hat; kurzum, was ich über mich erzählen kann, ist danach (das heißt interpretierend betrachtet) auch wieder symptomatisch, also ausschlaggebend; natürlich habe ich dann studiert, in Helsinki, und sogar in einem Konzerthaus gearbeitet; als Kurator war ich aber eher schwach.</p>
<p>Es ist schon merkwürdig, um wie vieles klarer man bestimmte Bilder vor dem Inneren Auge sieht, je mehr Abstand man zu den Ereignissen gewinnt. Findest du nicht auch? Ich erinnere mich an so manches Erlebnis aus meiner Kindheit gerne zurück. Damals arbeitete meine Mutter noch in der Kantine. Mein Vater war Dirigent und probte regelmäßig in unserem Wohnzimmer. Als ich noch sehr klein war, verstand ich nicht genau, was er da machte. Es sah schon ziemlich bedeutsam aus, erhaben geradezu. Lange saß ich da und schaute ihm bei seinem Proben zu. Na ja, und dann geschah es einmal spät am Abend, als wir Kinder bereits schliefen, dass ich durch ein Geräusch erwachte. Ich schlug die kunstvoll bestickte Bettdecke zur Seite, stand auf und ging über die weiß glänzenden Dielen in Richtung Wohnzimmer, da hörte ich ihn leise flüstern: „Er beicht mir ab“. Vater kauerte auf dem Fußboden, in sich zusammengesunken. Überall lagen Holzsplitter. Und inmitten meiner kindlichen Naivität, ich erinnere mich, hörte ich das erste mal jemanden weinen. Ich hielt am Gefühl fest. Es ließ mich nicht los.</p>	<p>Nichtsdestotrotz, auch nach ein paar finanziell wichtigen Veränderungen und Einschnitten, überkommen mich noch immer unangenehme, das heißt freigeistige Bauch- und Trennungsschmerzen, wenn ich so sage: „Ich bin Musiker“ – oder gar „Memento mori“. Interessant, interessant. Denn von all den Ideen, die ich dann notiert habe, sind selbstverständlich viele verspätet, aber sogar die Manuskripte werden auf unverschämte Weise der Erwartungshaltung nicht gerecht. Außerdem erkläre ich hiermit, dass ich bei der Herstellung von Notenständern für Pianisten weniger gut bin als bei Herstellung von Notenständern für Violinisten, bei denen ich es einmal auf sechzig Stück die Dreiviertelstunde gebracht habe. Lang lebe der Violinistennotenständer, er ist der Augapfel Gottes.</p>
<p><i>„Autobiographischer Text“</i></p> <p>Wenngleich mein Vater nicht nur Dirigent war, sondern sich meistens vor dem Schlafen ins Bett legte, hat meine Mutter mir zwar sowohl am Abend als auch während wir noch in Rostock lebten, aber doch vieles beigebracht. Ähnlich komplizierte Sachverhalte haben seitdem über die Jahre dazu beigetragen, dass ich nicht nur musikalisch tätig bin, sondern auch andere Instrumente nicht beherrsche. Möglicherweise ist alles darin begründet, dass ich während meiner Ausbildung – Mozarts Betrieb natürlich; wo nachgefragt wird, wann immer, dem droht sie – nicht mitgeschrieben habe, wie Cindy und Bert sich zu Sonny und Cher verhalten (wie Musiker nämlich, einerseits, doch andererseits biographisch, jeweils wie wechselseitig), und zwar weil ich gerade damals neben den Faxgeräten Schichtdienst hatte, um gegen Glanz und Elend ein wenig retrospektiv und ein wenig unempfindlich zu werden.</p>	<p>„Betrachtetes ist einvernehmlich.“</p> <p>Ja, ich frage mich immer wieder und wieder, was dahinter steckt: Fragen, Fetzen, Gedankenfragmente. Wenn der Sprossling die Eltern ohne deren Wissen über so manches sprechen hört: ... dann wird er mir abbrechen“, und daraufhin sich Bilder darbieten: der Erzeuger, die Arme über dem Kopf zusammenschlagen, neben ihm der zerbrochene Dirigentenstock, Splitter auf dem Fußboden verteilt. Wieso missverstanden? Kann man sich so verhalten? Nein, in meiner Biographie haften den Bildern, die ich von dieser Szene ausgehend gemalt habe, noch immer eine unverfälschte Schönheit an; und es ist nebensächlich, ob sie mir gefallen oder nicht – ich sehe ja die Farben, auch jetzt, von vorne und hinten, er wird abbrechen, immer wiederkehrend, sonst nichts. Weran ich feuchte, sind Keilen, Fotoalben, bedruckte Bettdecken, deren Wesen sich mit den Bildern, denen ich all diese Fragen stelle, vereint hat.</p> <p>Im <i>Memoiren</i> dem Betrachteten auf die Spur kommen, wobei die Untersuchungsinstrumente, Sinn und Erkenntnis, trügerischer und doch auch erhellender sind als der Gegenstand, den sie nicht nur untersuchen, sondern letztlich auch entstehen lassen und darstellen: mentale Bilder, so und nur so, das Betrachtete. Bloß die totale Erkenntnis gibt es nicht. Und jede Beschreibung verfälscht das Ergebnis. Dieses Hindernis bleibt als Quelle, womöglich Antrieb.</p>

(2) Collage nach Oskar Pastior

Dieser Text, der in Anlehnung an einen Text von Oskar Pastior konzipiert wurde, ist für den Rezipienten sowohl hinsichtlich Kohärenz als auch Sinnzuordnung kompliziert, da hier in einem Text gleich mehrere, ganz verschiedene Texte unterschiedlicher Textsorten in einer Art Collage zusammengefügt sind. Diese neben- und übereinanderstehenden Texte durchbrechen die Regeln der uns bekannten Superstrukturen und bieten auf zwei Buchseiten viele heterogene Informationen mit unterschiedlichen Strukturen. Nach der Rezeption stellt sich die Frage, was diese Darbietung verwirrender Eindrücke zu bedeuten hat, welche Intention damit realisiert werden soll. Auch hier gibt der Titel als Makroproposition eine Interpretationshilfe: *Augen auf* bzw. im Original *Jalousien aufgemacht* aktiviert die kognitive Domäne BLICK AUS DEM FENSTER. Ein TWM wird aktiviert, in dem die verschiedenen Informationseinheiten dieser Domäne global kohärent untergeordnet werden. Durch die Regel der Abstraktion und das Wissen, das die Texte von Oskar Pastior sich stets besonders durch Sprachspielereien und -experimente auszeichnen, entsteht als mögliche Textsinntvariante ‚Sprachspielerische Prosa, die mittels verschiedener Textsortenexemplare den Strom von möglichen Eindrücken auf den Geist vermittelt‘.

Bei (3) bietet die Semantik des Titels, anders als bei (1) und (2) keine entscheidende Makroproposition, die bei der Textsinntfindung hilft.

(3) Nördlicher Juni

Die Nächte haben ihre
 Eigenschaften verloren:
 Weiße Stufen die
 Horizonte mit
 Rostroten Tüchern.
 Wer hier hinaufspringt
 Kann glücklich werden.
 Dreimal rufe ich dich aber
 Du bist nicht
 Auf Erden.
 (Sarah Kirsch, *Nördlicher Juni*)

Zwar gibt *Nördlicher Juni* eine referenzielle Einordnungsinstanz und gewährleistet damit globale Kohärenz, aber um den übergeordneten Sinn des Gedichtes zu erfassen oder zu konstruieren, müssen weitere, bewusste Prozesse bemüht, interpretative Inferenzen gezogen werden. Strategiegeleitet können hierbei Kenntnisse über Entstehungszeitpunkt und Kontext des Textes, die Biographie der Autorin, über andere Werke von Sarah Kirsch hinzugezogen werden. Letztlich fließt auch das gesamte Vorwissen des Rezipienten, seine Erfahrungs- und Einstellungswelt, seine Motivation, sich auf den Text intensiver einzulassen, eine entscheidende Rolle.

Kohärenzetaablierung und Sinnzuordnung müssen keineswegs hintereinander, sondern können auch zeitlich parallel ablaufen, d. h. während des Textverstehens beginnt auch gleichzeitig für die bereits gelesenen Textteile eine übergeordnete Sinnsuche (wenngleich die meisten bewussten Interpretationsaktivitäten in der literaturwissenschaftlichen Praxis nach der Textrezeption beginnen). Die Textlinguistik kann insbesondere im didaktischen Bereich der Literaturanalyse mit ihren präzisen Beschreibungs- und Erklärungskategorien helfen, für unterschiedliche Prozesse und Analyseschritte beim Textverstehen und Interpretieren zu sensibilisieren und den Vorgang der Textsinnszuordnung explanativ transparenter zu machen.

Dadurch kann auch eine Brücke zwischen den oft als separat empfundenen Disziplinen Linguistik und Literaturwissenschaft geschlagen werden, und Methoden einer integrativen Textwissenschaft können ihre Anwendung finden.

Zusammenfassung

Verstehen und Interpretieren sind voneinander als kognitive Prozesse zu unterscheiden, ebenso Kohärenz, als konzeptuelle Kontinuität und Textsinn, als Erstellung einer Auslegungs-, einer der Textstruktur übergeordneten konzeptuellen Deutungsvariante. Interpretative Inferenzen basieren auf der hierarchiehöchsten Makroproposition und erzeugen den Textsinn auf dieser Basis unter Berücksichtigung der primären Funktion des Textes. Vom Rezipienten werden im Prozess der Sinnsuche alle ihm zur Verfügung stehenden textuellen, situativen, enzyklopädischen Informationen benutzt, um das Ziel der Textsinnskonstruktion zu erreichen. Der Rezipient berücksichtigt dabei die Funktion des Textes und versucht (wenn möglich), die mutmaßliche Absicht des

Sprachproduzenten zu rekonstruieren. Unabhängig von dieser Autorenintentionrekonstruktion haben literarische Texte aber auch das Potenzial, für den Rezipienten eine subjektive Sinnauslegung bereit zu halten. Die Textlinguistik kann zeigen, wie durch eine Interaktion von textinternen Informationen und textexterner kognitiver Aktivität eine solche Sinnzuordnung entsteht.



Weiterführende und vertiefende Literatur

Jakobson (1979) als Klassiker zur poetischen Funktion von Sprache; Hörmann (²1994) zum Prinzip der Sinnkonstanz (bei uns: Sinnsuche), Fix (2003) zum Verhältnis von Linguistik und Literaturwissenschaft, Schwarz-Friesel (2006) zur Unterscheidung von Kohärenz und Textsinn, Textverstehen und Textinterpretation; Gardt (2007) zur Interpretation aus linguistischer Sicht. Winkler (2011) und Winkler et al. (2010) zu didaktischen Aspekten der Textanalyse.

6.2 Perspektivierung und Evaluierung

„Doch, es gibt die Welt da draußen. Aber Sie sind nie dort gewesen, nicht mal zu Besuch. Der einzige Ort, an dem Sie je waren, ist in Ihrem Kopf.“ (Stephen Macknick, Neurowissenschaftler, Barrow Neurological Center, Phoenix, WDR-Sendung „Die Macht des Unbewussten“ vom 09./16.12.2011)

Perspektivierung Jeder Text stellt einen referenziellen Sachverhalt immer perspektiviert dar (siehe hierzu Kap. 4). Dies ergibt sich zwingend, denn Wahrnehmung und Versprachlichung der wahrgenommenen Eindrücke ist immer subjektiv und erfolgt damit stets durch eine spezifische Perspektive, die eine Person, ein Objekt oder ein Ereignis vom Blickwinkel des Betrachters aus erfasst. Perspektivierung ist somit als ein grundlegendes Prinzip im kognitiven System des Menschen angelegt. Perspektivierung spiegelt sich maßgeblich in Texten wider und lässt sich dort als sprachliches Phänomen in seinen diversen Manifestationen untersuchen (s. Klein/von Stutterheim 2007, Köller 2004). Ein Textproduzent hat stets sehr viele Möglichkeiten, seine Sicht der Dinge, also seine Konzeptualisierung und seine Einstellung zu einem Sachverhalt zu verbalisieren. Durch den Einsatz spezifischer Wörter und informationsstruktureller Mittel kann er eine bestimmte Perspektive explizit (z. B. mittels sinnesausdrückender Lexeme) oder implizit (z. B. durch das Auslassen von Informationen bei gleichzeitiger Fokussierung bestimmter Aspekte oder durch Implikaturen) vermitteln (Schwarz-Friesel ²2013: 214 ff.).

Eine perspektivierte Verbalisierung referenzialisiert also selektiv bestimmte Aspekte eines Sachverhalts auf eine spezifische Weise und führt somit zu einem TWM, das eine sehr eigene Realität abbildet. Dabei können die spezifischen Referenzialisierungen von Ereignissen beim Rezipienten Konzeptualisierungen von EREIGNISSEN (d. h. Vorstellungen von Ereignissen) erzeugen. Diese mentalen Realitätskonstrukte werden oft als wahr, als objektiv und authentisch ausgegeben. Dadurch, dass sprachliche Strukturen perspektivisch bestimmte Sichtweisen, Deutungsmodelle und sogar Weltbilder transportieren und kreieren, die Gedanken und Gefühle von Rezipienten lenken und

bestimmen können, haben Texte ein enormes Macht- und Beeinflussungspotenzial (s. hierzu Kap. 6.4 zu Persuasion).

Da Perspektivierung allen Texten inhärent ist, spielt dieses Phänomen entsprechend auch in allen Textsorten eine entscheidende Rolle. In der Literatur wird z. T. die bewusst eingesetzte Perspektivierung als Strategie benutzt, um auf die Konstruiertheit von scheinbar objektiven Realitäten kritisch hinzuweisen und das Konzept von Wahrheit zu reflektieren. Kaum ein Text aus der Weltliteratur stellt die Fragilität und Doppeldeutigkeit von Realität so in den Vordergrund wie Kafkas *Auf der Galerie*, in dem zwei völlig unterschiedliche Versionen eines außersprachlichen Sachverhalts in einem Text miteinander verbunden werden:

(4) Auf der Galerie

Wenn irgendeine hinfällige, lungensüchtige Kunstreiterin in der Manege auf schwankendem Pferd vor einem unermüdlichen Publikum vom peitschenschwingenden erbarmungslosen Chef monatelang ohne Unterbrechung im Kreise rundum getrieben würde, auf dem Pferde schwirrend, Küsse werfend, in der Taille sich wiegend, und wenn dieses Spiel unter dem nichtaussetzenden Brausen des Orchesters und der Ventilatoren in die immerfort weiter sich öffnende graue Zukunft sich fortsetzte, begleitet vom vergehenden und neu anschwellenden Beifallsklatschen der Hände, die eigentlich Dampfhämmer sind – vielleicht eilte dann ein junger Galeriebesucher die lange Treppe durch alle Ränge hinab, stürzte in die Manege, rief das: Halt! durch die Fanfaren des immer sich anpassenden Orchesters.

Da es aber nicht so ist; eine schöne Dame, weiß und rot, hereinfliegt, zwischen den Vorhängen, welche die stolzen Livrierten vor ihr öffnen; der Direktor, hingebungsvoll ihre Augen suchend, in Tierhaltung ihr entgegenatmet; vorsorglich sie auf den Apfelschimmel hebt, als wäre sie seine über alles geliebte Enkelin, die sich auf gefährliche Fahrt begibt; sich nicht entschließen kann, das Peitschenzeichen zu geben; schließlich in Selbstüberwindung es knallend gibt; neben dem Pferde mit offenem Munde einherläuft; die Sprünge der Reiterin scharfen Blickes verfolgt; ihre Kunstfertigkeit kaum begreifen kann; mit englischen Ausrufen zu warnen versucht; die reifenhaltenden Reitknechte wütend zu peinlichster Achtsamkeit ermahnt; vor dem großen Salto mortale das Orchester mit aufgehobenen Händen beschwört, es möge schweigen; schließlich die Kleine vom zitternden Pferde hebt, auf beide Backen küßt und keine Huldigung des Publikums für genügend erachtet; während sie selbst, von ihm gestützt, hoch auf den Fußspitzen, vom Staub umweht, mit ausgebreiteten Armen, zurückgelehntem Köpfchen ihr Glück mit dem ganzen Zirkus teilen will – da dies so ist, legt der Galeriebesucher das Gesicht auf die Brüstung und, im Schlußmarsch wie in einem schweren Traum versinkend, weint er, ohne es zu wissen. (Franz Kafka, *Auf der Galerie*)

In dieser kurzen Erzählung stehen unmittelbar untereinander im Text zwei Realitätsperspektiven ein und desselben Ereignisses. Im ersten Teil erhält der Leser die realistische Variante von dem Auftritt einer Kunstreiterin im Zirkus, schonungslos deckt die Referenzialisierung die miserable Arbeitssituation auf. Im zweiten Teil dagegen erscheint das Ereignis aus der Perspektive der

Zirkusbesucher, denen eine gekonnt inszenierte Illusion vorgespielt wird. Dass die Galeriebesucher hinter dem schönen Schein unbewusst die Wahrheit ahnen und damit die Verlogenheit der Inszenierung fühlen, wird (referenziell unterspezifiziert) am Ende zumindest angedeutet.

Der folgende politische Witz aus der NS-Zeit ist ein weiteres Beispiel für einen Text, der zwei konträre Perspektiven in einem TWM referenzialisiert:

- (5) 1934 im Zirkus Sarrasani: Ein brüllender Löwe springt aus der Manege in den Zuschauerraum auf eine Gruppe Kinder zu. Panik. Beherzt springt ein junger Mann dazwischen und schlägt dem gefährlichen Raubtier mit einem Stuhl auf den Kopf. Dieser sinkt bewusstlos zu Boden. Ein anwesender Reporter eilt herbei: „Sie sind ein Held! Wie ist Ihr Name?“ „Moishe Cohen“. Am nächsten Tag steht im *Völkischen Beobachter*: „Frecher Judenlummel verletzt edles Tier.“

Mit solchen Witzen führten in der NS-Zeit Kritiker des Regimes die Absurdität des ideologisch geprägten Hasses auf Juden vor Augen. Aus einer mutigen Heldentat wird das Delikt der Tierverletzung. Für den modernen Leser von heute erschließt sich dieser NS-kritische Textsinn nur, wenn entsprechendes Weltwissen über die historische Phase des Nazi-Regimes bekannt ist: So muss der Rezipient z. B. wissen, dass der *Völkische Beobachter* das primäre Publikationsorgan und Sprachrohr der rassistischen und antisemitischen Nationalsozialisten war und dass Judenfeindschaft zum allumfassenden Weltbild gehörte, die alle Ebenen des sozialen Lebens prägte. Bekannt muss auch sein, dass *Moishe Cohen* ein typisch jüdischer Name ist. Nur auf der Basis dieser Kenntnisse kann die Pointe, kann der Textsinn dieses politischen Witzes inferiert werden.

(6) vermittelt ebenfalls zwei Perspektiven:

- (6) Wer solche totalitären Praktiken aufdeckt, ist natürlich ein Verräter und Staatsfeind Nummer eins. Nämlich für die Überwacher. Für alle Menschen, denen ihre Individualität, ihre Privatheit, ihre Freiheit noch etwas bedeutet, ist Edward Snowden ein Wohltäter der Menschheit.
(Peter Zudeick: *Edward Snowden: Staatsfeind oder Wohltäter*, www.radiobremen.de)

Die Funktion dieser Zusammenstellung ist es, Kritik an der Haltung und Handlung der USA in Bezug auf ihre Überwachungs- und Abhörstrategien zu vermitteln: Die kontrastive Darstellung gibt zunächst die Sicht der USA. Diese Perspektive wird aber ironisch vermittelt. Die Distanzhaltung des Sprachproduzenten wird durch das Lexem *totalitär* transparent. Seine eigene Meinung kommt erst im zweiten Teil des Textes zum Ausdruck.

In (7) wird nur eine Sicht auf einen komplexen Sachverhalt (die wirtschaftliche Lage Deutschlands 2005) vermittelt. Die perspektivierte Darstellung fokussiert durch die Aufzählung von Mängelzuständen (*arbeitslos, überholt, zu wenig* etc.) und den hyperbolischen Intensivierungsausdruck *nie da gewesen* den Ernst der Lage (aus der Sicht des Sprachproduzenten):

- (7) Unser Land steht vor gewaltigen Aufgaben. Unsere Zukunft steht auf dem Spiel. Millionen von Menschen sind arbeitslos, viele seit Jahren. Die Haushalte des Bundes und der Länder sind in einer nie da gewese-

nen kritischen Lage. Die bestehende Ordnung ist überholt. Wir haben zu wenig Kinder, und wir werden immer älter. Und wir müssen uns im weltweiten, scharfen Wettbewerb behaupten. In dieser ernststen Situation braucht unser Land eine Regierung, die ihre Ziele mit Stetigkeit und mit Nachdruck verfolgen kann. (Horst Köhler, *Fernsehansprache zur Auflösung des Bundestages in Berlin*, 21.07.2005)

Die Komplexanapher *dieser ernststen Situation* fasst die einzelnen Propositionen komprimiert evaluierend zusammen. Auch im alltäglichen Sprachgebrauch sind Texte auf der lexikalischen Ebene stark geprägt von Perspektivierungen: Für ein und dasselbe Objekt können unterschiedliche Ausdrücke zur Benennung benutzt werden (*Hund, Köter, Fiffi, Vieh*; s. hierzu bereits 4.1).

Wir sehen an diesen Lexemen, dass Perspektivierung mit Evaluierung in einer engen Symbiose steht. Evaluierung liegt vor, wenn im Text explizit und/oder implizit eine Bewertung zu einer Person, einem Sachverhalt oder Ereignis aus Produzentenperspektive vermittelt wird. Evaluierungen basieren immer auf Einstellungen, d. h. konzeptuellen Bewertungsrepräsentationen hinsichtlich bestimmter Referenzbereiche. Es sind kognitive Bestandteile der Emotion des Menschen, die als komplexes, mehrdimensionales Bewertungssystem gesehen wird. In der kognitiven Linguistik wird keine strikte Trennung von Emotion und Kognition vorgenommen, sondern eine wechselseitige Beeinflussung angenommen. Kognitive Prozesse zeichnen sich generell dadurch aus, dass sie eine bewertende Dimension beinhalten, emotionale Einstellungen determinieren alle Kategorisierungs-, Entscheidungs- und Handlungsprozesse. Diese Annahme entspricht neuesten empirischen Forschungsergebnissen aus der Neurowissenschaft: Kognition und Emotion stehen in einem wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnis. Kognition, als die Gesamtheit der geistigen Aktivitäten, wird maßgeblich von emotionalen Strukturen und Prozessen begleitet oder determiniert (s. Schwarz-Friesel 2013: Kap. 4). Diese Erkenntnis ist auch für die Textverarbeitungsforschung von Relevanz: Lange Zeit konzentrierte man sich in der Leseforschung ausschließlich auf die rein kognitiven Prozesse beim Textverstehen und klammerte die emotionalen Faktoren kategorisch aus. Mit der emotiven Wende hat sich dies geändert: Erforscht wird nun auch seit Jahren die affektive Dimension des Lesens (s. u. a. Hielscher 2003, Schrott/Jacobs 2011). Dass das Lesen von Texten auch ein emotionaler Prozess ist, leuchtet intuitiv sofort ein: Wir erleben je nach Text Spannung, Aufregung, Langeweile, Wut oder Freude, entwickeln Mitleid und Empathie oder Abneigung. Texte informieren nicht nur, sie bewegen uns, rühren uns zu Tränen, machen uns glücklich. Texte mit emotional bewegenden Themen werden schneller gelesen, besser und länger behalten als neutrale Texte. Als emotional eingestufte Texte werden zudem bei gleichem kognitiven Schwierigkeitsgrad als besser verständlich eingestuft als Texte ohne diese affektive Dimension. Wann aber ist ein Text emotional für uns? Angesichts der enormen Bandbreite reaktiver Möglichkeiten auf der Rezipientenseite in Bezug auf einen Text scheint es schwierig, diese Frage wissenschaftlich zu beantworten. Das textuelle Emotionspotenzial lässt sich jedoch präzise mittels linguistischer Kategorien als textinhärente Eigenschaft beschreiben: Auf der lexikalischen Ebene tragen

Evaluierung

Einstellung

Emotionspotenzial

Emotionalisierung

emotionsausdrückende und -darstellende Lexeme (Interjektionen wie *Ach*, pejorative Wörter wie *flennen*, *Penner*, emotionsbezeichnende Lexeme wie *Wut*, *hassen*, *glücklich* etc.) dazu bei, das Emotionspotenzial eines Textes zu erhöhen. Auf der syntaktischen und satzübergreifenden Ebene spielen informationsstrukturelle Aspekte und anaphorische Verweise mit evaluativen Informationen eine wichtige Rolle. Das Emotionspotenzial eines Textes konstituiert sich durch die Menge aller Informationen, die prinzipiell besonders geeignet sind, Leser zu emotionalisieren. Es ist aber, wie gesagt, nur ein Potenzial, das als solches lediglich die prinzipielle Möglichkeit für eine emotionale Wirkung beinhaltet. Das Emotionspotenzial ist nicht identisch mit der Emotionalisierung, d. h. dem individuellen Prozess, der bei einem Rezipienten durch einen Text ausgelöst wird. Ein Text mit einem nachweislich hohen Emotionspotenzial kann bei einem Rezipienten emotionalisierend, bei einem anderen aber nicht wirken. Die empirische Rezeptionsforschung zu Trivial- und Heftchenliteratur zeigt z. B., wie ein „Arztroman“ bestimmte Lesergruppen gefühlsmäßig und identifikationsbildend hoch emotional anspricht, der bei andern Lesern nur Langeweile, Belustigung oder kritische Abwehr erzeugt. Texte mit einem niedrigen Emotionspotenzial können manche Leser hingegen sogar stärker emotionalisieren als Texte mit einem hohen Emotionspotenzial.

Die Interaktion von Perspektivierung und Evaluierung, die sich kognitiv und sprachlich kaum strikt trennen lassen, da jede Perspektivierung immer auch eine gewisse Evaluierung beinhaltet, trägt maßgeblich zum Emotionspotenzial eines Textes bei. Insbesondere Spezifikations- und Komplexanaphern sind wichtige Vertextungsmittel, um komprimiert evaluierende Informationen zu vermitteln.

Dabei geben Anaphern Evaluierungen zu einzelnen Objekten oder Personen, wie in (8) und (9):

- (8) Friedrich betrat mit den Herren das Rauchzimmer. Er hatte in dem Sprecher₁ bereits den Mann ohne Arme erkannt. Dieser Krüppel₁ war, wie Friedrich später durch Hahlström erfuhr, weltbekannt. (Gerhard Hauptmann, *Atlantis*, 440 f.)
- (9) [Maria Sterzer:] Der Amelie ist es nicht gut gegangen. Die ist beim Danner₁ gar nicht gut behandelt worden. Zum Essen hats fast nichts gekriegt von dem alten Geizhals₁ und arbeiten hats müssen wie ein Ochse. (Andrea Maria Schenkel, *Tannöd*, 81)

Komplexanaphern fassen komprimiert ganze Sachverhalte wieder auf und bewerten sie (s. hierzu bereits Kap. 5.5).

- (10) In der Astrid-Lindgren-Straße im Münchener Stadtteil Riem filmten Schweighöfer und sein Produktionsteam am vergangenen Donnerstagabend Szenen für den Film „Vaterfreuden“. Seine Begeisterung für das Filmset wurde einem vietnamesischen Jungen, der gemeinsam mit seiner Familie dort in einer Wohnung lebte und mit seinen beiden Brüdern aus einem Fenster zuschaute, zum Verhängnis: Offenbar war das Kind auf das Fensterbrett geklettert, um besser sehen zu können, verlor aber den Halt – und stürzte ganze zehn Meter tief auf die Straße. Die schweren Kopfverletzungen des Jungen wurden direkt vom Notarzt be-

handelt, noch vor Ort wurde er reanimiert und anschließend per Hub-schrauber auf die Intensivstation eines nahegelegenen Krankenhauses gebracht. Doch alle Hilfe kam zu spät: Vier Stunden später erlag der Junge dort seinen schweren Verletzungen. Matthias Schweighöfer und der Rest der Film-Crew sind selbstverständlich tief betroffen über diese Tragödie: [...] (www.promiflash.de)

Die Komplexanapher *diese Tragödie* leistet eine – wenn auch nicht überraschende – Bewertung des komplexen, abstrakten Textreferenten. Dieser Textreferent wird eingeführt in einem längeren Bericht, der spätestens mit dem zweiten Satz des Textauszugs beginnt (die Dreharbeiten selbst, die der erste Satz erwähnt, gehören nicht unbedingt zur Tragödie dazu). Die Gesamtheit der geschilderten Ereignisse werden nicht nur zu einem einheitlichen Referenzobjekt zusammengefasst, sondern auch als Tragödie evaluiert, wobei diese Evaluation aus der Perspektive des Autors und nicht der Beteiligten zu kommen scheint. In (11) dagegen wird eine Evaluation mitzitiert:

- (11) Das Straßenverkehrsamt des Landkreises Vorpommern-Greifswald schließt am Dienstag, 31. Januar, und am Mittwoch, 01. Februar 2012, ganztägig die Zulassungsstellen an den Standorten Pasewalk und Anklam. Die Mitarbeiter benötigen diese zwei Tage, um die Ausgabe der neuen amtlichen Kennzeichen für den Landkreis mit dem Kürzel „VG“ vorzubereiten. „Es ist notwendig, die örtlichen Register für die Zuteilung der neuen Nummernschilder zusammenzuführen und die Computerprogramme entsprechend anzupassen“, sagte Kreissprecher Achim Froitzheim. [...] „Wir bitten die Bürgerinnen und Bürger, sich auf die Schließung einzustellen und hoffen auf Verständnis für diese notwendige Maßnahme“, sagte der Sprecher. (www.kreis-vg.de)

Was der Behördenleiter durch seinen Sprecher als *diese notwendige Maßnahme* bezeichnen lässt, könnten unabhängige Journalisten vielleicht als *bürgerfeindliche Bummelei* oder *bürokratische Unverschämtheit* benennen.

In literarischen Texten lassen sich verschiedene Erzählhaltungen anhand evaluierender Anaphern und Komplexanaphern erkennen. Die Evaluationen geben Aufschluss über die jeweilige Perspektive, die in der Textwelt dominant ist:

- (12) Die Gesellschaft war der Messe wegen glänzend und die heutige Darstellung des Don Juan der Gegenstand des Gesprächs. Man pries im allgemeinen die Italiener und das Eingreifende ihres Spiels; doch zeigten kleine Bemerkungen [...], daß wohl keiner die tiefere Bedeutung der Oper aller Opern auch nur ahnte. [...] Donna Anna war einem zu leidenschaftlich gewesen [...] der Italiener sei viel zu finster, viel zu ernst gewesen [...]. Des Gewäschs satt, eilte ich in mein Zimmer. (E.T.A Hoffmann, *Don Juan*, 138f.)

In (12) ist die Zusammenfassung und Wertung des Gesprächs durch die Komplexanapher *des Gewäschs* auf den Ich-Erzähler, eine Figur in der Textwelt zurückzuführen und erhält für den Rezipienten den Status starker Subjektivität. In (13) verrät die Komplexanapher, dass die personale Erzählpers-

pektive (die aus der Sicht der Figuren in der Textwelt Sachverhalte schildert) gegeben ist:

- (13) „Wir lebten in den Neunzigern. Sämtliche Tante-Emma-Läden waren bereits von Schlecker, Ihr Platz und Aldi eliminiert gewesen. Auf dem Friedhof trafen sich die älteren Herrschaften und diskutierten über diese skandalösen Erneuerungen.“ (Gerald Gries, *Am blauen Himmel*)

Die Perspektive der *älteren Herrschaften* wird vermittelt, der Erzähler transportiert mit der Komplexanapher seine Belustigung.

- (14) Seine Natur war nicht unedel, aber er gewöhnte sich, die innere Schande der äußeren vorzuziehen. Man darf nur sagen, er gewöhnte sich zu prunken, während seine Mutter darbt. Diese unglückliche Wendung seines Charakters war indessen das Werk mehrerer Jahre [...]. (Annette von Droste-Hülshoff, *Die Judenbuche*, 508)

In (14) vermittelt die Komplexanapher *diese unglückliche Wendung seines Charakters* dagegen eine Evaluation aus der Perspektive des sogenannten auktorialen, also des der Textwelt übergeordneten Erzählers, der Sachverhalt wird komprimiert als negativ bewertet etabliert. Da es ein die Dinge überblickender Erzähler ist, der die Bewertung abgibt, ist für den Leser diese Wertung verbindlicher als aus der Ich-Perspektive einer Textweltfigur. Ebenso in (15), wo sich der Erzähler mit der Spezifikationsanapher *den jungen Narren der Liebe* lustig über die Verliebtheit seiner fiktiven Text-Welt-Person macht:

- (15) Friedrich war eigentlich nach Paris gereist, um eine Leidenschaft loszuwerden [...]. Die Zustände des unglücklich Liebenden sind für seine Umgebung entweder verborgen oder lächerlich. Ein solcher Mensch wird abwechselnd von lichten Illusionen verzückt oder von dunklen gefoltert. Ruhelos trieb es den jungen Narren der Liebe trotz Wind und Kälte ins Freie hinaus und durch die Straßen und Gassen des Hafendstädtchens. (Gerhart Hauptmann, *Atlantis*)

Auktorial erzählt, aber die Perspektive der Protagonistin in der Textwelt berücksichtigend, ist (16), wo die evaluierende Information die Perspektive des Kindes Pünktchen verrät:

- (16) Der Lehrer schluckte einmal und sagte dann: „Na, da komm mal rein.“ Sie folgte ihm, und sie kamen in ein großes Zimmer mit vielen Stühlen. Auf jedem der vielen Stühle saß ein Lehrer, und Pünktchen kriegte bei diesem schauerlich schönen Anblick Herzklopfen. (Erich Kästner, *Pünktchen und Anton*, 79)

Komprimierte Bewertungen mittels Komplexanaphern zu vermitteln, findet sich auch frequent in den Texten der Presse:

- (17) Der Fall Grass: Was bleibt von den „Flakhelfern“ und „Schülersoldaten“? [...] Einige aus jenen Jahrgängen, die man als Generation der Flakhelfer zu bezeichnen pflegt, scheint das Stillhalten und Abseitsstehen notorisch schwer zu fallen. Der Moraltrumpeter Günter Grass befindet sich in prominenter Gesellschaft. [...] Walser sah wieder einmal

seine Lieblingsthese vom Meinungsterror bestätigt. So kocht im Falle Grass jeder sein Süppchen – Hauptsache, es brodelt möglichst lange [...] Den Gipfel des Grotesken erklimm der Soziologe Heinz Bude [...]. Es ist nun wirklich genug. Der elende Streit fügt unserem Bild von Grass nichts wesentlich Neues hinzu. (Die Zeit, 24.08.2006)

Günter Grass wird negativ und sarkastisch mittels der Spezifikationsanapher *der Moraltrumpeter* klassifiziert, wobei der Leser diese Bewertung in ihrem über den spezifischen Kontext hinausgehenden Ausmaß versteht, wenn er sowohl um die Nazi-Vergangenheit des Schriftstellers als auch seine selbst gewählte und oft in Szene gesetzte Pose als Moralist weiß. Die Komplexanaphern *Den Gipfel des Grotesken* und *Der elende Streit* intensivieren den Eindruck der kritischen Haltung des Journalisten und geben dem konkreten Ereignis eine zusätzliche Sachverhaltsbewertung.



Weiterführende und vertiefende Literatur

Hielscher (2003) gibt einen Überblick zu emotionalen Aspekten der Textrezeption; Klein/von Stutterheim (2007); Köller (2004) und Schwarz (³2008, Kap. 6.5) erörtern sprachliche Perspektivität; Schrott/Jacobs (2011) diskutieren Ebenen des (affektiven) Textverstehens; Schwarz-Friesel (²2013, besonders Kap. 3.6; 4.9.2; 5 und 6), erläutert die Relevanz emotionaler Einstellungen bei Textproduktion und -rezeption.

6.3 Spuren im Text = Spuren zum Täter? Forensische Linguistik – Ein Anwendungsfeld für die Textlinguistik

Was macht einen Text zum Text? Welche typischen Merkmale muss ein Text aufweisen, um einer spezifischen Textsorte zugeordnet werden zu können? In den voran stehenden Kap. 2 und 3 sind diese Fragen ausführlich beantwortet worden.

Thema dieses Kapitels sind nun Texte, die bekannte Textsortenmuster nutzen, um kriminelle Absichten zu verfolgen. Es handelt sich hierbei um sogenannte inkriminierte Schreiben. Dazu zählen Erpresserschreiben, Drohbriebe aber auch Abschiedsbriebe, deren Echtheit angezweifelt wird. Das Forschungsgebiet, das sich die Analyse dieser Texte mit dem Anliegen, Autoren (und Sprecher) zu identifizieren, zur Aufgabe gemacht hat, heißt „Forensische Linguistik“. *Forensisch* bezieht sich hier darauf, dass die Linguistik eingesetzt wird, um gerichtlichen oder kriminologischen Zwecken zu dienen (s. u. a. Kniffka 1990, Olsson 2004).

Weitere Arbeitsfelder der forensischen Linguistik sind das Sprachverhalten vor Gericht und die verbesserte Verständlichkeit der Gesetzessprache. Auch die mögliche Verwechselbarkeit von Markennamen ist Gegenstand des Forschungsgebiets. Im Arbeitsrecht kommt die forensische Linguistik dann zum Einsatz, wenn „versteckte“ also über Implikaturen vermittelte Bedeutungen, z. B. in Arbeitszeugnissen, untersucht werden sollen. Die forensisch-lingui-

Textsortenmuster

stische Analyse hat also nicht ausschließlich Straftaten zum Untersuchungsgegenstand. Dennoch wird die Tätigkeit der forensischen Linguisten häufig konkret mit der im Bundeskriminalamt in den Abteilungen Autorenerkennung und Sprechererkennung verrichteten Analysearbeit assoziiert. Diese steht auch im Mittelpunkt des vorliegenden Kapitels. Die forensische Linguistik kann zwar hinsichtlich ihrer Forschungsziele „nicht bescheiden genug sein“, wie es Kniffka (2000: 68) formuliert, dennoch gibt es Fragen, zu denen durchaus Aussagen gemacht werden können. Diese sind: Ist der Autor Muttersprachler? Aus welcher Region stammt er? Welchen Bildungsgrad kann man annehmen? Welcher Berufsgruppe gehört er an? Handelt es sich um einen oder mehrere Autoren? Wie alt ist er ungefähr? Hält sich der Urheber eines Textes beispielsweise nicht an die neuen Rechtschreibregeln, könnte eine Vermutung sein, dass er die Rechtschreibung vor 1996 gelernt hat. Damit könnte auch sein Alter eingegrenzt werden. Einig sind sich die Autoren/Wissenschaftler darüber, dass keine Aussagen über das Geschlecht des Verfassers und die Ernsthaftigkeit oder Glaubwürdigkeit gemacht werden können. Im konkreten Fall wird jeweils davon ausgegangen, dass die Drohungen ernst gemeint sind (s. hierzu auch Schall 2004: 559f.). Im Folgenden soll dargestellt werden, wie bei der Autorenidentifizierung vorgegangen wird. Besonderes Augenmerk soll dabei auf dem Beitrag liegen, den die Textlinguistik in diesem Anwendungsfeld der Linguistik leisten kann.

Stil- und Fehleranalyse

Die Forensische Linguistik greift im Wesentlichen auf die Methoden Stil- und Fehleranalyse zurück. Fehler sind hauptsächlich orthographischer und grammatischer Natur, sie betreffen kaum satzübergreifende Phänomene und spielen daher aus textlinguistischer Perspektive eine eher untergeordnete Rolle. Betrachten wir daher die Stilanalyse genauer. Sie fällt in den linguistischen Forschungsbereich der Stilistik, die wiederum ein Teilgebiet der Textlinguistik ist. Stil als „Art der sprachlichen Gestaltung“ (Fleischer et al. 1993: 14) setzt Textualität voraus (s. hierzu Kap. 2), er entsteht überhaupt erst im Zusammenhang des Textes (s. Fix 2007: 449 und auch Fix et al. ³2003) und wird abhängig von relevanten globalen Textmustern (Textsorten) erfasst (Heinemann/Viehweiger 1991: 256 und Kap. 3). Für forensische Linguisten gilt der Stil als „Mittel sprachlicher Selbstdarstellung“ (Schall 2004: 552), er sollte also möglichst individuelle Elemente aufweisen.

Hinweise auf einen spezifischen Stil finden sich auf allen sprachlichen Beschreibungsebenen, sind aber erst im Zusammenspiel auf der Textebene erkennbar und eng an Muster gebunden, die uns durch Textsorten vorgegeben sind. Brinker (2000: 42) bevorzugt deshalb auch den Terminus *Musterrealisierung*. Verwendet ein Autor z. B. einmal eine Konstruktion wie *Mitteilung machen* statt *mitteilen*, die typisch für die Verwaltungssprache ist, kann noch nicht von einem Nominalstil gesprochen werden. Auch ein singular verwendetes jugendsprachliches Lexem (wie z. B. *dissen*) ist noch kein Indikator für einen jugendsprachlichen Stil. Der Nachrichtenstil würde beispielsweise durch eine klare Sprache, kurze Sätze und einen Textaufbau gekennzeichnet sein, in dem die wichtigsten Informationen zuerst gegeben werden. Stile werden nach sozialer Sphäre (Wissenschaftsstil, Verwaltungsstil), nach sozialen Gruppen (Gruppenstil), nach geographischen Räumen (Regionalstil), nach Personen (Individualstil) oder Zeit (Zeitstil) unterschieden (vgl. Fleischer et al. 1993, Dern 2009: 43).

Individuelle Elemente können nur identifiziert werden, wenn allgemeingültige Muster bekannt sind und als Bezugselement, als Vergleichsbasis herangezogen werden. Das heißt, dass das Wissen über spezifische Textsorten als Grundlage dient und bei der Analyse eines Schreibens entsprechend eingeordnet werden muss. Um es an einem ganz einfachen Beispiel zu verdeutlichen: Wenn der Autor eines Kochrezeptes Zutaten, die für das Gericht benötigt werden, aufzählt, kann das nicht als Indikator für Individualität herangezogen werden, es entspricht schlicht dem allgemeinen Muster, das ein Kochrezept aufweist. Wenn er für diese Zutaten aber außergewöhnliche, vom Muster abweichende (markierte, vgl. Brinker 2000) Umschreibungen findet, wie z. B. *süßer Kristallregen* für Zucker und die Kochanweisungen als fantasievolle Erzählung formuliert, kann ein spezifischer Stil identifiziert werden. Ein zweiter wichtiger Aspekt ist, dass nicht verschiedene von einem verdächtigen Verfasser formulierte Textsorten (z. B. ein privater Brief, ein Kochrezept und eine geschäftliche Hausmitteilung) miteinander verglichen werden dürfen.

Die Textsorte „Erpresserbrief“ weist nun die folgenden Merkmale auf (Brinker 2000: 40):

Textsorte
„Erpresserbrief“

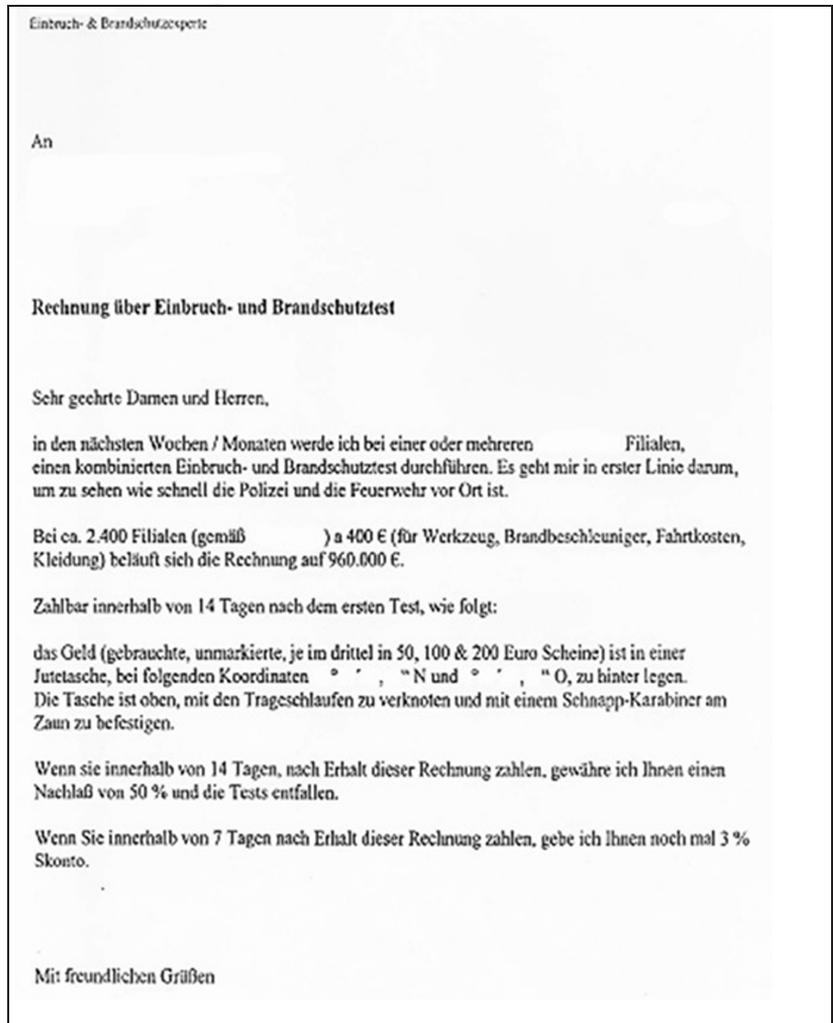
- Textfunktion: Drohung bestehend aus Aufforderung (appellative bzw. direktive Komponente) und Handlungsaufforderung (kommissive bzw. selbstverpflichtende Komponente)
- Zusätzliche (fakultative) funktionale Komponenten: Versicherung der Ernsthaftigkeit, Glaubhaftigkeit, Entschlossenheit u. ä.; Zuschreibung von Verantwortung
- Multifunktionale (fakultative) Komponente: Selbstdarstellung

Für forensische Linguisten ist also die Frage relevant, wie etwa ein solches Schreiben sprachlich umgesetzt worden ist. Hat sich der Autor möglicherweise an einer anderen Textsorte orientiert? Modifiziert er dieses Muster und wenn ja, wie? Inwiefern weicht er von einer Norm ab? Welchen Stil hat er gewählt? Inwieweit kann er sich konsequent an diesen spezifischen Stil halten?

Merkmale, die in ein Täterprofil einfließen können, sieht Brinker (2000: 39) vor allem in der Zuschreibung der Verantwortung und der Versicherung der Ernsthaftigkeit. Brinker (2000) geht davon aus, dass es für den Autor eines Erpresserschreibens nicht leicht ist, diese Komponenten stilistisch unmarkiert zu realisieren. Das müsste er allerdings, um anonym zu bleiben. Dabei die Singularität und besondere Bedeutung seiner Forderung zu betonen, ist jedoch eine kaum zu bewältigende Herausforderung.

(18) zeigt den Versuch eines Autors seine Kommunikationsabsicht als Rechnung(sbrief) zu realisieren. Die geplanten Brandanschläge werden als „Einbruch- und Brandschutztests“ verklausuliert. Es handelt sich hierbei um stilistisch markierte Handlungsanweisungen (vgl. Brinker 2000: 43, der ein ähnliches Beispiel diskutiert). Diese dürfen hinsichtlich der Selbstdarstellung und Interaktionsmodalität interpretiert werden, vgl. auch Sandig (²2006), die den Stil, den ein Individuum wählt, an seinem Bedürfnis, sich sozial zu integrieren oder abzugrenzen, misst. Eine geplante Straftat wird mit dem Lexem *Test* als für das Opfer Vorteil bringend eingestuft, für die geforderte Geldsumme wird Skonto in Aussicht gestellt. Diese sprachliche (und inhaltliche) Um-

setzung signalisiert eine spöttische Distanz, die die Assoziation mit einer selbstsicheren, arroganten Person motiviert und für das Täterprofil bedeutsame Informationen liefert.



(18) Beispiel für einen Erpresserbrief (Bundeskriminalamt, KT54-Autorenerkennung)

Stilimitation Eine weitere Frage, die für die forensisch-linguistische Analyse relevant ist, lautet: Versucht sich der Autor eines Schreibens möglicherweise zu verstellen, also einen Stil zu imitieren?

Dass die Verstellung durchaus eine Herausforderung darstellt, hat Dern (2008) in einem Experiment gezeigt, das sie mit Studierenden durchführte. Sie untersuchte in drei Teilaufgaben, ob Verstellungsversuche beim Verfassen eines Erpresserbriefes spontan unternommen werden und welche Verstellungsstrategien gewählt werden. Die Studierenden sollten zunächst ein

Erpresserschreiben formulieren und in einem zweiten Schritt, ihre Sprache so verändern, dass sie nicht erkannt werden. Die dritte Aufgabe bestand darin, die Sprache eines Nicht-Muttersprachlers zu imitieren. Als häufigste Strategie unspezifischer Verstellung kristallisierte sich das Absenken der Stilebene hin zu umgangssprachlich-salopp bis vulgär heraus. Wenn Fehler eingebaut wurden, dann auf orthographischer oder grammatischer Ebene, die Wortstellung war in keinem der Schreiben betroffen. Bei der dritten Aufgabe orientierten sich nur sechs Prozent der Versuchsteilnehmer an einer konkreten anderen Sprache, alle anderen Teilnehmer verstellten sich sprachunspecific, klischeehaft und anhand des Einbringens von Fehlern (siehe Dern 2008 und Dern 2009: 88).

Geht man davon aus, dass Textproduzenten Konventionen beherrschen und es Teil ihrer sprachlichen Kompetenz ist, verschiedene Textsorten umzusetzen und zwischen verschiedenen Stilen zu wechseln (vgl. Kap. 3 und u. a. Brinker 2000: 43), stellt sich die Frage, inwieweit ein Individualstil überhaupt identifiziert werden kann. Gibt es einen sprachlichen Fingerabdruck? Hierin ist sich die Forschung einig: Nein, einen sprachlichen Fingerabdruck, der mit der Beweiskraft eines genetischen Fingerabdrucks vergleichbar wäre, gibt es nicht. Deshalb muss die Euphorie, die von manchen „Sprachprofilern“ mitunter durch populärwissenschaftliche Veröffentlichungen geschürt wird, darauf reduziert werden, die Möglichkeiten des Faches realistisch zu bewerten. Die linguistische Analyse eines inkriminierten Textes bildet ein Puzzleteil im komplexen Aufklärungsprozess für eine Straftat, bislang ist kein Straftäter allein aufgrund eines linguistischen Gutachtens verurteilt worden.

Damit dieses Puzzleteil an Substanz gewinnt, sich also Hinweise auf ein Profil des Autors verdichten, genügt es nicht, die Oberflächenmerkmale (orthographische und grammatische Fehler) zu beschreiben. Vielmehr lohnt ein Blick darauf, wie der Text insgesamt aufgebaut ist. So geben die Ergebnisse des von Dern (2008) durchgeführten Experiments Anlass zu der Hypothese, dass je höher die Stilebene ist, desto schwieriger sich die Verstellung gestaltet. Eine zweite Hypothese geht auf Brinker (2000) zurück, der annimmt, dass Merkmale der Textoberfläche leichter manipuliert werden können als die textuelle Tiefenstruktur (was sich auch im Experiment von Dern spiegelt). Die textuelle Tiefenstruktur (s. dazu auch Kap. 5, in dem der Terminus *Textstruktur* kritisch diskutiert wird) lässt sich anhand der oben für den Erpresserbrief typischen Komponenten und der thematischen Entfaltung (s. Kap. 5.5) beschreiben, Brinker (2010: 56 ff.) unterscheidet hier vier Typen:

thematische
Entfaltung

1. deskriptiv (kommunikative Funktion: informieren, es wird ein raumzeitlicher Zusammenhang dargestellt, z. B. bei einer Nachricht, bei einem Bericht oder einer Gebrauchsanweisung);
2. narrativ (kommunikative Funktion: informieren und belehren im Sinne einer Moral, z. B. in Alltagserzählungen);
3. explikativ (kommunikative Funktion: erklären, z. B. in wissenschaftlichen Texten);
4. argumentativ (kommunikative Funktion: appellieren, überzeugen, z. B. in Kommentaren)

Wie also geht der Autor eines Erpresserbriefes vor, um sein kommunikatives Ziel zu erreichen? Welche Strategien setzt er ein und mit welchen sprachlichen Mitteln werden diese umgesetzt? Kann man bei Erpresserbriefen hinsichtlich der thematischen Elaboration ein bestimmtes Muster erkennen; sind Erpresserbriefe z. B. eher explikativ oder argumentativ? Möglicherweise ist in der Art und Weise der Informationsentfaltung eher eine individuelle Komponente zu erwarten (vgl. Brinker 2000: 44). Praktisch gestaltet sich eine solche Analyse oftmals als schwierig, weil die Mehrzahl inkriminierter Schreiben recht kurz (weniger als 200 Wörter) ist (Schall 2004: 553).

Zusammenfassung

In ein Autorenprofil (eines mutmaßlichen Täters) fließen Ergebnisse einer Fehleranalyse und einer Stilanalyse inkriminierter Schreiben ein. Gerade im Hinblick auf die Stilanalyse kann die Textlinguistik einen wichtigen Beitrag leisten. Sie geht darüber hinaus, orthographische oder grammatische Auffälligkeiten zu benennen. Vielmehr wird der gesamte Text als Produkt eines Schreibers und damit seiner Art und Fähigkeit, Texte zu strukturieren und Themen zu elaborieren, Gegenstand der Analyse. Textsorten, die in der textlinguistischen Forschung beschrieben werden, dienen hier als Bezugselement, um Abweichungen von Textmustern als individuelle Komponente des Autors eines Erpresserbriefes identifizieren zu können.



Weiterführende und vertiefende Literatur

Das Studienbuch von Fobbe (2011) bietet einen Überblick über die Forensische Linguistik und zahlreiche Anwendungsaufgaben. Dern (2009) geht detailliert auf die Theorie und Praxis der linguistischen Tatschreibenanalyse ein. In Baldauf (2000) sind aktuelle Forschungsergebnisse der in der Forensischen Linguistik namhaften Forscher zusammengefasst. Eine Beispielanalyse eines Erpresserschreibens legt Würstl (2004) vor.

6.4 Zum Persuasionspotenzial von Texten

Persuasion

Wie wir in Kap. 2 und 3 erörtert haben, werden Texte in den unterschiedlichsten kommunikativen Situationen mit z. T. sehr verschiedenen Funktionen benutzt. Eine wichtige Funktion sowohl in der alltäglichen als auch der massenmedialen Kommunikation ist die Persuasion. Hier geht es um das meinungsbeeinflussende und bewusstseinssteuernde Potenzial der Sprache. Texte können als Persuasionsinstrument Menschen kognitiv wie emotional in ihren Einstellungen und Entscheidungen prägen. Sie haben insofern Macht, als sie ein Mittel zur Lenkung unserer Gedanken und Gefühle sind, weil durch sie Wünsche geweckt, Ängste geschürt oder Weltbilder konstruiert werden, die bestimmte Handlungen nahelegen oder auslösen können.

6.4.1 Texte als meinungsbildende Strukturen

Um Rezipienten von etwas zu überzeugen, werden persuasive Strategien eingesetzt. Persuasive Strategien sind kommunikative Verfahrensweisen, die spezifisch rezipientenbeeinflussend, d.h. intentional auf eine bestimmte Wirkung ausgerichtet sind. Je nach Textsorte und sozialem Bereich, in denen sie Anwendung finden (vgl. u. a. Werbung, Politik oder Presse) kann ihr Einsatz divergieren, da sich aus der jeweiligen Wirkungsintention unterschiedliche argumentative und strukturelle Anforderungen ergeben. Aus der großen Palette persuasiver Vertextungsmittel und -strategien wählen wir Referenzialisierung und Informationsstrukturierung aus und erläutern an exemplarischen Beispielen aus dem massenmedialen Diskurs deren Persuasionspotenzial:

persuasive Strategie

Der bewusste Einsatz referenzieller Unterspezifikation und die Antizipation von spezifischen Inferenzen werden häufig benutzt, um eine persuasive Wirkung zu erzielen. Das folgende Beispiel aus dem Wahlkampf zeigt die diffamierende Dimension eines politischen Werbeslogans (der rechtsgerichteten und nationalistisch geprägten FPÖ):

(19) Jelinek und Peymann – oder Kunst und Kultur
(FPÖ-Wahlslogan in Österreich)

Um diesen Text zu verstehen, muss der Rezipient das Weltwissen aktivieren, dass Elfriede Jelinek eine sehr bekannte österreichische Schriftstellerin und Peymann ein prominenter Regisseur und Intendant ist, dass beide politisch als linksliberal einzustufen sind und ihre Kunst modern-avantgardistisch ist. Durch den Konnektor *oder*, der eine Alternative ausdrückt, wird ein Kontrast zwischen Jelinek und Peymann, beides Künstler und Kulturschaffende, und den allgemeinen Phänomenen Kunst und Kultur etabliert. So entsteht die Lesart, dass die Schriftstellerin Jelinek und der Intendant Peymann keine Kunst und Kultur betreiben. Der Rezipient muss die Inferenz ziehen, dass diese Vertreter des Kulturbetriebs so grotteschlecht und miserabel sind, dass man ihren Produkten/ihrer Tätigkeit das Merkmal Kunst/Kultur absprechen muss. Die Äußerung ist somit auf der Basis von Inferenzziehungen diffamierend. Da es sich um einen Text im Wahlkampf handelt, besteht die persuasive Funktion darin, dem potenziellen Wähler die FPÖ als attraktive und qualitätssichernde Alternative anzubieten. Der Text ist persuasiv, da der Rezipient selbst kognitiv konstruktiv zu der drastischen Be- bzw. Entwertung kommt (der Erkenntnis folgend, dass eigenständig entwickelte Erkenntnisse oder Lernergebnisse effizienter sind als von Außen auferlegte/vorgegebene).

Viele Werbetexte folgen diesem Prinzip:

(20) Der Alptraum jedes Gummibärchens! Storck-Riesen.

Bei (20) handelt es sich um eine Werbeanzeige für schokoladige Toffeebonbons. Der Text ist referenziell unterspezifiziert und sein Verständnis hängt von Inferenzziehungen ab, die von dem Bild eines überdimensional großen dunklen Riesenkaubonbons unterstützt werden: Die Gummibärchen werden personifiziert, indem sie als fühlende und Alptraum erlebende Wesen referenzialisiert werden. Inferenziell ist u. a.: ‚Gummibärchen sind eine beliebte Süßigkeit‘ und ‚größte Konkurrenz ist der Toffee‘. Auf humorvolle Wei-

se wird so der Bonbon von anderen Leckereien als besonders verführerisch abgegrenzt.

referenzielle
Überspezifikation

Aber auch referenzielle Überspezifikation kann persuasiv eingesetzt werden: Referenzielle Überspezifikation liegt vor, wenn mehr Informationen als nötig zur Darstellung eines referenziellen Sachverhalts benutzt werden. Der Einsatz von Modalwörtern verdeutlicht dies: Modalwörter wie *offensichtlich*, *unzweifelhaft*, *eventuell* vermitteln die Einstellung des Sprachproduzenten zu einem Sachverhalt. Die Sachverhaltsproposition wird also eingebettet in eine epistemische Bewertung. Dabei fokussiert der Produzent (zusätzlich zum durch Textgrammatik und -semantik ausgedrückten Sachverhalt) seine Kompetenz, seine Glaubwürdigkeit, sein Wissen. Evidenz(anspruch) und Wahrhaftigkeit wird überspezifiziert markiert, wenn Modalwörter wie *tatsächlich*, *wirklich* oder *natürlich* benutzt werden (denn der Rezipient geht ja normalerweise schon davon aus, dass der Sprachproduzent die Wahrheit sagt und über hinreichend Kenntnis verfügt). *Scheinbar* und *angeblich* dagegen drücken Zweifel an der Richtigkeit einer Proposition aus und können so die Faktizität eines Sachverhalts abschwächen.

(21) Pink-Floyd-Veteran Roger Waters zeigt aufblasbares Schwein mit Judenstern.

The Wall: Jüdische Gemeinde will Boykott. Der frühere Pink-Floyd-Bassist und Israel-Kritiker Roger Waters wird nun auch in Deutschland scharf wegen angeblich antisemitischer Symbolik in seiner Bühnenshow „The Wall live“ kritisiert [...] (Märkische Allgemeine, 30.08.2013)

Durch das Modalwort *angeblich* wird die Klassifikation ‚ein aufblasbares Schwein mit Judenstern ist ein antisemitisches Symbol‘ quasi aufgehoben bzw. deutlich abgeschwächt, da durch die Semantik von *angeblich* („vermeintlich“, „nicht sicher“) Zweifel in die Epistematik (d. h. die Einstellung bezüglich Sicherheit oder Unsicherheit eines Ereignisses) in das TWM geholt wird. Persuasiv im Sinne von bewusstseinsbeeinflussend ist diese Strategie insofern, als Rezipienten, die nicht wissen, dass verunglimpfende Abbildungen des Judensterns (insbesondere in Verbindung mit Bildern von Schweinen) zur langen Tradition typisch antisemitischer Diffamierungen und Stigmatisierungen gehören, womöglich aufgrund dieser semantischen Einschränkung nichts Verwerfliches an der Aktion sehen könnten und eine Relativierung bzw. Bagatellisierung eintritt.

Zwar ist den meisten Rezipienten mehr oder weniger bewusst, dass gerade massenmediale Texte das Ziel haben, sie in ihrem Denken und Handeln (z. B. Kaufverhalten, Wahlentscheidungen, Einstellungsstabilisierung) zu beeinflussen und dass Journalisten dabei nicht immer das Gebot der Objektivität einhalten. Durch die institutionelle Monopolstellung der Massenmedien in der Gesellschaft, die seit Jahrzehnten die primäre Informationsquelle für die meisten Menschen sind, wird die konstruierte Medienrealität jedoch allzu leicht und unhinterfragt als „real und verbindlich“ angesehen. Insbesondere bei Presstexten über Geschehnisse, Konflikte etc. in der entfernten Welt kann der Rezipient sich meist kaum persönlich davon überzeugen, ob ein Berichterstattungstext tatsächlich der Realität entspricht oder nicht vielmehr stark subjektiv gefärbt von der Einstellung des Sprachproduzenten ein

TWM bietet, das mit den Tatsachen wenig gemeinsam hat (siehe hierzu auch Kap. 4.1). Dass über Perspektivierungen und komprimierte Evaluierungen mit textuellen Anaphern sehr spezifische Realitätskonzeptualisierungen erzeugt werden, haben wir im vorigen Kapitel bereits erörtert.

Als drittes persuasives Mittel betrachten wir die Informationsstrukturierung: Die spezifische Anordnung sowie Platzierung und damit Hervorhebung, aber auch die Auslassung von Informationen kann maßgeblich zu bestimmten Deutungen der außersprachlichen Realität führen. Rezeptionsstudien zeigen z. B., dass Schlagzeilen, und auch der letzte Satz am Ende eines Presstextes, einen besonderen Aufmerksamkeitsstatus erhalten und daher bevorzugt wahrgenommen sowie behalten werden. Daher haben diesen Informationseinheiten textuelle Salienz.

Wenn also ein Text, der über ein umstrittenes Video berichtet, mit der Meinung einer Konfliktpartei in Form von direkter Rede den Text abschließt, wird eine starke Präferenz für die Wahrhaftigkeit oder Glaubwürdigkeit dieser Partei insinuiert (s. hierzu auch den Anfang des Textes (67) in den Übungen zu Kap. 6.4.1 im Onlinematerial):

- (22) Umstrittenes Gaza-Video: Israel weist Schuld an Tod von Zwölfjährigem zurück [...] Der israelische Bericht sei „komplett gefälscht“. „Die Israelis lügen und versuchen, die Wahrheit zu verschleiern“, sagte er. (www.spiegel.de, 20.05.2013)

Wenn in der Konfliktberichterstattung einer länger andauernden Krise kontinuierlich Schlagzeilen produziert werden, die eine Konfliktpartei in der Agens- und Aggressorrolle platzieren, kann dies zu einem de-realisierenden Feind- bzw. Aggressorbild bei den Rezipienten führen:

- (23) Vergeltungsschläge: Israel greift Ziele im Gazastreifen an 03.04.2013. Zum ersten Mal seit der Militäroffensive im November 2012 hat die israelische Armee wieder Ziele im Gazastreifen angegriffen. Zuvor waren von dort aus mehrere Granaten auf den Süden Israels abgefeuert worden. (Hans-Christian Rössel, www.faz.net, 03.04.2013)

In (23) wird nicht die natürliche Chronologie der Ereignisse in der außersprachlichen Realität eingehalten, vielmehr erscheint eine Abfolge im Text, die die Ursache-Wirkung-Relation durch die Informationsstruktur umkehrt. Durch die Schlagzeile wird eine Agens-Patiens-Relation in den Aufmerksamkeitsfokus gerückt. Erst durch die Rezeption des klein gedruckten Fließtextes erfährt der Leser, der durch diese Informationsstruktur Israel als Agens und als Initiator der militärischen Handlung konzeptualisiert hat, dass die Aktion tatsächlich eine Reaktion war. Vgl. entsprechend auch (24):

- (24) Nahost: Israelische Luftwaffe beschießt Gaza-Streifen Israel hat auf den Raketenbeschuss durch militante Palästinenser reagiert: Die Luftwaffe des Landes flog Angriffe auf den Gaza-Streifen – es seien zwei Terrorziele attackiert worden, teilte die Armee mit. (www.spiegel.de, 06.09.2012)



Weiterführende und vertiefende Literatur

Van Dijk (2006) zu manipulativen Aspekten im Diskurs, Bednarek (2006) zu Evaluation in Presstexten, Stenvall (2008), Nabi/Wirth (2008), Dillard/Miraldi (2008) zu Persuasion, Peters (2013) zu Schein-Evidenz als persuasive Strategie, Schwarz-Friesel (²2013, Kap. 6.3 und 6.4) zum Emotionspotenzial von massenmedialen Texten und Schwarz-Friesel/Kromminga (2013) zur persuasiven Funktion von Metaphern im Diskurs über Terrorismus.

6.4.2 Bewusstseinslenkung: Spannung als Wissensaufbau im Textweltmodell

Zu den persuasiven Strategien gehört es auch, Rezipienten in Spannung zu versetzen. Die Leser sollen eine gewisse mentale Atemlosigkeit empfinden und in den Zustand der ungeduldigen Erwartung versetzt werden. Wenngleich dieses Phänomen nicht nur in der Textsorte Kriminalroman anzutreffen ist, sondern z. B. auch in der Werbung, konzentrieren wir uns hier auf die Frage, wie die spezifische Gruselspannung in Krimis textuell erzeugt wird. Spannung ist bislang fast ausschließlich ein Untersuchungsgebiet der Literaturwissenschaft (s. jedoch die linguistischen Abhandlungen Fill ²2007 und Cheng 2011), kann aber textlinguistisch präzise im Rahmen der Textweltmodelltheorie erklärt werden. Dabei muss die Aussage von Ohler und Nieding (1996: 129) „cognition [...] plays the dominant role in predicting the experience of suspense [...]“ ergänzt bzw. modifiziert werden: Emotion und Kognition sind ausschlaggebend für das Zustandekommen und das Erleben von Spannung.

Spannung ist zunächst als mentales Phänomen zu charakterisieren, das sich aus der neugierigen und evtl. ängstlichen Antizipation, d. h. der Interaktion vom Gefühl der Erregung und kognitiver Erwartung ergibt. Wie entsteht dieser Zustand im Leser? Welche sprachlichen Mittel und Strukturen, sind besonders geeignet, Spannungselemente zu kreieren? Es geht also um das textuelle Spannungspotenzial. Dieses lässt sich im Rahmen der TWM-Theorie als sukzessiver Wissensaufbau, als spezifische Progression von Informationen im Wechsel von Aktivierung und De-Aktivierung, von Referenzialisierung mit systematischer Unterspezifikation erklären. Betrachten wir hierzu folgendes Beispiel:

(25) Jetzt riss sie die Augen weit auf und versuchte die Schwärze des Zimmers zu durchdringen. Sie fuhr mit den Händen zum Gesicht, doch etwas packte sie an den Handgelenken und riss ihre Arme nach oben. Das Krachen des Donners...in dem Licht...die Gestalt... (Jilliane Hoffmann, *Cupido*, 38)

Die Protagonistin erwacht, und die kognitive Domäne DUNKELHEIT (*die Schwärze des Zimmers*) gibt bereits einen referenziellen Sachverhalt, der ein starkes Emotionspotenzial für die meisten Menschen hat, da er mit visueller Einschränkung einhergeht. Durch die Aktivierung des abstrakten Textreferenten *etwas*, dessen Identität nicht konkretisiert wird (ist es ein Tier, ein Mensch, eine Schlingpflanze?), entsteht referenzielle Unterspezifikation: Im TWM bleibt die konzeptuelle Einheit unspezifisch, ist nichts als ein Platzhal-

textuelles
Spannungspotenzial

ter für eine unheimliche Kraft, die der Protagonistin Gewalt zufügt. Es findet also keine Instanziierung des Textreferenten (TR) statt (s. zu den Elaborationsstrategien bei referenzieller Unterspezifikation Kap. 4.3.1). Dieses Informationsdefizit wird erst einige Sätze später aufgehoben, da es zunächst einen Topik-Wechsel (also eine De-Aktivierung der beiden Textreferenten im Fokus) durch *Das Krachen des Donners...* gibt.

Wir haben bereits anhand der kataphorischen Referenz in 5.5 erörtert, wie nach diesem Verzögerungsprinzip (also der Vorenthaltung von Informationen) Spannung erzeugt wird (s. hierzu auch Cheng 2011). S. entsprechend (26):

Verzögerungsprinzip

(26) Andara spürte es, Augenblicke, ehe das Glühen begann und das Wasser sich kräuselte.

*Etwas kam. Etwas Unbeschreibliches, Großes, das den Ruf vernahm, draußen, tief in den lichtlosen schwarzen Tiefen des Meeres, etwas Namenloses, das lauernd und geduldig dort draußen gelegen hatte und nun die Krallen aus dem Schlamm zog, ein Titan, zu entsetzlich, um mit einem Namen bedacht zu werden. Es kam. Es kam!! (Wolfgang Hohlbein, *Der Hexer 01: Auf der Spur des Hexers*)*

Das Unbekannte, nicht Identifizierbare, aber Gefürchtete, das nicht Benennbare, aber sinnlich Wahrnehmbare erzeugt einen Zustand der Furcht, der nervösen, ungeduldigen Anspannung und Erregtheit, und zwar sowohl in der Perspektive der Figur im TWM als auch beim Leser. Die über mehrere Sätze hinweg erfolgende Re-Aktivierung von informationsarmen, d. h. semantisch und konzeptuell unterspezifizierten Textreferenten, deren Spezifizierung verschoben wird, verletzt somit das Prinzip der Informativität, um Spannung zu erzeugen. Das Wissen, die Lücken und Vagheiten im Text zu schließen, wird vorenthalten. Das Kooperationsprinzip (hinreichend Informationen zu geben) wird ausgesetzt: Der Leser erhält nicht alle Informationen, um den Sachverhalt vollständig zu rekonstruieren.

Dieser Zustand kann als besonders intensiv erlebt werden, wenn der Sachverhalt unerwartet (im Text durch *plötzlich* explizit ausgedrückt) im Geschehen des TWM auftritt:

(27) Plötzlich wurde ihm kalt im Nacken. Aus dem nichts heraus spürte er eine Eiseskälte. Er spürte einen Blick, einen furchteinflößender Blick. Aber hinter ihm waren nur Bäume und dann lange nichts. [...] Er konnte nicht nach vorne in die Schule schauen und er konnte nicht nach hinten schauen und herausfinden, wer oder was ihn anstarrt. Seine Atmung wurde lauter, sein Herz schlug schneller [...] Er spürte die kalte Luft in seinem Nacken, als würde sie ihn direkt anatmen. (Matthias Ratzler, www.chads-geschichten.de)

Der Referenzdomänenwechsel geht mit dem Prozess der De-Aktivierung einher, da die Re-Aktivierung der bisherigen Textreferenten abrupt unterbrochen wird. Solche spannenden Textstellen verletzen also das Kontinuitätsprinzip.

Wir haben mit (25), (26) und (27) textuelle Stellen gesehen, die einerseits Sachverhaltsinformationen liefern, die präzise genug sind, um auf eine gewisse Gefahr oder etwas Unvorhersehbares für eine Figur im TWM hinzu-

weisen, andererseits aber derart referenziell unterspezifiziert bleiben, dass die vollständige Sachverhaltsrepräsentation im TWM nicht möglich ist. Die Antizipation einer Bedrohung lenkt das Bewusstsein der Rezipienten mit progressiver Leserichtung und dem Bedürfnis, das TWM elaborieren zu können.

Die Informationsstrukturierung des Textes spielt nicht nur auf der lokalen Ebene eine entscheidende Rolle. Als letzter Satz am Ende eines Kapitels, in dem Ereignisse mit mehreren Textreferenten geschildert wurden, kommt (28):

(28) In der Ecke des Raumes lag eine Leiche. (Janet Evanovich, *Einmal ist keinmal*)

Informations-
zurückhaltung

Dann muss sich der Leser über viele Seiten hinweg gedulden, bis es zur Instanziierung von *Leiche* kommt. Bis zu dieser Textstelle im nächsten Kapitel ist nicht klar, ob sich *Leiche* anaphorisch auf einen bereits eingeführten Textreferenten bezieht oder ein neuer Textreferent aktiviert werden muss. Diese Informationszurückhaltung, die sich ebenfalls als Interaktion von Aktivierung und De-Aktivierung erklären lässt, betrifft die Makrostruktur von zwei Kapiteln des Textes. Eine Informationslücke kann sich auch über den Gesamttext (globale Makrostruktur) erstrecken, wenn z. B. erst am Ende der Geschichte die Information präsentiert wird, welcher Textreferent den Mord bzw. die Morde im TWM begangen hat.

Referenzielle Unterspezifikation dieser Art geht oft einher mit dem Bruch von Lesererwartungen, die veranlassen, das TWM zu modifizieren (s. hierzu Kap. 4.3). In Dürrenmatts *Der Verdacht* wartet Bärlach auf den Arzt Emmenberger, der abends zu ihm kommen und ihn töten will. Es besteht also bereits eine Erwartungshaltung hinsichtlich einer extremen Bedrohungssituation. Der Ausdruck *riesige, dunkle Gestalt* wird gemäß der bisherigen Textwelt als Anapher zu *Emmenberger* verstanden:

(29) So zählte er, plappernd mit weißen, blutleeren Lippen, so starrte er, eine lebende Uhr, nach der Türe, die sich nun öffnete, nun, um sieben, mit einem Schlag: die sich ihm darbot als eine schwarze Höhle, als ein geöffneter Rachen, in dessen Mitte er schemenhaft und undeutlich eine riesige, dunkle Gestalt ahnte. (Friedrich Dürrenmatt, *Der Verdacht*, 328)

Diese Zuordnung erweist sich jedoch als Irrtum: *Gestalt* ist nicht re-aktivierend in Bezug auf Emmenberger, sondern in Bezug auf den Bekannten von Bärlach, Gulliver, zu verstehen. Das TWM muss modifiziert, die Sachverhaltsrepräsentation konzeptuell re-interpretiert und neu bewertet werden. Dieser Prozess wird noch zusätzlich dadurch intensiviert, dass durch den Einschub des Kinderliedes (also einer De-Aktivierung der salienten Textreferenten), eine Informationsverzögerung eintritt.

(30) Doch war es nicht Emmenberger, wie der Alte glaubte; denn aus dem gähnenden Schlund dröhnte höhnisch und heiser dem Kommissär ein Kinderlied entgegen: „Hänschen klein/ging allein/in den großen Wald hinein“, sang die pfeifende Stimme, und im Rahmen der Türe, sie füllend, stand mächtig und breit, im schwarzen Kaftan, der zerfetzt an den

gewaltigen Gliedern herunterhing, der Jude Gulliver. (Friedrich Dürrenmatt, *Der Verdacht*, 328f.)

Zusammenfassung

Texte können das Bewusstsein lenken, die Aufmerksamkeit steuern, starke Gefühle wecken und Gedanken beeinflussen. Das Phänomen der textuellen Spannung, als Mischung aus referenzieller Unterspezifikation und Antizipation etwas Bedrohlichen, das durch die Interaktion von Kognition und Emotion zustande kommt, lässt sich im Rahmen der Textweltmodelltheorie präzise fassen und erklären.

Die textlinguistische Analyse massenmedialer Texte ist besonders geeignet, um die persuasive, d. h. die meinungsbeeinflussende und bewusstseinssteuernde Funktion der Sprache transparent zu machen und gleichzeitig zu sensibilisieren für einen kritischen Umgang mit meinungsbildenden Texten. Die präzise Aufdeckung der persuasiven Mittel und Strategien gibt somit auch Aufschluss über grundlegende Diskursstrategien und Verbalisierungsmuster im öffentlichen Kommunikationsraum und hat eine breite gesellschaftliche Relevanz.



Weiterführende und vertiefende Literatur

Fill (²2007) zu allgemeinen Aspekten von Spannung/Suspense aus linguistischer Sicht, s. hierzu auch den Aufsatz von Schmoe (2011); Cheng (2011) erörtert textlinguistisch anhand des Romans *Tannöd* Prinzipien des narrativen Spannungsaufbaus.

Notationsverzeichnis

KAPITÄLCHEN: KONZEPTE, KONZEPTUELLE STRUKTUREN

kursiv: metasprachliche Bezüge

unterstrichen: Hervorhebungen im Text

„einfache Anführungszeichen“: „Bedeutungsangaben, semantische Einheiten und Strukturen“

Glossar, Verzeichnis literarischer Quellen, Übungen und Lösungen s. www.linguistik.tu-berlin.de/menu/Textlinguistik-Einführung/

Forschungsliteratur

- Adamzik, Kirsten. 2001. Sprache: Wege zum Verstehen. Tübingen: Francke (= UTB). (32010).
- Adamzik, Kirsten. 2008. Textsorten und ihre Beschreibung. In: Janich, Nina (Hg.). Textlinguistik. 15 Einführungen. Tübingen: Narr. 145–175.
- Adelung, Johann Christoph. 1782. Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache zur Erläuterung der Deutschen Sprachlehre für Schulen. Leipzig: Breitkopf. 2 Bde. Bd. 1 (Reprographie 1972, Hildesheim: Olms).
- Alba, Joseph/Hasher, Lynn. 1983. Is memory schematic? *Psychological bulletin* 93. 203–231.
- Albert, Ruth. 2007. Methoden empirischen Arbeitens in der Linguistik. In: Steinbach, Markus et al. Schnittstellen der germanistischen Linguistik. Stuttgart: Metzler. 15–50.
- Antos, Gerd. 1997. Texte als Konstitutionsform von Wissen. Thesen zu einer evolutionstheoretischen Begründung der Textlinguistik. In: Antos, Gerd/Tietz, Heike (Hgg.). Die Zukunft der Textlinguistik. Traditionen, Transformationen, Trends. Tübingen: Niemeyer. 43–63.
- Antos, Gerd/Tietz, Heike (Hgg.). 1997. Die Zukunft der Textlinguistik. Traditionen, Transformationen, Trends. Tübingen: Niemeyer.
- Ariel, Mira. 1990. Accessing NP antecedents. London: Routledge. Croom Helm Linguistics Series.
- Asher, Nicholas. 1993. Reference to abstract objects in discourse. Dordrecht: Kluwer.
- Augustinus, Aurelius. Confessiones. Übers.: Lachmann, Otto F. 1888. Die Bekenntnisse des heiligen Augustinus. Leipzig: Reclam, 1888 [u. ö.] Nachdruck 1960: Köln: Atlas-Verlag. Verfügbar unter: www.ub.uni-freiburg.de/fileadmin/ub/referate/04/augustinus/bekannt1.htm.
- Averintseva-Klisch, Maria. 2013. Textkohärenz. Heidelberg: Winter.
- Baddeley, Alan/Eysenck, Michael/Anderson, Michael. 2009. Memory. Hove: Psychology Press.
- Bärenfänger, Maja. 2011. Ebenen des Themas. Zur Interaktion von Thema, Text und Wissen. Uni Gießen: Dissertationsschrift.
- Bauriedl, Thea. 1984. Beziehungsanalyse. Das dialektisch-emanzipatorische Prinzip der Psychoanalyse und seine Konsequenzen für die psychoanalytische Familientherapie. Frankfurt/M.: Suhrkamp (= Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft).
- Bednarek, Monika. 2006. Evaluation in media discourse. Analysis of a newspaper corpus. London: Continuum (= Research in corpus and discourse).
- Blühdorn, Hardarik/Breindl, Eva/Waßner, Ulrich Hermann (Hgg.). 2004. Brücken schlagen. Grundlagen der Konnektorensemantik. Berlin: de Gruyter (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 5).
- Bohn, Isabel/Altmann, Ulrike/Jacobs, Arthur. 2012. Looking at the brains behind figurative language – A quantitative meta-analysis of neuroimaging studies on metaphor, idiom, and irony processing. *Neuropsychologia* 50, 11. 2669–2683.
- Bokay, Antal. 1985. Text and coherence in a psychoanalytical theory of jokes. In: Sözer, Emel (Hg.). Text connexity, text coherence. Aspects, methods, results. Hamburg: Buske. 414–438.
- Brinker, Klaus. 2000. Zum Problem der Autorenerkennung aus textlinguistischer Sicht (am Beispiel von Erpresserschreiben). In: Baldauf, Christa (Hg.). 2. Symposion Autorenerkennung des Bundeskriminalamtes. Wiesbaden: Bundeskriminalamt. 34–53.
- Brinker, Klaus. 2010. Linguistische Textanalyse: eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden. 7., durchgesehene Auflage. Berlin: Schmidt.
- Brinker, Klaus/Antos, Gerd/Heinemann, Wolfgang/Sager, Sven F. (Hgg.). 2000/2001. Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Zwei Halbbände. Berlin: de Gruyter (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft Bd. 16.1 und 16.2).
- Brown, Gillian/Yule, George. 1983. Discourse analysis. Cambridge, New York: Cambridge University Press.
- Bubenhöfer, Noah. 2009. Sprachgebrauchsmuster. Korpuslinguistik als Methode der Diskurs- und Kulturanalyse. Berlin, New York: de Gruyter.
- Bublitz, Wolfram. 1999. Introduction: views of coherence. In: Bublitz, Wolfram/Lenk, Uta/Ventola, Eija (Hgg.). Coherence in spoken and written discourse. How to create it and how to describe it. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins (= Pragmatics & beyond 63). 1–7.
- Bublitz, Wolfram/Lenk, Uta/Ventola, Eija (Hgg.). 1999. Coherence in spoken and written discourse. How to create it and how to describe it. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins (= Pragmatics & beyond 63).
- Chafe, Wallace. 1976. Givenness, contrastiveness,

- definiteness, subjects, topics an point of view. In: Li, Charles (Hg.). *Subject and topic*. New York: Academic Press. 25–56.
- Cheng, Hsin-Yi. 2011. *Sprachliche Verfahren des Wissensmanagements im Kriminalroman. Ein Beitrag zur dynamischen Texttheorie*. Uni Gießen: Dissertationsschrift.
- Christmann, Ursula. 2002. *Methoden der Verstehens- und Verständlichkeitserhebung*. LiLi 128. 76–97.
- Christophersen, Paul. 1939. *The articles: A study of their theory and use in English*. Copenhagen: Munksgaard.
- Clark, Herbert H./Marshall, Catherine R. 1981. *Definite reference and mutual knowledge*. In: Webber, Bonnie L./Sag, Ivan A. (eds.). *Elements of discourse understanding*. New York: Cambridge University Press. 10–63.
- Consten, Manfred. 2004. *Anaphorisch oder deiktisch? Zu einem integrativen Modell domänengebundener Referenz*. Tübingen: Niemeyer.
- Consten, Manfred/Knees, Mareile/Schwarz-Friesel, Monika. 2009. *Complex anaphors. The impact of ontology, coteext and conceptual knowledge*. In: Zlatev, Jordan/Mats, Andren/Falck, Marlene J./Lundmark, C. (Hgg.). *Studies in language and cognition*. Newcastle: Cambridge Scholars Publishing. 285–302.
- de Beaugrande, Robert-Alain/Dressler, Wolfgang Ulrich. 1981. *Einführung in die Textlinguistik*. Tübingen: Niemeyer (= *Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft* 28).
- Deppermann, Arnulf. ⁴2008. *Gespräche analysieren. Eine Einführung*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften (= *Qualitative Sozialforschung* 3).
- Dern, Christa. 2009. *Autorenerkennung. Theorie und Praxis der linguistischen Tatschreibenanalyse*. Stuttgart: Boorberg.
- Dillard, James P./Miraldi, Lori B. 2008. *Persuasion: Research areas and approaches*. In: Fix, U./Gardt, Andreas/Knape, Joachim (Hgg.). 2008. *Rhetorik und Stilistik. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung*. Bd. 1. Berlin: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 31). 689–702.
- Fabricius-Hansen, Catherine. 2000. *Formen der Konnexion*. In: Brinker, Klaus/Antos, Gerd/Heinemann, Wolfgang/Sager, Sven F. (Hgg.). *Text- u Gesprächslinguistik*. Halbband 1. Berlin [u.a.]: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 16). 331–343.
- Fill, Alwin. ²2007. *Das Prinzip Spannung. Sprachwissenschaftliche Betrachtungen zu einem universalen Phänomen*. 2., überarbeitete Auflage. Tübingen: Narr.
- Fix, Ulla. 2003. *“Simply two peas in the philological pod”? Der Text als das Gemeinsame von Literatur- und Sprachwissenschaft*. In: Hoffmann, Michael/Kessler, Christine (Hgg.). *Berührungsbeziehungen zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft*. Frankfurt/M.: Lang. 41–58.
- Fix, Ulla. 2007. *Stil – ein sprachliches und soziales Phänomen: Beiträge zur Stilistik*. Berlin: Frank & Thimme.
- Fix, Ulla. 2008. *Text und Textlinguistik*. In: Janich, Nina (Hg.). *Textlinguistik: 15 Einführungen*. Tübingen: Narr. 15–34.
- Fix, Ulla/Gardt, Andreas/Knape, Joachim (Hgg.). 2008. *Rhetorik und Stilistik. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung*. Bd. 1. Berlin: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 31).
- Fix, Ulla/Poethe, Hannelore/Yos, Gabriele. ³2003. *Textlinguistik und Stilistik für Einsteiger: ein Lehr- und Arbeitsbuch*. Frankfurt/M.: Lang. (Leipziger Skripten 1)
- Fleischer, Wolfgang/Michel, Georg/Starke, Günter. 1993. *Stilistik der deutschen Gegenwartssprache*. Frankfurt/M. [u.a.]: Lang.
- Fobbe, Eilika. 2011. *Forensische Linguistik. Eine Einführung*. Tübingen: Narr.
- Frege, Gottlob. 1892. *Über Sinn und Bedeutung*. *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik*. Halle/Saale: Pfeffer. 25–50.
- Freud, Sigmund. 1916/1969. *Die Fehlleistungen*. In: Mitscherlich, Alexander/Richards, Angela/Strachey, James (Hgg.). *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse und Neue Folge*. Studienausgabe. 10 Bde. Bd. 1. Frankfurt/M.: Fischer. 41–80.
- Gansel, Christina. 2008. *Systemtheoretische Perspektiven auf Textsorten. Vorbemerkungen*. In: Gansel, Christina (Hg.). *Textsorten und Systemtheorie*. Göttingen: V&R unipress. 7–20.
- Gardt, Andreas. 2007. *Linguistisches Interpretieren. Konstruktivistische Theorie und realistische Praxis*. In: Hermanns, Fritz/Holly, Werner (Hgg.). *Linguistische Hermeneutik. Theorie und Praxis des Verstehens und Interpretierens*. Tübingen: Narr (= *Reihe Germanistische Linguistik* 272). 263–280.
- Garrod, Simon. 1995. *Distinguishing between explicit und implicit focus during text comprehension*. In: Rickheit, Gert/Habel, Chistopher (Hgg.). *Focus and coherence in text processing*. Berlin, New York: de Gruyter. 3–17.
- Garrod, Simon. ²2006. *Psycholinguistic research methods*. *Encyclopedia of language & linguistics*. 2. edition. Vol. 10. Amsterdam [u.a.]: Elsevier. 251–257.
- Gaskell, Gareth (Hg.). 2007. *The Oxford handbook*

- of psycholinguistics. Oxford: Oxford University Press.
- Gernsbacher, Morton A. 1995. The structure building framework: What it is, what it might also be, and why. In: Britton, Bruce K./Graesser, Arthur C. (Hgg.). *Models of text understanding*. Hillsdale/New Jersey: Erlbaum. 289–311.
- Givón, Talmy (Hg.). 1983. *Topic continuity in discourse: A quantitative cross-language study*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins.
- Givón, Talmy. 1995. Coherence in text vs. coherence in mind. In: Gernsbacher, Morton A./Givón, Talmy (Hgg.). *Coherence in spontaneous text*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins. 59–115.
- Greimas, Algirdas J. 1974. Die Isotopie der Rede. In: Kallmeyer, Werner/Klein, Wolfgang/Netzer, Klaus/Siebert, Hans-Jürgen (Hgg.). *Lektürekolleg zur Textlinguistik. Bd.2: Reader*. Frankfurt/M.: Athenäum Fischer. 126–152.
- Grice, Herbert P. 1975. Logic and conversation. In: Cole, Peter/Morgan, Jerry L. (Hgg.). *Syntax and semantics. Vol. 3*. New York: Academic Press. 41–58. (Übers.: Grice, Herbert P. 1996. *Logik und Konversation*. In: Hoffmann, Ludger (Hg.). *Sprachwissenschaft – ein Reader*. Berlin: de Gruyter. 163–182).
- Grice, Herbert P. 1980. Logik und Gesprächsanalyse. In: Kußmaul, Paul (Hg.). *Sprechakttheorie*. Wiesbaden: Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion. 109–126.
- Gries, Stefan/Stefanowitsch, Anatol (Hgg.). 2007. *Corpora in cognitive linguistics: Corpus-based approaches to syntax and lexis*. Berlin: de Gruyter.
- Gundel, Jeanette/Hedberg, Nancy/Zacharski, Ron. 1993. Cognitive status and the form of referring expressions in discourse. *Language* 69. 274–307.
- Halliday, Michael A./Hasan, Ruqaya. 1976. *Cohesion in English*. London: Longman.
- Hartmann, Frank. 2000. *Medienphilosophie*. Wien: WUV.
- Harweg, Roland. 1968. *Pronomina und Textkonstitution*. München: Fink (= *Poetica Beihefte* 2).
- Hawkins, John A. 1978. *Definiteness and Indefiniteness*. London: Croom Helm.
- Heinemann, Wolfgang. 2000. Textsorte – Textmuster – Texttyp. In: Brinker, Klaus/Antos, Gerd/Heinemann, Wolfgang/Sager, Sven (Hgg.). *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. 1. Halbband: Textlinguistik*. Berlin: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 16.1). 507–522.
- Heinemann, Wolfgang/Viehweger, Dieter. 1991. *Textlinguistik. Eine Einführung*. Tübingen: Niemeyer.
- Hielscher, Martina. 2003. Sprachrezeption und emotionale Bewertung. In: Rickheit, Gert/Herrmann, Theo/Deutsch, Werner (Hgg.). *Psycholinguistik. Ein internationales Handbuch*. Berlin: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 24). 677–707.
- Hoffmann, Ludger. 2000. Thema, Themenentfaltung, Makrostruktur. In: Brinker, Klaus/Antos, Gerd/Heinemann, Wolfgang/Sager, Sven F. (Hgg.). *Text- u Gesprächslinguistik. Halbband 1*. Berlin [u. a.]: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 16). 344–356.
- Hoffmann, Michael. 2007. *Funktionale Varietäten des Deutschen – kurz gefasst*. Potsdam: Universitätsverlag.
- Hörmann, Hans. 1994. *Meinen und Verstehen. Grundzüge einer psychologischen Semantik*. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Iserberg, Horst. 1983. Grundfragen der Texttypologie. In: Daneš, František/Viehweger, Dieter (Hgg.). *Ebenen der Textstruktur*. Berlin: Akademie der Wissenschaften der DDR (= *Linguistische Studien* 112). 303–342.
- Jakobson, Roman. 1979. Linguistik und Poetik. In: Jakobson, Roman (Hg.). *Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921–1971*. Frankfurt/M.: Suhrkamp. 83–121.
- Johnson-Laird, Philip N. 1983. *Mental models. Towards a cognitive science of language, inference, and consciousness*. Cambridge: University Press.
- Kamp, Hans. 1981. A theory of truth and semantic representation. In: Groenendijk, Jeroen A. G./Janssen, Theo M. V./Stokhof, Martin B. J. (Hgg.). *Formal methods in the study of language. Mathematical centre tracts* 135. Amsterdam. 277–322.
- Kamp, Hans/Reyle, Uwe. 1993. *From discourse to logic*. Dordrecht: Kluver.
- Karttunen, Lauri. 1969. Pronouns and variables. In: Binnick, Robert et al. (Hgg.). *Proceedings of V. Chicago linguistics society meeting*. 108–116.
- Kaup, Barbara/Kelter, Stephanie/Habel, Christopher. 2002. Representing referents of plural expressions and resolving plural anaphors. *Language and cognitive processes* 17 (4). 450–500.
- Kertész, András/Schwarz-Friesel, Monika/Consten, Manfred (Hgg.). 2012a. Converging data sources in cognitive linguistics. Amsterdam [u. a.]: Elsevier (= *Special issue of language sciences*).
- Kertész, András/Schwarz-Friesel, Monika/Consten, Manfred. 2012b. Introduction: converging data sources in cognitive linguistics. In: Kertész, András/Schwarz-Friesel, Monika/Consten, Manfred (Hgg.). *Converging data sources in cognitive linguistics*. Amsterdam [u. a.]: Elsevier (= *Special issue of language sciences*). 651–655.
- Keßler, Christine. 2011. Beschreibung von Textsorten

- tenwandel: ein methodischer Ansatz im Erwerb von Textkompetenz. In: Siehr, Karl-Heinz/Berner, Elisabeth (Hgg.). Sprachwandel und Entwicklungstendenzen als Themen im Deutschunterricht: fachliche Grundlagen – Unterrichtsarrangements – Unterrichtsmaterialien. Potsdam: Universitätsverlag Potsdam. 103–120.
- Klein, Josef. 1994. Medienneutrale und medien-spezifische Verfahren der Absicherung von Bewertungen in Presse und Fernsehen. Typologie und semiotische Distribution. In: Moilanen, Markku/Tiitula, Liisa (Hgg.). Überredung in der Presse. Texte, Strategien, Analysen. Berlin: de Gruyter (= Sprache, Politik und Öffentlichkeit 3). 3–17.
- Klein, Wolfgang/von Stutterheim, Christiane. 1992. Textstruktur und referentielle Bewegung / Text structure and referential movement. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 22, 86. 67–92.
- Klein, Wolfgang/von Stutterheim, Christiane. 2007. Mit anderen Worten. In: Klein, Wolfgang/von Stutterheim, Christiane (Hgg.). Sprachliche Perspektivierung. Stuttgart, Weimar: Metzler (= Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 37, 145). 5–8.
- Klemm, Michael. 2002. Wie hältst Du's mit dem Textbegriff? Pragmatische Antworten auf eine Gretchenfrage der (Text-)Linguistik. In: Fix, Ulla/Adamzik, Kirsten/Antos, Gerd/Klemm, Michael (Hgg.). Brauchen wir einen neuen Textbegriff? Frankfurt/M. [u. a.]: Lang. 143–161.
- Kloos, Gerhard. ¹⁰1988. Grundriß der Psychiatrie und Neurologie. Unter Berücksichtigung der Untersuchungstechnik. München: Müller & Steinicke.
- Kniffka, Hannes. 1990. Texte zu Theorie und Praxis forensischer Linguistik. Tübingen: Niemeyer.
- Kniffka, Hannes. 2000. Forensisch-linguistische Autorschaftsanalyse: Eine Zwischenbilanz. In: Baldauf, Christa (Hg.). 2000. Symposium Autorenerkennung. Wiesbaden: Bundeskriminalamt. 54–82.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf. 1985. Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Deutschmann, Olaf (Hg.). Romanistisches Jahrbuch Bd. 36. Berlin: de Gruyter. 15–43.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf. 2008. Mündlichkeit und Schriftlichkeit in Texten. In: Janich, Nina (Hg.). Textlinguistik: 15 Einführungen. Tübingen: Narr. 199–216.
- Köller, Wilhelm. 2004. Perspektivität und Sprache. Zur Struktur von Objektivierungsformen in Bildern, im Denken und in der Sprache. Berlin: de Gruyter.
- Konerding, Klaus-Peter. 1993. Frames und lexikalisches Bedeutungswissen. Untersuchungen zur linguistischen Grundlegung einer Frametheorie und zu ihrer Anwendung in der Lexikographie. Tübingen: Niemeyer (= Reihe germanistische Linguistik 142).
- Kutas, Marta/Federmeier, Kara D. 2010. Thirty years and counting: Finding meaning in the N400 component of the event related brain potential (ERP). Annual review of psychology 2011, 62. 14.1–14.27.
- Linke, Angelika. 2010. Textsorten als Elemente kultureller Praktiken. Zur Funktion und zur Geschichte des Poesiealbumbeitrags als Kernelement einer kulturellen Praktik. In: Klotz, Peter/Portmann-Tselikas, Paul/Weidacher, Georg (Hgg.). Kontexte und Texte. Soziokulturelle Konstellationen literalen Handelns. Tübingen: Narr (= Europäische Studien zur Textlinguistik 8). 127–146.
- Marslen-Wilson, William/Levy, Elena/Tyler, Lorraine. 1982. Producing interpretable discourse: The establishment and maintenance of reference. In: Jarvella, Robert/Klein, Wolfgang (Hgg.). Speech, place and action. Chichester: Wiley. 339–378.
- Marx, Konstanze. 2011. Die Verarbeitung von Komplex-Anaphern. Neurolinguistische Untersuchungen zur kognitiven Textverstehenstheorie. Berlin: TU-Verlag.
- Marx, Konstanze/Weidacher, Georg. 2013. Internetlinguistik. Ein Lehr- und Arbeitsbuch. Tübingen: Narr.
- Mausfeld, Rainer. 2005. Vom Sinn in den Sinnen. Wie kann ein biologisches System Bedeutung generieren? In: Elsner, Norbert/Lüer, Gerd (Hgg.). „sind eben auch nur Menschen“ – Verhalten zwischen Zwang, Freiheit und Verantwortung. Göttingen: Wallstein. 47–80.
- McKoon, Gail/Ratcliff, Roger. 1992. Inference during reading. Psychological review 99. 440–466.
- Miller, George A. 1956. The magical number seven, plus or minus two: some limits on our capacity for processing information. Psychological review 63, 2. 81–89.
- Monka, Michael/Schöneck, Nadine/Voss, Werner. ⁵2008. Statistik am PC: Lösungen mit Excel. München: Hanser.
- Müller, Horst. 2013. Psycholinguistik – Neurolinguistik: Die Verarbeitung von Sprache im Gehirn. München: Fink (= UTB).
- Müller, Horst/Weiss, Sabine. 2002. Neurobiologie der Sprache. Experimentelle Psycholinguistik. In: Müller, Horst (Hg.). Arbeitsbuch Linguistik. Paderborn: Schöningh (= UTB 2169). 406–422.
- Murphy, Gregory L. 1985. Process of understanding anaphora. Journal of memory and language 24. 290–303.

- Nabi, Robin/Wirth, Werner. 2008. Exploring the role of emotion in media effects: an introduction to the special issue. *Media psychology* 11, 1. 1–6.
- Navratil, Leo. 1966. Schizophrenie und Sprache. *Zur Psychologie der Dichtung*. München: DTV.
- Ohler, Peter/Nieding, Gerhild. 1996. Cognitive modeling of suspense-inducing structures in narrative films. In: Vorderer, Peter/Wulff, Hans. J./Friedrichsen, Mike (Hgg.). *Suspense. Conceptualizations, theoretical analyses, and empirical explorations*. New York: Erlbaum. 129–147.
- Olsson, John. 2004. *Forensic linguistics. An introduction to language, crime and the law*. London: Continuum.
- Oomen, Ursula. 1971. Systemtheorie der Texte. *Folia Linguistica* V. 12–34.
- Osgood, Charles E./Suci, George J./Tannenbaum, Percy H. 1957/⁹1975. *The measurement of meaning*. Urbana: University of Illinois Press.
- Pasch, Renate (Hg.). 2003. *Handbuch der deutschen Konnektoren*. Berlin: de Gruyter.
- Peters, Stephan. 2013. Schein-Evidenz als persuasive Strategie in der Berichterstattung zum 10. Jahrestag von 9/11. In: Schwarz-Friesel, Monika/Kromminga, Jan-Henning (Hgg.). *Metaphern der Gewalt vor und nach 9/11. Konzeptualisierungen von Terrorismus in den Medien*. Tübingen: Narr. 173–195.
- Pöppel, Ernst. 1985. *Grenzen des Bewußtseins. Über Wirklichkeit und Welterfahrung*. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt.
- Portmann-Tselikas, Paul R./Schmölzer-Eibinger, Sabine. 2008. Textkompetenz. *Fremdsprache Deutsch*. 39/2008: Textkompetenz. München: Hueber. 5–16.
- Rayner, Keith/White, Sarah K./Johnson, Rebecca L./Liversedge, Simon P. 2006. Reading words with jumbled letters. *Psychological science* 17. 192–193.
- Rickheit, Gert/Herrmann, Theo/Deutsch, Werner (Hgg.). 2003. *Psycholinguistik. Ein internationales Handbuch*. Berlin [u. a.]: de Gruyter (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 24).
- Rickheit, Gert/Schade, Ulrich. 2000. Kohärenz und Kohäsion. In: Brinker, Klaus/Antos, Gerd/Heinemann, Wolfgang/Sager, Sven (Hgg.). *Text- und Gesprächslinguistik / Linguistics of text and conversation. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung / An international handbook of contemporary research*. 1. Halbband/Volume 1. 275–283.
- Rozengurt, Roman. 2011. Neuroscience of humor processing. A selective review. *Research journal in humor studies* issue 1/October 2011. E72–E78.
- Russell, Bertrand. 1905. On denoting. *Mind. New Series* 14 (56). 479–493.
- Sanders, Ted/Spooren, Wilbert. 1999. Communicative intentions and coherence relations. In: Bublitz, Wolfram/Lenk, Uta/Ventola, Eija (Hgg.). 1999. *Coherence in spoken and written discourse*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins (= *Pragmatics & beyond* 63). 235–250.
- Sanders, Ted/Spooren, Wilbert. 2001. Text representation as an interface between language and its users. In Sanders, Ted/Schilperoord, Joost/Spooren, Wilbert (Hgg.). *Text representation: linguistic and psycholinguistic aspects*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins (= *Human cognitive processing* 8). 1–25.
- Sandig, Barbara. 1972. Zur Differenzierung gebrauchssprachlicher Textsorten im Deutschen. In: Gülich, Elisabeth/Raible, Wolfgang (Hgg.). *Textsorten. Differenzierungskriterien aus linguistischer Sicht*. Frankfurt/M.: Athenäum. 113–124.
- Sandig, Barbara. 2000. Text als prototypisches Konzept. In: Mangasser-Wahl, Martina (Hg.). *Prototypentheorie in der Linguistik*. Tübingen: Stauffenburg. 93–112.
- Sandig, Barbara. 2006. *Textstilistik des Deutschen*. Berlin: de Gruyter.
- Sanford, Anthony/Garrod, Simon. 1981. *Understanding written language*. Chichester: Wiley.
- Sanford, Anthony/Moxey, Linda M. 1995. Aspects of coherence in written language: A psychological perspective. In: Gernsbacher, Morton A./Givón, Talmy (Hgg.). *Coherence in spontaneous text*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins. 161–187.
- Schall, Sabine. 2004. *Forensische Linguistik*. In: Knapp, Karlfried (Hg.). 2004. *Angewandte Linguistik – Ein Lehrbuch*. Tübingen: Francke. 455–562.
- Schank, Roger/Abelson, Robert. 1977. *Scripts, plans, goals and understanding: An inquiry into human knowledge structures*. Hillsdale/New Jersey: Erlbaum.
- Scherer, Carmen. 2006. *Korpuslinguistik*. Heidelberg: Winter (= *Kurze Einführungen in die germanistische Linguistik* 2).
- Schindelbeck, Dirk. 1990. Konsumhymnen. Alltag und Mentalität der Nachkriegszeit im Spiegel der Lyrik. *Der Deutschunterricht*. Heft 4/1990, 56–70.
- Schmoe, Friederike. 2011. *Sprache und Spannung – Sprache und Suspense. Germanistische Studien. Jubiläumsausgabe Nr. 10: Sprache und Emotionen*. 116–127.
- Schnotz, Wolfgang. 1986. *Kohärenzbildung beim Aufbau von Wissensstrukturen mit Hilfe von Lehrtexten*. Tübingen: Universität, Deutsches Institut für Fernstudien, Arbeitsbereich Lernforschung.
- Schnotz, Wolfgang. 1994. *Aufbau von Wissensstrukturen. Untersuchungen zur Kohärenzbildung beim Wissenserwerb mit Texten*. Weinheim: Beltz (= *Fortschritte der psychologischen Forschung* 20).

- Schnotz, Wolfgang. 2006. Was geschieht im Kopf des Lesers? Mentale Konstruktionsprozesse beim Textverstehen aus der Sicht der Psychologie und der kognitiven Linguistik. In: Blühdorn, Hardarik/Breindl, Eva/Waßner, Ulrich (Hgg.). *Text – Verstehen. Grammatik und darüber hinaus*. Berlin: de Gruyter. 222–238.
- Schrott, Raoul/Jacobs, Arthur. 2011. *Gehirn und Gedicht. Wie wir unsere Wirklichkeiten konstruieren*. München: Carl Hanser.
- Schwarz, Monika. 1992. Kognitive Semantiktheorie und neuropsychologische Realität. Tübingen: Niemeyer.
- Schwarz, Monika. 1997. Anaphern und ihre diversen Antezedenten: Koreferenz und Konsorten. In: Dürscheid, Christa/Ramers, Karl Heinz/Schwarz, Monika (Hgg.). *Linguistik im Fokus. Festschrift für Heinz Vater zum 65. Geburtstag*. Tübingen: Niemeyer. 445–456.
- Schwarz, Monika. 2000a. Indirekte Anaphern in Texten. Studien zur domänen-gebundenen Referenz und Kohärenz im Deutschen. Tübingen: Niemeyer.
- Schwarz, Monika. 2000b. Textuelle Progression durch Anaphern – Aspekte einer prozeduralen Thema-Rhema-Analyse. In: Dölling, Johannes/Pechmann, Thomas (Hgg.). *Prosodie – Struktur – Interpretation*. Leipzig: Institut für Linguistik (= LAB 74). 111–126.
- Schwarz, Monika. 2001. Establishing coherence in text. Conceptual continuity and text-world models. *Logos and language* 2.1. 15–23.
- Schwarz, Monika. ³2008. Einführung in die Kognitive Linguistik. 3., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Tübingen: Francke.
- Schwarz, Monika/Chur, Jeanette. ⁵2007. *Semantik – ein Arbeitsbuch*. Tübingen: Narr.
- Schwarz-Friesel, Monika. 2003. „Damit Sie auch heute noch kraftvoll zuhören können.“ Zur kommunikativen und kognitiven Funktion intertextueller Markierungen in der aktuellen Werbung. *Sprachtheorie und germanistische Linguistik* 13.1. 3–24
- Schwarz-Friesel, Monika. 2006. Kohärenz versus Textsinn. Didaktische Facetten einer linguistischen Theorie der Kontinuität. In: Ziegler, Arne/Schermer, Maximilian (Hgg.). *Angewandte Textlinguistik. Perspektiven für den Deutsch- und Fremdsprachenunterricht*. Tübingen: Narr (= Europäische Studien zur Textlinguistik 2). 63–75.
- Schwarz-Friesel, Monika. 2007a. Text- und Gesprächsanalyse. In: Steinbach, Markus et al. *Schnittstellen der germanistischen Linguistik*. Stuttgart: Metzler. 219–256.
- Schwarz-Friesel, Monika. 2007b. Indirect anaphora in text: a cognitive account. Schwarz-Friesel, Monika/Consten, Manfred/Knees, Mareile (Hgg.). *Anaphors in text*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins. 3–20.
- Schwarz-Friesel, Monika. 2009. Ironie als indirekter expressiver Sprechakt. Zur Funktion emotionsbasierter Implikaturen bei kognitiver Simulation. In: Bachmann-Stein, Andrea/Merten, Stephan/Roth, Christine (Hgg.). *Perspektive auf Wort, Satz und Text. Festschrift für Inge Pohl*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag. 223–232.
- Schwarz-Friesel, Monika. 2011. Text comprehension as the interface between verbal structures and cognitive memory processes: The case of resolving direct and indirect anaphora. In: Zelinsky-Wibbelt, Cornelia (Hg.). *Relations between language and memory. Organization, representation, and processing*. Frankfurt/M.: Lang (= Saarbrücker Beiträge zur Sprach- und Translationswissenschaft 23). 293–330.
- Schwarz-Friesel, Monika. 2013. Metaphern der Gewalt – Konzeptualisierungen von Terrorismus in den Medien vor und nach 9/11. In: Schwarz-Friesel, Monika/Kromminga, Jan-Henning (Hgg.). *Metaphern der Gewalt vor und nach 9/11. Konzeptualisierungen von Terrorismus in den Medien*. Tübingen: Narr. 7–24.
- Schwarz-Friesel, Monika. ²2013. *Sprache und Emotion. Zweite, aktualisierte und erweiterte Auflage*. Tübingen, Basel: Francke (= UTB 2939).
- Schwarz-Friesel, Monika/Consten, Manfred. 2011. Reference and anaphora. In: Bublitz, Wolfram/Norricks, Neal R. (Hgg.). *Foundations of pragmatics*. Berlin: de Gruyter (= Handbooks of pragmatics 1). 347–372.
- Schwarz-Friesel, Monika/Consten, Manfred/Marx, Konstanze. 2004. Semantische und konzeptuelle Prozesse bei der Verarbeitung von Komplex-Anaphern. In: Pohl, Inge/Konerding, Klaus-Peter (Hgg.). *Stabilität und Flexibilität in der Semantik. Strukturelle, kognitive, pragmatische und historische Perspektiven*. Frankfurt/M.: Lang (= *Sprache – System und Tätigkeit* 52). 67–88.
- Schwarz-Friesel, Monika/Consten, Manfred/Knees, Mareile (Hgg.). 2007. *Anaphors in text*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins.
- Schwarz-Friesel, Monika/Kromminga, Jan-Henning (Hgg.). 2013. *Metaphern der Gewalt vor und nach 9/11. Konzeptualisierungen von Terrorismus in den Medien*. Tübingen: Narr
- Searle, John R. 1969. *Speech acts*. Übers. 1971: *Sprechakte*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Searle, John R. 1975. A taxonomy of illocutionary acts. In: Gunderson, Keith (Hg.). *Language, mind, and knowledge*. Minneapolis: University. 344–369.

- Searle, John R. 1982. Ausdruck und Bedeutung: Untersuchungen zur Sprechakttheorie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Singer, Murray. 1994. Discourse inference processes. In: Gernsbacher, Morton A. (Hg.). *Handbook of psycholinguistics*. London: Academic Press. 479–515.
- Singer, Murray/Graesser, Arthur C./Trabasso, Tom. 1994. Minimal or global inference during reading. *Journal of memory and language* 33 (4). 421–441.
- Sperber, Dan/Wilson, Deirdre. 1986. *Relevance: communication and cognition*. Oxford: Blackwell.
- Spooren, Wilbert. 1999. Textlinguistik. In: Pörings, Ralf/Schmitz, Ulrich (Hgg.). *Sprache und Sprachwissenschaft*. Tübingen: Niemeyer. 187–210.
- Stahlberg, Dagmar/Sczesny, Sabine. 2001. Effekte des generischen Maskulinums und alternativer Sprachformen auf den gedanklichen Einbezug von Frauen. *Psychologische Rundschau* 52, 3. 131–140.
- Stenvall, Maija. 2008. On emotions and the journalistic ideals of factuality and objectivity – Tools for analysis. *Journal of pragmatics* 40. 1569–1586.
- Strawson, Peter F. 1950. On referring. *Mind* 59. 320–344.
- Strohner, Hans. 1990. *Textverstehen. Kognitive und kommunikative Grundlagen der Sprachverarbeitung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Thibodeau, Paul/Boroditsky, Lera. 2013. Natural language metaphors covertly influence reasoning. *PLoS ONE* 2013 8, 1. e52961.
- van Dijk, Teun. 1980a. Macrostructures. An interdisciplinary study of global structures in discourse, interaction, and cognition. Hillsdale/New Jersey: Erlbaum.
- van Dijk, Teun. 1980b. *Textwissenschaft. Eine interdisziplinäre Einführung*. Tübingen: Niemeyer.
- van Dijk, Teun. 2006. Discourse and manipulation. *Discourse & society* 17, 3. 359–383.
- van Dijk, Teun/Kintsch, Walter. 1983. *Strategies of discourse comprehension*. New York: Academic Press.
- van Oostendorp, Herre/de Mul, Sjaak. 1990. Moses beats Adam: a semantic relatedness effect on a semantic illusion. *Acta Psychologica* 74 (1). 35–46.
- Vater, Heinz. 1963. *Das System der Artikelformen im gegenwärtigen Deutsch*. Tübingen: Niemeyer (= *Linguistische Arbeiten* 78).
- Vater, Heinz. 1984. Referenz und Determination im Text. In: Rosengren, Inger (Hg.). *Sprache und Pragmatik*. Lund: Lunder Germanische Forschung. 323–344.
- Vater, Heinz. ³2001. *Einführung in die Textlinguistik*. München: Fink (= UTB).
- von Stutterheim, Christiane. 1994. Quaestio und Textaufbau. In: Kornadt, Hans-Joachim/Grabowski, Joachim/Mangold-Allwinn, Roland (Hgg.). *Sprache und Kognition. Perspektiven moderner Sprachpsychologie*. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag. 251–272.
- von Stutterheim, Christiane. 1997. *Einige Prinzipien der Textaufbaus: empirische Untersuchungen*. Tübingen: Niemeyer (= RGL 184).
- Warnke, Ingo/Spitzmüller, Jürgen (Hg.). 2008. *Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene*. Berlin: de Gruyter (*Linguistik – Impulse & Tendenzen* 31).
- Warnke, Ingo/Spitzmüller, Jürgen. 2011. *Diskurslinguistik. Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse*. Berlin: de Gruyter.
- Willems, Klaas. 2012. Intuition, introspection and observation in linguistic inquiry. In: Kertész, András/Schwarz-Friesel, Monika/Consten, Manfred (Hgg.). *Converging data sources in cognitive linguistics*. Amsterdam [u. a.]: Elsevier (= *Special issue of language sciences*). 665–681.
- Winkler, Iris. 2011. *Aufgabenpräferenzen für den Literaturunterricht: Eine Erhebung unter Deutschlehrkräften*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Winkler, Iris/Masanek, Nicole/Abraham, Ulf (Hgg.). 2010. *Poetisches Verstehen: Literaturdidaktische Positionen – empirische Forschung – Projekte aus dem Deutschunterricht*. Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren.
- Wode, Henning. 1988. *Einführung in die Psycholinguistik: Theorien, Methoden, Ergebnisse*. Ismaning: Hueber.
- Wulff, Hans J. 1979. *Texte, Themen, Titel. Die Überschrift im Rahmen der Textsemantik. Papiere des Münsteraner Arbeitskreises für Semiotik (PAP-MAKS): Zur Textsemiotik des Titels* 12. 199–239.
- Würstl, Heike. 2004. *Analyse eines Erpresserschreibens*. Frankfurt/M.: Verlag für Polizeiwissenschaft.